Dorfgeschichten.

Von

Johann Schöpf.

Zweite Reihe.

Regensburg.

Verlag von G. Joseph Manz.

1857.

Geschichte einer schönen Seele.

Erzählung.

Geschichte einer schönen Seele.

Wer im Dorfe Vintl von der Landstrasse in das nördlich sich in die Gebirge hinein ziehende Thal ablenkt und auf dem Wege längs des herausströmenden, wilden Pfunderer-Baches eine kleine Weile fortwallt, sieht bald, nachdem er einen rechts vorspringenden Hügel umgangen hat, links auf einer Hügelgruppe ein sehr zierliches Haus stehen. Die Gegend, welche sich hier dem Blick eröffnet, trägt ganz den Charakter der traulichsten, lieblichsten Ländlichkeit. Nach außen hat der vorspringende Hügel den Rückblick gänzlich abgeschlossen; dafür weitet sich nach innen eine ganz neue, liebliche Thalgegend mit Feldern und Wiesen auf der Ebene, rechts und links von mannigfach geformten Hügelreihen begränzt, über welche die hohen, mit dunkeln Nadelholzwäldern besetzten Gebirge weit in's blaue Firmament emporragen. Etwas zur Rechten steigt die Riesenpyramide der Eidechse weit

über alle andern Gebirge empor. Die Hügel sind mit freundlichen Gehöften besetzt; Gruppen verschiedener Laubhölzer, namentlich heitere Birkenwälder erhöhen die Abwechslung.

Unter diesen Häusern nimmt das oben berührte, beim Weißlaner genannte, weitaus die lieblichste Stelle ein. Eine Vertiefung in die linke Bergwand hinein, zu flach, um ein Seitenthal genannt werden zu können, ist ganz mit aneinander und übereinander gekuppelten Hügeln ausgepolstert; das helle Grün derselben, die Gruppen mannigfaltiger Bäume mit ihren dunklern Laubdächern, ein Paar krystallhelle Bäche, die von den höhern Bergen herabströmen und ihren Weg zwischen den Hügeln herab verfolgen, das ganze Gemälde der Landschaft von einem dunklen Fichtenwald wie mit einem Rahmen umgeben und abgeschlossen, macht den erfreuendsten Eindruck auf jedes Herz und jeder Freund traulicher Ländlichkeit wünscht sich einen ähnlichen Ort zu seinem Aufenthalte.

Zum idyllischen Charakter der Gegend paßt auf's Trefflichste die ganze Gestalt des Hauses. Es trägt noch ganz die Form der alten Bauernhäuser; die Stockwerke sind gemauert, die Mauern haben eine graulich blaue Tünche, Thüren und Fenster sind grün angestrichen, ein freundlicher Söller umkreist das obere Stockwerk, die Dachflügel sind breit und flach, das Giebelfeld ist von Holz und trägt die mannigfaltigsten Verzierungen, namentlich auch mehrere blendend weiße Scheiben mit merkwürdigen Schwarzschüssen, eine

darunter, auf welcher die ersten zwei Schüsse, so auf selbe fielen, das Centrum berührten. Der Lanerbauer hatte diese Meisterschüsse gethan, die Scheibe aber wurde abgehoben, um nicht von gemeinern Schüssen entweiht zu werden, und als Denkmal an einen wackern Schützen, zu oberst auf das Giebelfeld gepflanzt, aufbewahrt. Das Eigenthümliche am ganzen Hause ist, daß es fast gar keine Spur des gemeinen, alltäglichen Lebens an sich trägt. Es ist Alles um und an selbem so zierlich und nett, daß es einem vorkommt wie ein Bauernhaus auf der Weihnachtskrippe, das auf glitzerndem Grunde, dem gemeinen Gebrauche und Lebenswuste völlig entrückt, in seiner idealen Gestalt dasteht. Wir sehen an diesem Bauernhause Alles auf das Zierlichste geordnet und gehalten. Vor demselben, wo bei andern seinesgleichen gar oft Koth und Wust sich findet, daß man fast die Hausthüre nicht erreichen kann, ist ein zierlicher Garten angebracht, den man zu durchschreiten hat, um in das Haus zu kommen. Ein neu gezimmerter Brunnen, die Säule grün angestrichen und mit der Statue des heiligen Florian geschmückt, über dem Brunnentrog ein Dach sich wölbend, steht dem Garten zur Seite. Zur Hausthüre führt ein auf beiden Seiten mit einer Stiege versehener Söller, auf dessen Brüstung Blumen in zierlichen Geschirren aufgestellt sind. Auch alle Fenster der Frontseite des Hauses sind mit Blumen geschmückt und Jedem muß schon beim ersten Anblicke desselben der Gedanke kommen, daß ein sehr blumenfreundliches, ordnungsliebendes

Wesen hier schalte und walte, und besonders sind es Lilien, Tulpen und weiße Rosen, welche ihre Heimath da gefunden haben.

Dieß blumenfreundliche Wesen müssen wir nun auch zuerst aufsuchen. Treten wir ein in das Haus und steigen die Stiege hinauf, so erblicken wir in der Kammer rechts durch die geöffnete Thüre eine hochgewachsene Jungfrau, an deren ganzer Gestalt Alles einen großartigen, erhabenen Typus hat, so daß man sich sagen muß, sie sei eigentlich für einen Königspalast, für eine Krone geboren, nicht für ein beschränktes Bauernhaus. Die hohe Stirne, die großen, seelenvollen Augen, das etwas länglichte Gesicht, der eben so schön geformte als kraftvolle Mund, die ganze großartige Leibesgestalt erinnert am ehesten an die Darstellung, in welcher eine heilige Katharina abgebildet wird, und ich wüßte auch in der That für einen Maler kein herrlicheres Modell jener Heiligen, als diese Jungfrau, die wir Rosa nennen wollen. Rosa steht in ihrer Kammer vor einem kleinen Gemälde und betrachtet selbes mit sinnendem, leuchtenden Blicke. Solches stellt die Begebenheit dar, wie ein bekümmerter Klosterbruder, der über seinen Zweifel, ob die seligste Gottesmutter in der Geburt des Heilandes eine reine Jungfrau geblieben, nicht hinaus mag, zu Frater Ägidius, dem Gärtner, in den Garten kam und bei ihm Heil gegen seinen Zweifel suchte. Den Erfolg dieser Anfrage beschreibt uns ein Dichter in folgenden Versen:

Als Ägidius dieß höret,
Fühlt er, daß der Schreck ihn bleichet
Ob des Mönches sünd'gen Zweifels;
Doch er faßt sich, und behende
Schreibt er mit dem Wärterstäbchen
Diese Worte in den Sandweg:
„Eine Jungfrau vor der Christnacht."
Sieh, und an der Stelle plötzlich
Schießt empor die schlanke Lilie.
Wieder schreibt er diese Worte:
„Eine Jungfrau in der Christnacht."
Sieh, und auch auf dieser Stelle
Sprießt empor die schlanke Lilie.
Und er schreibt zum dritten Male:
„Eine Jungfrau nach der Christnacht."
Sieh, und auch zum dritten Male
Sprießt empor die schlanke Lilie.
Wohl genug gesehen hatte
Nun der Bruder, frei von Zweifel
Und mit feuchtem Blicke schlich er
Wieder in die stille Zelle.

Diese Begebenheit war auf dem Gemälde dargestellt. „Es muß doch etwas ganz besonders Herrliches sein um die Jungfrauschaft," — sagte endlich Rosa mit langsamen Worten — „etwas besonders Herrliches. — Es ist beschlossen, Jungfrau bleib' ich!" — setzte sie mit dem gewichtigsten Nachdruck bei, und ihr Auge leuchtete und ihr Gesicht strahlte; sie schritt vom Bilde weg zum Fenster hin, das in den Garten hinab sah, und sagte noch einmal: „Jungfrau bleib' ich!" und ihre beiden Hände ergriffen die grüne Vase eines

Lilienstockes, und lange stand sie da, in's Anschauen der schneeweißen Blume verloren, bis sich endlich ihr purpurner Mund auf sie neigte und dem blendenden Blatte einen glühenden Kuß aufdrückte.

„Aber" — sagte sie sich selbst nach einer Pause — „das wird große Mühe kosten! die Mutter, die Mutter! — Wo ist aber etwas Herrliches auf Erden, das nicht Streit kostet? Alles Schöne will errungen sein, am gemeinen Wege liegt nur Staub und Stein, und an den Zäunen wächst nur Brennessel und Wegerich."

„Rosa! Rosa! wo steckst du?" hallte es nun von unten herauf; die Mutter rief, und Rosa beeilte sich, dem Rufe zu folgen.

„Wo bleibst du doch immer?" — fragte die Mutter, Monika mit Namen, mit barschem Tone — „und steckst immer allein irgendwo? Du willst dich gar nicht bei mir aufhalten, und mir ist so traurig und schwer, wenn ich allein bin. Hast du geweint?"

„Nein, liebe Mutter! geweint hab' ich nicht!" — entgegnete Rosa. „Erst gestern haben wir den Vater begraben," — sagte die Mutter — „und mir scheint, daß du dir gar wenig daraus machst und keine Traurigkeit darob verspürst. Mädchen! dieß hat dein Vater nicht um dich verdient!" „Mutter!" — erwiederte Rosa — „ich kann mir den Vater nicht todt denken." „Nicht todt denken? das wäre sonderbar, nachdem er versenkt ist in's Grab und im kühlen Erdenschooße ruht." „Ich weiß dieß wohl" — entgegnete Rosa —

„und bin gestern selbst dabei gewesen, da sie ihn hinabgesenkt und die Erdschollen hinabgedonnert haben auf den Sarg; ich kann mir doch nicht vorstellen, daß der Vater todt sei. Mir kommt es nicht anders in den Sinn, als er schlafe. Immer und immer seh' ich ihn so vor mir liegen, die Hände gefaltet auf der Brust, ein Kreuz aus Wachs und einen Rosmarinzweig haltend, mit einem blendendweißen Hemde angethan, den grünseidenen Hosenträger darüber, den schwarzen Flor um den Hals geschlungen, in seinem Festtaggewande, die Augen geschlossen, und ich kann es mir nicht anders in den Kopf bringen, als zu denken, er schlafe."

„Du bist ein wunderliches Geschöpf!" — sagte Monika. — „Mädchen, Mädchen, das heißt nichts, daß du mit solchen albernen Flausen den schweren Verlust dir ausreden willst, den wir erlitten haben. Ich habe gut gemerkt, du hast keine Thräne, keine einzige Thräne vergossen, um deinen Vater keine einzige Thräne!" Ein Strom von Thränen floß aus den Augen der Monika bei diesen Worten und lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme. Rosa erwiederte nichts auf die Vorwürfe ihrer Mutter, sie trat an's Fenster und blickte, wie in Gedanken ganz verloren, hinaus in den Garten, man mochte keine Veränderung an ihr bemerken, als daß die liebliche Röthe ihrer Wangen einer blendendweißen Bläſſe gewichen und ihr Auge noch größer war, als sonst.

Nachdem die Mutter ausgeweint hatte und still

und sinnend auf der Ofenbank im Winkel saß, trat Rosa hin zu ihr und sagte: „Nehmt es mir nicht übel, liebe Mutter! daß ich bei der Leiche des Vaters nicht geweint habe, Ihr wißt, ich kann nicht traurig sein, ich kann nicht weinen.“ „Schweige!“ — entgegnete diese. „Ist es denn gar so vortrefflich,“ — fuhr Rosa gelassen fort — „bei allen Dingen so recht ihre Nachtseite hervorzukehren und solche allein zu beachten? Hat doch Alles in der Welt — die Sünde allein ausgenommen — seine heitere und lichte Seite.“

„Mädl! ich versteh' dich nicht!“ — erwiederte Monika auffahrend — „du bist ein eigenes Wesen, und mich nimmt nur Wunder, wie dir solches Zeug in den Kopf kommt?“

Ein eigenes Wesen war Rosa allerdings. Es war, als ob sich bei ihr, wie nicht leicht bei einem Menschen, eine größere Gabe, ein weit bedeutenderes Mitgift jenes glückseligen Zustandes vorgefunden habe, in welchem der Mensch von Gott geschaffen worden ist und im Paradiese sich befunden hat. Jene ursprüngliche Glückseligkeit, von keinem Leid getrübt, von keiner Schattenseite verdunkelt, von keinem Wurm zernagt, von keiner Fäulniß angefressen, schien wenigst einigermassen in Rosa's Herz ihre Wohnstätte aufgeschlagen zu haben. Es konnte allerdings nicht fehlen, daß diese Blume, in die stürmische Welt der gegenwärtigen Wirklichkeit gepflanzt, in ein Erdreich und Klima versetzt, so ganz verschieden vom Garten Eden, von manchem Frost versengt, von manchem Sturm

geknickt zu werden Gefahr lief. Aber die Blume hatte ein zähes Leben, zäher, als man bei ihrer Zartheit glauben mochte; sie wußte sich nach allen Seiten zu wehren und zu vertheidigen und ihre Licht- und Lebensnatur den Angriffen der Nacht und des Todes gegenüber zu behaupten, ja sie wußte einen Schimmer ihres Lichtes, einen Duft ihres Wohlgeruchs weit und breit ihrer Umgebung mitzutheilen. Dieser Gemüthsstimmung Rosa's sind nun gar mancherlei Erscheinungen ihres Lebens und ihre Art und Weise, zu handeln, zuzuschreiben. Rosa war eine ungemeine Liebhaberin von Blumen, namentlich von Rosen, Lilien, Tulpen, Nelken und vom immergrünen Rosmarin, und daher war Garten und Haus vom reichsten Blumenflor bevölkert. Sie schien doppelt sie selbst zu sein, wenn diese Blumen in ihrer schönsten Blüthe standen, und konnte stundenlang dastehen, in's Anschauen ihrer Blumen verloren, als ob ihre Seele in die herrlichen Gewächse hinübergeströmt wäre. Da ward aber kein welkes Blatt an einem Blumenstocke geduldet, kein Ungeziefer durfte sich darauf nisten, Alles ward auf das Zierlichste und Reinlichste gehalten. Die Blumen mußten der Rosa oft aushelfen, eine Schattenseite des Lebens zu verdecken; die Leiche ihres Vaters lag im herrlichsten Blumenflor, ja die ganze Stube war in einen Blumengarten verwandelt. Ebenso hatte Rosa einen ganz ungemeinen Sinn für Reinlichkeit; es war ihr Werk, daß Alles im Hause und dessen Umgebung von Reinlichkeit eigentlich schimmerte und strahlte.

Schmutz und Befleckung war ihr in tiefster Seele zuwider, und man kann sich denken, welche Mühe und Arbeit es sie kostete, diese glänzende Reinlichkeit an ihr und ihrer Umgebung aufrecht zu erhalten. Während der langwierigen Krankheit ihres Vaters hatte sie dazu besonders Gelegenheit. Es trieb sie aber, diesen Sinn für Reinlichkeit nicht bloß im eigenen Hause zu bethätigen, sondern auch in den Häusern ihrer Umgebung, und Rosa war da überall zu finden, wo es galt, irgend eine Erdennoth mit einem freundlichen Scheine und Überzuge zu bedecken. Da war kein Kranker in der Nachbarschaft, bei dem sich Rosa nicht einfand, und welche Mühe es oft kostete, einen solchen aus dem Wust und der Noth seines Elendes in einen freundlicheren Zustand zu versetzen, wie er ihrem Sinne entsprach, davon hat der allein einen Begriff, welcher weiß, in welch' einem Zustande sich oft solche Kranke befinden. Rosa war eine leuchtende Sonne, die ihre Strahlen überall hineinsendet, wo sich Nacht und Dunkelheit aufhält, und es schien ihr keine Ruhe zu lassen, sie mußte dagegen kämpfen, wo und wie sich Gelegenheit dazu bot. Rosa war eine besondere Freundin des hellen Wetters und heitern Himmels; war das Firmament trübe und der Himmel mit Wolken bedeckt, so war es bei Rosa nicht anders, als wenn über ein herrliches, farbenprächtiges Gemälde ein zarter, grauer Schleier gedeckt ist; sie war nicht eigentlich traurig und trübselig, aber die lichte Farbenpracht ihres Gemüthes war doch in etwas gedämpft. Wenn

jedoch am Morgen ein heiterer Himmel niederlachte, und die Sonne sich hell und glänzend über die Berge erhob, da funkelte und leuchtete auch ihre ganze Seele in ungedämpfter Pracht. Einen sehr verstimmenden Eindruck auf Rosa's Gemüth machte das Donnerwetter mit seinem rabenschwarzen, sich dahinwälzenden Gewölke, mit seinen flammenden Blitzen, mit seinem wüthenden Kampfesungestümm. Wenn es ihr möglich war, zog sie beim Heranrücken eines solchen sich in ihre Kammer zurück, schloß die Fensterläden, zündete ein Licht an und saß da, in's Anschauen ihrer Blumen verloren. Wenn aber das Wetter sich verzogen hatte, nur mehr ein mattes Wetterleuchten von fernher sein Dasein beurkundete, und mit jeder Minute der blaue Himmel und das wiederkehrende Licht größern Raum gewann, da empfand Rosa eine hellstrahlende Freude über diesen Sieg, und sie athmete mit der erquickten Natur zu einem neuen Leben auf und verweilte nie lieber in der freien Weite, auf dem frischbethauten, von tausend Edelsteinen funkelnden Rasen und unter den neu aufgrünenden Laubdächern der Bäume. Man kann sich leicht denken, daß Rosa ebensowenig eine Freundin des Herbstes und Winters war. So angenehm es sonst ist, das gereifte Obst vom Baume zu pflücken, die gereiften Früchte von den Äckern einzuheimsen, Rosa konnte sich dabei eines beengenden Gefühles nicht erwehren. Ihr war der Anblick des Baumes in seiner Blüthe, des Fruchtfeldes in seiner wallenden Üppigkeit viel lieber. So war

ihr auch die Arbeit des Heumachens kein freundliches Geschäft; es stimmte sie wehmüthig, das Gras und die Blumen von der scharfen Sense des Mähers hinfallen und in eine graue, welke Masse zusammendorren zu sehen. Wenn aber im Lenze der Rasen sich neu begrünte, und die ersten Blumen, Maßliebchen, Primeln, Veilchen, Zeitlosen und Anemonen aus der Erde hervorkrochen, und die Quellen und Bächlein ihre Augen wieder öffneten und mit flinkem Fuße in ihren Rinnsälen dahinwallten, da fand sich Rosa in ihrem wahren Elemente. Sie hatte eine ganz eigene Gabe, bei jedem Dinge, bei jeder That und Begebenheit die freudige, lichte Seite auszuwittern, hervorzukehren und diese allein in's Auge zu fassen, und schien hierin der Biene zu gleichen, die aus all' den verschiedenen Blumen, süßen und bittern, freudigen und düstern, nur den Honig herauszieht.

Wie hat sich nun aber bei dieser Stimmung ihres Gemüthes ihr religiöses Leben gestaltet? Die Religion enthält und lehrt ja doch nicht lauter Wahrheiten von heiterm und lichten Gepräge, sondern manche derselben haben eine sehr ernste Gestalt. Rosa lebte das religiöse Leben der Kirche in ihrem heiligen Jahre und im rollenden Kreise ihrer Feste in einer Theilnahme mit, wie nicht leicht ein Christ. Nun strahlt aber weitaus der größere Theil des Kirchenjahres mit seinen freudenreichen und glorreichen Festen im Glanze des Lichtes, das helle Gestirn der göttlichen Liebe leuchtet darüber mit siegender Gewalt, und nur auf kurze Zeit

gewinnt das düstere Gewölke, das aus dem Erdensumpfe aufsteigt, Macht, den hellblauen Himmel zu verhüllen und den Augen der Menschen recht darzustellen, was sie dem Himmel geben für Alles, was dieser ihnen gethan hat. Die freudige Seite des Kirchenjahres lebte nun Rosa aus ganzer Seele mit; das Halleluja der Osterzeit war ihr das theuerste Wort, so sie auf Erden zu hören bekam, und es weckte einen Klang in ihrer Seele, der forttönte, als ob ihr ganzes Wesen ein unendlich empfindsamer Resonanzboden geworden wäre. Die grünen Sonntage nach Pfingsten waren ihr immer eine sehr liebwerthe Erscheinung, und gemahnten sie, als ob die Christengemeinde in der Zeit nach Pfingsten auf grünem Hoffnungsplane dem Himmel zupilgere. In der Fastenzeit aber beengte sie ein ähnliches Gefühl, wie es die physische Welt bei trübem Wetter und zur Zeit des Winters über sie brachte. Sie konnte sich nicht recht darein finden, und es kam ihr vor, als ob sie aus ihrem Elemente herausgerissen wäre. Sie erkannte wohl die hohe Bedeutung und Berechtigung dieser heiligen Zeit, doch blieb sie ihr deßungeachtet immer fremd und weckte keinen verwandten Anklang in ihrem Herzen. Darum war ihr auch der Charfreitag der fremdeste Tag des ganzen Jahres, in den sie mit ihrer Seele sich am Wenigsten hineinzuleben vermochte, so unlieb ihr selbst dieß war. Sie wohnte dem Gottesdienste desselben fleißig bei, aber die lebendige Theilnahme ihres Herzens fehlte, wie sie sonst gewöhnlich

sich vorfand. Dafür war sie eifrigst bemüht, auf die Osterzeit den herrlichsten Blumenflor heranzuziehen, um damit das Grab des Heilandes zu schmücken, und nie waren ihr die Blumen lieber, als am Charfreitage und Charsamstage. Auf das Sehnsüchtigste erharrte sie den Augenblick, in welchem der Priester am Charsamstage Abends bei der feierlichen Auferstehungs-Ceremonie das „Christus ist erstanden!" anstimmte und Gesang und Musik die glorreiche Begebenheit im weitern Text feierte:

Befreit von Todesbanden,
Der als das wahre Gotteslamm
Für mich den Tod zu leiden kam.
Alleluja!

Nun ist der Mensch gerettet,
Der Satan angekettet,
Der Tod hat keinen Stachel mehr,
Der Stein ist weg, das Grab ist leer.
Alleluja!

Der Sieger führt die Schaaren,
Die lang gefangen waren,
In seines Vaters Reich empor,
Das Adam sich und mir verlor.
Alleluja!

O wie die Wunden prangen,
Die er für mich empfangen,
Wie schallt der Engel Siegsgesang
Dem Starken, der den Tod bezwang.
Alleluja!

Dieß war für Rosa im ganzen Jahre der freudigste, heiterste Augenblick. Eine eigene Mühe hatte Rosa mit der Lehre vom Fegfeuer, bis sie einmal das Büchlein der heiligen Katharina von Genua über das Fegfeuer zu lesen bekam, deren Ansichten ihr völlig zusagten, daß die armen Seelen allen Eigenwillen völlig abgelegt haben, daß ihr Wille in den göttlichen ganz aufgegangen und ihnen die Anordnung Gottes somit ganz angenehm sei, so daß sie selbst nichts sehnlicher verlangen, als die Peinen, welche sie nach dem Willen Gottes zu leiden haben. Sie bedauerte, daß die Begräbnißart der ersten christlichen Zeiten abhanden gekommen sei, vermöge welcher der Leichnam in ein ausgehöhltes Grab, wie in ein Schlafkämmerchen gestellt, und solches einfach verschlossen, nicht zugeworfen wurde, und konnte sich mit der gegenwärtigen Begräbnißart, mit diesem Verscharren in die Erde, nie befreunden.

Ihrer ganzen Gesinnungsart nach war Rosa nun auch mit Leib und Seele für den jungfräulichen Stand. Der Gedanke an Heirath und die Gattin eines Mannes werden zu müssen, durchbebte sie mit einem Widerwillen, ja mit einem Grauen, wie nicht leicht etwas. Wenn sie eine Braut zur Trauung in die Kirche ziehen sah, den Jungfrauenkranz auf dem Haupte, aber mit blauem, statt mit rothem Seidenbande, so kam ihr dieß ungemein wehmüthig vor, und sie konnte nicht begreifen, wie man eine Hochzeit als etwas Freudiges mit so lautem Lärm und Jubel zu feiern und zu umgeben

vermöge, mit festlichem Geläute begrüße, mit Kränzen und Blumen schmücke. Am liebsten blieb sie von dergleichen Feier ganz weg. Sie hatte es aber fest in ihrem Herzen beschlossen, Jungfrau zu bleiben. — Kehren wir zum Gespräche zurück, das sich zwischen Rosa und ihrer Mutter weiter entsponnen.

„Rosa!" — begann Monika nach einer Pause — „wir werden jetzt von einer Sache ernstlich reden müssen, die uns bisher minder berührt hat, nun aber in's Reine gebracht werden muß. Der Vater ist todt, das Anwesen ist deinem Bruder Mirns" (abgekürzt von Kasimir) „vermacht; dieser wird nicht lange säumen, sich ein Weib in's Haus zu führen, und auf welche seine Wahl falle, ist uns nicht unbekannt, die Erkorne ist die Elisabeth vom Sponring. Du weißt, wie hochfahrend, stolz und anmaßend diese Person ist. Bei ihr im Hause hier zu leben, wird mir unmöglich sein; so wie ein alter, abgenützter Besen in den Winkel gestellt zu werden, ertrag ich nicht, und bin solches nicht gewohnt im Hause, wo ich nun fünfunddreißig Jahre gemeistert und gewirthschaftet habe. Es ist darum besser, ich gehe früher und wir sehen uns bei Zeiten um einen andern Platz um."

Rosa merkte, daß eine neue Epoche für ihr Leben begonnen habe und die gewohnte Weise einen bedeutenden Ruck erleiden werde. „Ihr werdet recht vermuthen, liebe Mutter!" — entgegnete sie — „wir haben aber im Zuhaus ein gesichertes Quartier, in

welchem uns nichts stören wird und wir ganz nach unserer Weise werden leben können."

„Im Zuhause?" fragte Monika barsch und unwillig. „Auch dort werd' ich vor der Willkür und den Launen der Schwiegertochter nicht sicher sein. Sie fühlt und weiß zu gut, daß wir nicht zusammenpassen, und wird mir keine Ruhe lassen, und ich will und mag einmal nicht in solcher Nähe und Abhängigkeit von ihr leben."

„Was wollt Ihr aber?" — fragte Rosa begierig.

„Die Sache ist leicht," — fuhr die Mutter fort — „und steht ganz bei dir. Der Klingensteinhof, ein treffliches Anwesen, ist zum Verkaufe feil; des Vorstehers Fidelis hat ein Auge darauf, besitzt die Mittel, ihn gleich baar auszubezahlen, und wird dieß ungesäumt thun, wenn du ihm die Hand bietest. Ich ziehe mit dir auf den Klingenstein und wir haben das angenehmste Leben."

„O meine Mutter!" — begann Rosa hastig, hielt sich aber schnell beide Hände vor das Gesicht, drückte sie fest auf die Augen und schwieg.

„Was hast du, Rosa?" — fragte die Mutter. — „Eine bessere Parthie bekommst du in deinem Leben nicht mehr, als den Fidelis. Er ist der sittsamste und fleißigste Junggesell in der Gemeinde, eine wahre Zierde seines Standes, und hat dieß Lob in Aller Mund. Ein bedeutendes Vermögen hat er von seiner Mutter schon geerbt — ich weiß es, sie selbst hat es mir gesagt, was sie ihren Kindern zurücklasse — und

wird dieß durch das Erbe seines Vaters mit der Zeit mehr als verdoppeln. Die reichsten Bauerntöchter der Umgebung wirst du zu Neiderinnen haben."

„Mutter!" — entgegnete Rosa — „ich weiß es, daß Ihr es gut mit mir meint. Aber, werdet nicht böse, ich kann nicht heirathen, ich will als Jungfrau leben und sterben."

Sie war bei diesen Worten auf den Boden hingekniet vor Monika, hatte beide Hände bittend zu ihr erhoben und schaute mit großem Auge, mit begeistertem Blicke und hochgerötheter Wange zu ihr auf, daß es dieser fast unheimlich wurde, so seltsam kam ihr das ganze Wesen ihrer Tochter vor. Monika hatte keinen Funken Empfänglichkeit für eine solche Gesinnung in ihrer Seele. Sie war ein durchaus hausgebackenes Weib, in ihrem Leben stets den gemeinen Weg gegangen; sie schätzte und berechnete Alles nach dem täglichen Gebrauch und Nutzen, war eine fleißige Hausfrau, verständig und derb in der Regierung ihrer Wirthschaft, und wußte trefflich jedem Dinge seinen Nutzen oder Schaden abzulauschen und Alles zum Besten des alltäglichen Lebens einzurichten. Sie hatte nie etwas anders gedacht, als daß ihre Tochter nach Art und Weise aller Evastöchter mit beiden Händen nach einem Mann langen und sich als Hausfrau in ihrem Regiment über Schüsseln und Pfannen, über Milchkasten und Butterkübel selig fühlen solle, wenn auch Rosa's Eigenheiten ihr manchen Zweifel machten.

„Dacht' ich mir es doch," — sagte sie ärgerlich zu

Rosa — „du werdest auch hierin etwas Besonderes haben, wie in andern Dingen. Mädchen! schaff' dir solche Flausen aus dem Kopf und nimm guten Rath an von deiner verständigen, wohlmeinenden Mutter. Laß dieß seltsame Wesen und thue wie Andere, es dürfte dich gereuen, dein Glück von dir gestoßen zu haben. Der Teles wird dieser Tage kommen und bei dir anfragen. Du wirst ihm eine Antwort geben, wie sich's gehört, wenn du Verstand hast und dein Glück nicht mit Füßen von dir stoßen."

Monika sprach diese Worte mit steigendem Affekte und gebietendem Tone, stand dann von der Ofenbank auf und ging durch die gleich daneben befindliche Thüre hinaus in die Küche, indem sie diese Thüre ziemlich unsanft zuschlug, um durch dieß Zeichen ihres Unwillens ihren Worten noch mehr Nachdruck zu geben.

Rosa blieb allein in der Stube. Die Buschenstöcke standen noch zum großen Theil an der Stelle, auf welcher ihr Vater gestern auf Erden gelegen war, die blendendweißen Lilien, die zarten Rosen, die feurigen Nelken, die dunkelgrünen Rosmarinstöcke. Im Winkel zwischen zwei Fenstern, zu Haupten der Leiche, hing ein Gemälde, die Auferstehung des Heilandes darstellend, zur Seite standen zwei Immortellenstöcke. Rosa trat hin auf den Platz, den die Leiche eingenommen, und beschaute sinnenden Auges das Gemälde und die zwei Immortellenstöcke. „Dacht' ich mir es doch," — sprach sie bei sich selbst — „daß es Kampf kosten werde, und schon hat er angefangen. Dieß ist aber nichts

Neues in der Welt, alles Schöne hat seinen Feind, die Sonne muß streiten gegen Nebel und Wolken, das Licht gegen die Finsterniß, der Frühling muß Schritt für Schritt dem wilden Winter Raum abgewinnen. Geht es nun einmal der Art, so sei nicht verzagt." Nun begann sie, die Blumenstöcke wegzuräumen und auf ihren gewöhnlichen Platz hinzutragen; während dieser Beschäftigung sang sie das alte Lied:

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ!
In deiner Urständ fröhlich ist.
Alleluja!

Das himmlisch Heer im Himmel singt,
Die Christenheit auf Erden klingt:
Alleluja!

Jetzt grünet, was nur grünen kann,
Die Bäume zu grünen fangen an.
Alleluja!

Es singen nun die Vögel all',
Es singt und klingt die Nachtigall.
Alleluja!

Der Sonnenschein, der kommt herein,
Und gibt der Welt ein' neuen Schein.
Alleluja!

Die Blümlein blühen mannigfalt,
Erfreuen uns mit ihrer Gestalt.
Alleluja!

Drum singt, ihr Menschen allzugleich
Und preiset Gott im Himmelreich.
Alleluja!

Die Mutter, welche in sinnender Stellung, das eine Knie auf die Herdbank gestemmt, den Kopf mit der linken Hand stützend, in der Küche weilte, ärgerte sich über Rosa's Gesang und glaubte, sie thue ihr dieß zum Trotze; sie verließ auch die Küche und setzte sich auf den grünen Rasen hinter dem Hause. Rosa dachte aber nicht von ferne daran, der Mutter zum Trotze zu singen.

Während Rosa beschäftigt war, die Blumen wegzuräumen, kam eine alte Weibsperson zu ihr in die Stube; sie war ein buckliges, grauhaariges Ding, dessen ganze Gestalt, der verzogene, stark vorwärts gebeugte Oberleib, der kleine Kopf, das ganz verschrumpfte Gesicht mit seinen zwei, von rothen Fleischringen umschlossenen Augen, die beweglicher als Quecksilber hin- und herschoßen, der hinkende Gang den widerlichsten Eindruck machte. Sie nahm sich aus neben Rosa wie beiläufig ein Tersites neben Achilles. Sie versah in der Gemeinde das Geschäft einer Gramplerin, einer Bötin, welche Eier, Butter, Speck und was die Weiber sonst nicht Nagelfestes im Hause vorfanden, nach Brixen trug, und dafür ihre Kaffeehäfen mit jenem braunen Saft versorgte, der nun auch in Tyrol das Sprüchwort zu Schanden gemacht hat:

Knödel, Nudel, Muß und Blente
Sind die vier Tyroler-Elemente.

So postete sie von Haus zu Haus, erfuhr Alles in der Gemeinde und ward zu den geheimsten Aufträgen verwendet.

Mit dem Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und ihren gebückten Leib so gut als möglich aufrichtend, trat Foska — so hieß diese Weibsperson — zu Rosa in die Stube, langte mühsam zum Weihbrunnkrüglein neben der Thüre empor und plätscherte, dreimal mit der ganzen Hand in selbes greifend, dessen ganzen Inhalt heraus und spritzte ihn in der ganzen Stube herum, während sie mit dem Munde etwas dahermurmelte. Sie wollte wahrscheinlich das profane Zimmer für ihre geheiligte Gegenwart einweihen. Sodann lehnte sie ihren Wanderstab an die Ofenbank, setzte ihren Tragkorb darauf und sich neben denselben, und fragte, ob Rosa allein zu Hause sei, ob sie nichts zum Verkaufe habe, oder ob sie ihr vielleicht wegen Anfertigung ihres Klagegewandes einen Auftrag geben wolle?

„Weißt du auch, Rosa!“ — setzte sie bei — „daß Mädchen von deiner Art sich nie besser ausnehmen, als im Klagegewand?“

„Und warum dieß?“ — fragte Rosa.

„Es ist einmal so,“ — erwiederte die Bötin — „nun, ein Licht brennt auch heller in dunkler Kammer.“

„Sei versichert,“ — sagte Rosa — „um mich besser auszunehmen zieh' ich kein Klagegewand an.“

„So sagt ihr losen Mädchen allzeit,“ — entgegnete Foska — „aber man weiß, wie euch Ernst ist. Meine, du wirst schon auch Einem gefallen wollen.“ Rosa erwiederte nichts.

„Sage mir, Rosa!“ — begann die Bötin nach kurzer Pause — „an wen denkst du am liebsten?“

„An wen ich am liebsten denke, was kümmert das dich?“

„Du mußt zutraulicher sein zu mir, Rosa! ich bin alt und erfahren und kenne die Leute besser als du. Du bist in den Jahren, wo du deine Wahl treffen mußt, und da kann dir unser Eines einen Rath geben, der nicht zu verachten ist. Man kann sich betrügen und kann betrogen werden.“

„Sei darüber meinetwegen ohne Sorgen.“

„Nur nicht so zuversichtlich, junges Mädchen! es ist schon Manche irre gegangen, die es nicht vermuthet hat. Ich will dich ein wenig ausfragen, gib mir Antwort. Was scheint dir von des Ödenhubers Felix?“

„Was ich von ihm halte? Ich habe nie darüber nachgedacht, was von ihm zu halten sei.“

„Was denkst du von des Gatschers Nikolaus?“

„Ich weiß, daß der Gatschersohn Nikolaus heißt und weiter nichts.“

„Siehst du, wie du dich auskennst, und doch fürchtest du nicht, betrogen zu werden? Ich meine es gut mit dir, der Vater ist gestorben, du mußt nun auch an deine Versorgung denken und ich möchte dich vor Schaden bewahren. Ich hoffe, du wirst mir danken, daß ich für dich Sorge getragen habe. Ich weiß einen Junggesellen, einen solchen gibt es in neun Gerichten nicht, Rosa! so christlich und brav; es vergeht kein

Sonntag, an dem er nicht zum Pirchstall-Stöckl" (Kapelle) „wallfahrtet und seinen Rosenkranz dort betet, und alle Jahre dreimal geht er nach Trens, und auf dieß muß man allererst sehen, Rosa! auf's Christenthum. Er ist der schönste Bursche weit und breit, so schön gewachsen und munter gelaunt, und der Kröllhof dazu, das ist eine Partie!"

„Du meinst den Kröllfranz?"

„Ja, Rosa! den mein' ich, den Saltauser!" (so hieß er mit einem Übernamen allgemein im Dorfe, weil er bei vorkommenden Händeln und Raufereien gewöhnlich mit den Worten hinter dem Zechtische hervorstürzte: „Laßt mich selbst heraus, ich muß selbst heraus!")

„Von solchen Sachen magst du schweigen!" — sagte Rosa unwillig.

„Du verstellst dich, Rosa!" — entgegnete Foska — „ich kenne das schon. Welchem Mädchen ging auch der Franz nicht ein? Sei nur wohlgemuth, ich habe gute Botschaft für dich. Der Saltauser läßt dich grüßen und schickt dir dieß Brieflein," — und sie zog ein zierliches Brieflein hinter ihrem beschmutzten Brustfleck hervor. „Der Saltauser läßt dich schön grüßen, lies, was da darauf steht: »Der schönen, innigst geliebten Weißlaner Rosa!«"

„Wie bist du so albern, Bötin! zu glauben, daß ich ein solches Geschreibsel von deiner Hand annehmen werde!" — sagte Rosa unwillig. — „Ein für allemal will ich mit solchen Posten von dir Friede haben, und je eher, desto lieber gehst du mir aus den Augen."

Foska ließ sich aber nicht so geschwind abtreiben. Mit einer Miene, so gewichtig und liebevoll bekümmert sie solche nur zu machen verstand, trat sie zu Rosa hin und sagte: „Was bist du für ein thörichtes Ding, Rosa! sei klug, sei gescheidt, ein solches Glück stößt man nicht mit Füßen von sich.“

„Willst du gehen und auf der Stelle die Stube meiden?“ — fragte Rosa gebieterisch, und als Foska nicht folgen wollte, schritt Rosa ohne weiter ein Wort zu verlieren, eiligst durch die Thüre hinaus in die Küche. So blieb auch für Foska nichts übrig, als den verschmähten Liebesbrief wieder hinter den beschmutzten Brustfleck zu bergen, ihren Tragkorb aufzunehmen und unter unverständlichen Verwünschungen ihren Wanderstab weiter zu setzen. Ihre Hoffnung, ein für sie einträgliches Verhältniß anzuknüpfen, war so mißglückt, ihre Laune darum bitterböse, sie war aber entschlossen, deßungeachtet so viel Vortheil aus der Sache zu ziehen, als möglich. Den Brief zerriß sie und streute die Stückchen in den tosenden Wildbach. Draußen „beim grünenden Apfelbaum“ im Dorfe, wo der Thalweg in die Landstrasse einmündet, harrte der Saltauser beim Weinglase auf Nachricht über den Erfolg seiner Liebeswerbung. Als er von ferne die Gramplerin daherwackeln sah, eilte er fort aus der Wirthsstube, ihr entgegen. Foska befliß sich, ihren bitterherben, griesgrämigen Gesichtszügen eine lächelnde Miene zu geben und einen fröhlichen Ausdruck, und pries ihm mit breiten Worten, wie glücklich Alles

gegangen, wie freudig Rosa die Botschaft aufgenommen, wie sie den Brief in die Hände gepreßt und selbst geküßt habe verstohlener Weise, und wie überglücklich sie in seiner Liebe sich preise. Der Saltauser war ganz entzückt über die Botschaft, hieß Foska in die Laube des Wirthshauses eintreten und ließ ihr ein Glas Branntwein nebst Käse und Brod vorsetzen, und nochmals und wiederum mußte sie ihm den Vorgang erzählen. Foska säumte nicht, ihm die glänzendste Schilderung vom glücklichen Erfolg seiner Liebeswerbung zu geben.

Nachdem er die Bötin entlassen hatte, eilte der Saltauser hinauf in die Wirthsstube und ließ sich eine neue Halbe einschenken, und Alles, was kam und ging, mußte ihm Bescheid thun, der Hausknecht wie der Stallbube. Die gute Laune des künftigen Kröllbauern ward den Zech- und Spielbrüdern der Nachbarschaft bald bekannt; Einer nach dem Andern fand sich ein. Es wurde zu den Karten gegriffen. Der Saltauser mußte eine Maß um die andere zahlen; aber er blieb in der rosigsten Laune und schien bei jedem Verlust an goldenem Humor zu gewinnen. Er sprach seinen Kameraden fleißig zu: „Brüder, seid lustig heut! Brüder, seid fidel!“ — hieß es ein- über das anderemal — „Ihr werdet schon bald mehr hören, Saltauser ist nur Einer auf der Welt! Was, der Fidelis wollt' es mir herabthun, das Buttermilchgesicht wollte mir in den Haag gehen? Der mag es bleiben lassen!“ Und Franz setzte sich den Hut mit den fünf krummen Spiel-

hahnfedern trutziger auf den Kopf, und drehte den silbernen Stoßring am kleinen Finger, und schlug auf den eichenen Tisch, daß die Gläser klirrten. „Die Rosa ist mein, daß ihr es wißt, mein ist sie, das bleibt ausgemacht, und wem es nicht recht ist, der komme!“ — betheuerte er dazu.

„Die Rosa ist dein, Saltauser!“ — brüllte der ganze Chor nach — „hoch lebe die Rosa!“ — und es ward angestoßen, und die Gläser klirrten, und eine neue Maß spazierte auf den Tisch. War die Flasche leer, so durfte Einer bloß sagen: „Die Rosa hoch!“ und die Kellnerin erhielt ihren richtigen Theil von Schmähreden aus dem Munde des Saltausers, ihrer Nachlässigkeit wegen, daß sie das Schifflein der Zechbrüder auf eine Untiefe kommen gelassen. Dieß Getriebe währte bis gegen Mitternacht. Da ließ sich Franz eine zierliche, goldgeschliffene Flasche mit dem Besten füllen, der im Keller war, steckte sie in die Tasche und nahm Abschied von der Sippschaft am Tische. Vom Wirthshause weg schwankte er den Thalweg hinein, dem Weißlaner Hause zu. Den lärmenden Pfundererbach übertönend, längs welchem er hinzog, sang er ein Trotzlied um das andere in die stille Mitternacht hinaus:

Berg au bin ih gonga,
Berg o bin ih grennt,
Da hot mi mei Deanal
Im Juchaz'n kennt.

Du flachshaarigs Deanal
I hun di so gearn,
Und i kannt wögn Deinar
Glei a Spinnradl wearn.

Und wenn i mein Votar
A Kalbl verthua,
As kalblt ja wiedar
An ondare Kua.

Beim Hause angekommen, zog er aus dem Schoppen hinter dem Hause eine Leiter hervor, richtete sie mit harter Mühe auf und lehnte sie an das Fenster von Rosa's Schlafkammer, indem er auch unter dieser Arbeit das Lied summte:

Bi a frischa Wildschütz,
I woaß ma zwoa Ständ,
Bei'n Deanal an Fönsta
Und bei'n Gamsal in Gwönd.

Nun stieg er über die aufgerichtete Leiter hinauf zum Fenster und pochte an selbes. „He, Rosa! he, Liebste! Rosa, wach' auf, ich bin's!" Rosa ward durch das Pochen geweckt, rieb sich die Augen und wußte nicht, was die sonderbare, ungewohnte Geschichte sein soll. „Rosa, du mußt mir Bescheid thun!" — rief's wieder vor dem Fenster, das mit einem Vorhang verhüllt war.

„Was gibt es, wer bist du?" — fragte Rosa.

„An Sprung üba d'Goß'n,
An Juachaza drau,
An Klopfar ons Fenstarl,
Scheans Deanal moch au,

ich bin es, dein Franz!" — entgegnete der Saltauser.

„Fort von hier, du wilder Mensch!" — erwiederte Rosa unwillig — „oder ich stoße dich die Leiter hinab." Franz pochte noch ein Paarmal und verlangte, Rosa solle ihm aufmachen und Bescheid thun; Rosa fand aber für gut, keine Antwort mehr zu geben. So mußte sich der Saltauser endlich bequemen, unverrichteter Sache und schmähend die Leiter wieder hinabzusteigen und selbst die goldgeschliffene Flasche zu leeren. In der scharfen Nachtluft hatte der früher genossene Wein ohnehin mehr und freier sein Spiel begonnen; Franz wußte nicht mehr recht, was er thue und was mit ihm geschehe, halb und halb brachte er noch in seinem wüsten Kopfe den tröstenden Gedanken zu Stande, daß Rosa ihn nicht kenne und für Fidelis halte. So stolperte er vom Lanerhause fort, den Thalweg hinaus. Beim „grünenden Apfelbaum" war indeß Alles zu Bette gegangen und Franz fand keinen Einlaß mehr. Kaum wissend, was er thue, schwankte er die breite Strasse hinab und dann auf dem Feldwege der Rienzbrücke zu, um nach Hause zu kommen, sank aber beim Stöckl (gemauerte Bildsäule) jenseits der Brücke zu Boden und verbrachte dort den übrigen Theil der Nacht, der Rasenboden sein Bett.

Am andern Tage, als Rosa mit ihrer Mutter von der heiligen Messe auf dem Fußsteige, welcher auf der andern Seite des Pfundererbaches über liebliche Wiesen und durch heitere Birkenwälder zum Lanerhofe

hinanführte, nach Hause ging, bemerkte sie mit ihrem scharfen Auge, daß ein Bauernbursche im stattlichen Festtagsgewande, einen Blumenstrauß auf dem Hute, obwohl nur Werktag war, ihnen folge. Sie dachte an den Besuch in der Nacht, es war aber Fidelis, der heute seine Werbung bei Rosa und ihrer Mutter anbringen und über sein Schicksal Gewißheit erlangen wollte. Fidelis war ein stattlicher Jüngling, von hoher, schlanker Gestalt, von der alles Breite und Massige fern war; die freie Stirne, der schwärmerische, tiefliegende Blick, das länglichte Gesicht von blühender Farbe, der kleine, blonde Schnurrbart über den rosenrothen, scharfgeschnittenen Lippen, das etwas lange, nach unten hervorstehende, spitze Kinn, die Haltung des immer etwas nach vorwärts geneigten Körpers, nach rechts gesenkten Kopfes gab ihm einen weit edlern Ausdruck, als er bei Bauernjungen in der Regel sich vorzufinden pflegt. Zudem war Fidelis der bravste und fleißigste Jüngling der Gemeinde, gegen seine Ältern sehr folgsam und ehrerbietig, sparsam und nüchtern, fleißig im Kirchenbesuche, den Karten und dem Wirthshause völlig abhold. Er hielt sich von den lärmenden Unterhaltungen seiner Altersgenossen fern und verabscheute ihre rohen Scherze und Lieder; Niemand mochte sich erinnern, den Fidelis je zur Nachtzeit außer dem Hause gesehen zu haben, wenn andere Bursche lärmend und singend das Dorf durchzogen, oder je eine unrechte Rede aus seinem Munde vernommen zu haben.

Als Rosa und ihre Mutter die Höhe erreicht hatten, war auch Fidelis so weit nachgekommen, daß er von beiden erkannt wurde. Monika machte ihre Tochter aufmerksam, um was es sich jetzt handeln werde, und sprach ihr auf das Dringendste an's Herz, ja ihr Glück nicht von sich zu stoßen. Rosa sagte kein Wort dagegen; eine Sternblume am Wege abpflückend und eines der weißen Blättchen nach dem andern wegrupfend ging sie schweigend neben der Mutter her und erst als sie die entblätterte Blume in der Hand hielt, kam sie zu sich und erschrack über ihr Treiben, denn Blumen zerreißen war nicht ihre Sache.

Als die beiden zum Hause kamen, hatte sie Fidelis fast erreicht. Monika zögerte absichtlich und die hinter der Mutter einher gehende Tochter sah sich somit auch auf ihrem Wege gehemmt, sie wäre schon lieber schnell vorwärts geschritten. Im Begriff, über die Söllerstiege hinauf zu steigen, wandte sich Monika um. „Guten Morgen, Fidelis!" — rief sie diesem zu — „wohin heute?"

„Nicht weit mehr;" — entgegnete er, durch's Gitter in den Garten hereintretend — „wenn ich mich recht entsinne, hab' ich bloß auf den Bauernhof gehen wollen."

„So," — erwiederte Monika — „das ist schön, daß du uns auch wieder einmal besuchen willst; wir haben geglaubt, dich beleidigt zu haben, so lange bist du nicht mehr gekommen."

„Keineswegs beleidigt," — sagte Fidelis — „aber

im Hause des kranken Vaters ist fremder Heimgart nicht willkommen.“

„Jetzt haben wir ihn leider verschickt!“ entgegnete Monika und die Thränen traten ihr in die Augen. „Gott geb' ihm die ewige Ruhe!“ setzte Fidelis bei und die drei traten in's Haus. Rosa eilte schnell über die Stiege hinauf in ihre Kammer, unter dem Vorwande, das Kirchengewand abzulegen, Monika und Fidelis traten in die Stube.

„Fidelis, was führt dich heute, am lieben Werktage, im Festtagsgewande her zu uns?“ — fragte Monika, sich hinsetzend an ihren gewohnten Platz im Ofenwinkel.

„Nehmt es mir nicht übel,“ — entgegnete dieser — „was mich herführt, möcht' ich nicht zweimal sagen, und darum muß es noch Jemand hören außer Euch.“

„Rosa! wo bist du? komm augenblicklich herunter!“ — rief nun Monika unwillkührlich und obige Worte schnell nach ihrem Sinne deutend.

Rosa hatte nicht daran gedacht, ihr Gewand abzulegen; eintretend war sie mitten in der Kammer auf den Boden hingekniet und mit ausgebreiteten Armen blieb sie eine Weile regungslos in dieser Stellung mit zum Himmel gewendeten Augen. Auf den Ruf der Mutter erhob sie sich und eilte hinab in die Stube.

„Ist es nun recht?“ fragte Monika den Fidelis.

„Jetzt sind wir beisammen,“ — sagte dieser — „Mutter, Tochter und Brautwerber, und bin ich Euch als dieser genehm, so ist das Kleeblatt fertig.“

Rosa schwieg hocherröthend, Monika starrte eine Zeit lang, gleichfalls schweigend, die Rosa an. Fidelis sprach weiter: „Der Mutter ziemt es, zuerst ihre Meinung zu sagen. Die Zeit drängt, die nächste Woche wird der Klingenstein versteigert, vom Glück des heutigen Tages hängt es ab, ob ich als Käufer auftreten werde oder nicht.“

„Fidelis,“ — sagte nun Monika — „du bist mir als Schwiegersohn ganz recht und ich hoffe, meine Tochter wird sich durch deine Wahl geehrt fühlen.“

„Euch danke ich für die gute Meinung,“ — entgegnete Fidelis — „nun, Rosa! was sagst du zu meinem Antrag?“

„Fidelis,“ — sagte nun diese mit fester Stimme — „nimm es mir nicht übel, ich, ich werde nie heirathen.“

„Rosa!“ — sagte Fidelis, fast aufschreiend mit barschem Tone; aber es schien, als ob ihm Jemand den Hals zuschnüren würde und er nicht weiter reden könnte.

„Mädchen, was fällt dir ein?“ — rief Monika gleichzeitig, tief geärgert, und sie stand auf von der Ofenbank und ging mit schnellen Schritten die Stube auf und ab, wie es gewöhnlich Mannsbilder in heftiger Aufregung zu thun pflegen, und stieß in Einem fort kurze, abgebrochene Sätze heraus, von denen meist das bezeichnende Endwort fehlte: „Ist doch das — hat man nichts, als — solche Flausen im — dumm über —“ und so ging es fort.

Endlich blieb sie vor Rosa stehen und die gefalteten Hände heftig und nachdrücklich auf und nieder schwingend, sprach sie: „Rosa! ist dir das Leben deiner Mutter lieb, so besinne dich eines Bessern.“

Und Fidelis trat neben Monika hin und sagte gleichfalls: „Rosa! mach' mich nicht unglücklich auf mein Leben lang.“

„Fidelis!“ — sprach diese langsam und ernst, ihn mit festem Blick ansehend — „wie solltest du meinetwegen unglücklich werden auf dein Leben lang?“

„Überglücklich werd' ich sein, wenn ich deine Hand erhalte, aber wehe mir, wenn —“ Fidelis sprach nicht aus, er trat an's Fenster, lehnte den Arm an den Längenbalken des Fensterstockes und preßte den Kopf auf den Arm.

Monika gerieth nun in die höchste Aufregung. „Was!“ — begann sie — „bin ich nicht deine Mutter? bist nicht du meine Tochter? bist du mir nicht Gehorsam schuldig? soll ich nicht zu befehlen haben? soll ich gestatten, daß du dein Glück von dir stoßest? Aus dem wird nichts! Rosa, ich befehl', ich befehl'! dort steht dein Bräutigam, auf der Stelle gehst du hin und bietest ihm die Hand!“

Rosa war bei diesen Worten ihrer Mutter am Tischecke auf die Bank niedergesessen, ihre Hand, mit dem Ellenbogen auf das Tischeck aufgesetzt, hielt den Kopf; jetzt ließ sie ihren Arm niedersinken, hob den Kopf auf und sah starr auf Fidelis hin.

Dieser wandte sich um und sagte mit sanftem Tone

zu Monika: „Lassen wir das, Mutter! diese Sache läßt sich nicht zwingen und befehlen. Rosa, ich frage dich nochmals, willst du mir ein freies, ungezwungenes Ja entgegen bringen?"

Die Hände mit verschrobenen Fingern straff nach unten streckend, die Augen aufwärts heftend entgegnete diese, sich hoch aufrichtend: „So wahr Gott im Himmel lebt, ich kann nicht!" Das Wort war wie ein Donnerschlag für Fidelis; er stürzte völlig in sich zusammen und mußte sich mit der Linken am Tische halten. Wie in Betäubung stand er eine kleine Weile da, dann griff er rasch nach dem Hut, der ihm auf den Boden gefallen war, und stürzte, ohne weiter ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus.

Rosa hatte sich, nachdem sie obiges Wort gesprochen, wieder auf die Bank am Tischeck niedergelassen, unwillkührlich aber war sie auf dem Boden in die Kniee gesunken und barg ihr Gesicht in die flachen Hände.

„Bete immerhin," — sprach im höchsten Ingrimm Monika, beide Hände ballend, zu ihr, vor sie hintretend — „du bist ein Teufel, keine Tochter!" — und eilte hinaus in die Küche.

Rosa schien dieß Wort nicht gehört zu haben; unverrückt harrte sie noch eine Zeit in obiger Stellung, dann stand sie auf, blickte mit großen Augen in der Stube herum, als ob sie sich recht überzeugen wollte, daß sie allein sei, schob den großen Tisch auf die Seite und trat ganz nahe zum Hausaltar im Tisch-

winkel hin; dort küßte sie den Fuß am Bilde des Auferstandenen und seine flatternde Siegesfahne. Dann stieg sie gemessenen Schrittes hinauf in die Kammer und trat droben vor das Bild hin, vor welchem stehend wir sie am Beginne dieser Erzählung gefunden, und wie dort sprach sie mit nachdrücklichen Worten, den Bruder Ägidius und seine drei Lilien betrachtend: „Es muß doch etwas Besonders sein um die Jungfrauschaft; ja, Jungfrau will ich sein, will ich bleiben!“ — und sie trat hin zum Lilienstock, der am herrlichsten blühte, und küßte dessen Blumen.

In der ganzen Gemeinde ward es noch am selbigen Tage bekannt, daß Fidelis von Rosa einen Korb bekommen habe. Eine alte Weibsperson, im Zuhause wohnend, hatte sich heimlich in die Küche geschlichen, dort des Vorganges gelauscht und auf das Eiligste die ganze Geschichte ausposaunt. Auch der Saltauser hörte davon und fand sich sehr getröstet und beruhigt dadurch über sein Mißgeschick in der Nacht. Er glaubte, den wahren Schlüssel zum Verständniß der Sache zu besitzen, und sagte Jedem, der es hören wollte, warum Fidelis abgewiesen worden sei. Foska bestärkte ihn in seiner Meinung, ermahnte ihn, sich noch einige Zeit zu gedulden, da Monika über ihre Tochter und deren Weigerung furchtbar aufgebracht sei und von keinem Andern, als Fidelis, etwas wissen wolle. Sie erbot sich, ihm auch für die Zukunft zu weiterm Einverständniß mit Rosa zu dienen, weil sie von ihm reiche Belohnung für ihre Mühe ärndtete; sie bestellte auch fortwährend

Saltausers Briefe und brachte ihm stets goldene Botschaften und selbst einmal einen falschen Brief, angeblich von Rosa, voll der glühendsten Betheurungen.

Was Rosa bei ihrer Mutter indeß für ein Leben hatte, kann man sich denken. Was sich Monika einmal in den Kopf gesetzt hatte, vermochte kein Mensch mehr herauszubringen. Sie war gewohnt, ihren Willen durchzusetzen, denn ihr Mann war sehr willfährig und nachgiebig gewesen. Fand sie Widerstand, so glich ihr Gemüth fortwährend dem empörten Meere, sie hatte nicht Rast noch Ruhe, immer wogte und fluthete es in ihr, wie Wellen, die unablässig gegen einen Damm ankämpfen. Je länger der Kampf dauerte, desto mehr regte es sie auf, desto heftiger wurde sie und immer mehr und mehr brachte sie die roheste Gewalt in Anwendung, um den Widerstand zu brechen. Rosa empfing kein gutes Wort mehr aus ihrem Munde, die gemeinsten Schimpfreden waren alltäglich, selbst Flüche und Verwünschungen scheute Monika nicht. Sie that der Tochter, was sie nur wußte, daß es ihr Kränkung bereite, namentlich war sie im Stande, ihren Ärger an Rosa's Blumen auf die gemeinste Art auszulassen.

„Du verdienst es nicht anders — ich will dir deine Flausen aus dem Kopf bringen!" — waren die Gründe, welche sie angab für ihr Betragen, wenn sie z. B. selbst einen herrlichen Lilienstock aus dem Topfe riß und selben ihr vor die Füße warf. Es waren dieß harte Tage für Rosa.

Mires, der Bruder, hatte indeß die Veranstaltung zu seiner Verehelichung gemacht und es sollte nicht mehr lange währen bis dahin, daß die neue Schwiegertochter, der Monika ein Dorn im Auge, ihren Einzug in den Lanerhof halten sollte. Aber — der Mensch denkt und Gott lenkt, — Mires starb nach kurzer Krankheit. Jetzt war Rosa das einzige Kind, Erbin des Anwesens und ein Mann unumgänglich nothwendig im Hause.

Der plötzliche Tod ihres Sohnes hatte Monika's Gemüth weicher gestimmt gegen ihre Tochter, auch war die Hoffnung lebhaft in ihr erwacht, Rosa werde jetzt, als Besitzerin, die Nothwendigkeit besser einsehen, ihren Entschluß zu ändern und den Umständen sich zu fügen. Um ihr dieß begreiflicher zu machen, zog sich Monika selbst etwas von der bisher geführten Verwaltung des Hauswesens zurück. Die Last derselben sollte empfindlicher auf Rosa's Schultern drücken und eine anderweitige Stütze ihr wünschenswerther machen. Um in ihr das Bewußtsein einer Hauswirthin recht lebendig zu erwecken, überließ Monika ihrer Tochter eine Sache, die aufzugeben sie wohl sehr hart ankam, die Führung des Schlüsselriemens mit all seinen großen und kleinen Schlüsseln. Am Tage nach ihrer Hochzeit hatte Monika denselben von ihrer Schwiegermutter überkommen, ihm traute sie vorzüglich zu, daß er auch bei Rosa hausbackenen Sinn und Gedanken hervorrufen werde. Man kann nicht sagen, daß der Schlüsselriemen am Fürtuchbande Rosa zu besonderer

Zierde gereichte, es stellte sich auffallend eine gewisse Disharmonie heraus, aber Rosa that und ließ geschehen, was die Mutter wollte.

Aus gleichen Gründen, wie Monika, hatte auch Fidelis von Neuem Hoffnung gefaßt. Dieser war die Zeit hindurch sehr zusammengeschwunden, der herrliche Jüngling war an ihm hinweggewelkt, wie ein Baum im herbstlichen Wind und Nebel, Muth und Lust war ihm vergangen. Wie ein Träumender schlich er umher, hielt sich viel in einsamen Gegenden auf und kniete nicht selten stundenlang in der Kirche, auf der Emporkirche im letzten Stuhle. Am öftesten jedoch strich er den einsamen, dunkeln Waldpfad entlang, der sich, von schweren Fichten beschattet, ober dem Lanerhof gegen das Weitenthal nach einwärts zog und an lichtern Stellen gerade auf den Hof und dessen Feldung herab Aussicht bot. Wohl dreimal die Woche mochte man Fidelis Abends, um die Zeit der Dämmerung, auf diesem einsamen Gange treffen. An einer freiern Stelle, die sich an einem begrasten Platze ausweitete und im Hintergrunde von einem hohen, überhängenden Fels geschlossen war, stand eine Rasenbank neben einer Quelle herrlichen Wassers, das unter dem Fels hervorsprudelte. Dort saß Fidelis stundenlang.

In eigener Person nochmals als Werber bei Rosa aufzutreten, wagte er nicht, ihr Wort: „Ich kann nicht!“ klang ihm noch zu furchtbar in den Ohren. Doch hatte er keine Ruhe, und so ließ er durch eine bei-

Rosa wohlgelittene Person bei ihr anfragen. Er erhielt aber die bestimmte Versicherung, daß Rosa ihren Entschluß nicht geändert habe.

Monika zögerte vor der Hand, bei ihrer Tochter nochmals die Sache anzuregen, und wartete Tag für Tag, ob nicht Rosa selbst sie in Anregung bringe.

Dieser war die auffallende Veränderung an Fidelis nicht unbekannt geblieben, denn sie begegneten sich öfters auf dem Kirchwege oder trafen sich in der Todtenkapelle. Daß sie die Ursache dieser Veränderung sein könnte, fiel ihr wohl manchmal ein, aber in ihrem unbefangenen Sinn schenkte sie diesem Gedanken keinen Glauben und schlug ihn aus mit der Einwendung: „Was soll ihm auch so Besonderes an dir liegen? findet er doch zehn Andere, tauglicher und geschickter als du!“ Doch wurmte sie die Sache immer mehr und sie konnte endlich dem Verlangen, sich Gewißheit zu verschaffen, nicht mehr widerstehen.

Eines Abends, als sie bemerkt hatte, daß Fidelis wieder auf dem Waldpfade hineingegangen sei, eilte sie ihm nach. Bevor sie den offenen Platz, auf welchem die Rasenbank stand, erreichte, bog sie ab in den dichtesten Fichtenwald hinein, um zu sehen, was Fidelis mache. Dieser saß unbeweglich auf der Rasenbank, die Beine übereinander geschlagen, den linken Ellenbogen auf das Knie gestützt und den Kopf in die Hand gelehnt starrte er unverwandt den nämlichen Fleck Erde an, wie eine Bildsäule. Ein Paar Drosseln flöteten so angenehm im Dickicht, die Tannenmeisen

flogen so lustig und laut singend von Baum zu Baum, jeder andere Mensch hätte den fröhlichen Waldbewohnern seine Aufmerksamkeit geschenkt, Fidelis beachtete nichts. Der Ziegenhirt trieb seine Schaar über den Platz, Fidelis blieb unbewegt sitzen und sah nicht auf. Ein solches in sich Versunkensein und in sich Hineinbrüten vermochte sich Rosa nicht zu deuten.

Nachdem sie ihn eine Zeit lang beobachtet hatte, trat sie aus dem Walde heraus, zu Fidelis hin.

„Fidelis! was ist dir doch?" redete sie ihn an. Erschrocken sah Fidelis auf, eine leichte Röthe flog über seine blassen Wangen, er schnappte nach Luft, denn seine Brust erweiterte sich und das belastende und beengende Gefühl schwand weg, sein Auge durchzuckte öfters ein eigenthümlicher Lichtglanz, wie Wetterleuchten eine dunkle Wolke, er wollte reden, konnte aber nicht. Endlich brachte er die Worte hervor: „Rosa! du bist es?"

„Ich habe dich erschreckt, Fidelis!" — entgegnete diese, der dieß Herausringen eines freudigern, erleichterten Bewußtseins aus schwerer Sturmesnoth, wie allenfalls ein in's Wasser Gekommener in der frohen Aussicht auf Rettung seine letzten Anstrengungen macht, um aus der Fluth zu kommen, ganz unheimlich vorkam.

„Erschreckt? nein, Rosa! nicht erschreckt!" — sagte Fidelis, indem er aufstand und sich mit der flachen Hand über die Stirne strich und die Hand dann auf

der linken Schläfe ruhen ließ, unbeweglich Rosa anstarrend.

„Was ist dir doch?" — fragte diese nochmals. — „Du siehst so schlecht aus, du bist völlig nicht mehr zu kennen; bist du krank?"

„Gesund oder krank, wie du willst, Rosa!"

„Wie ich will, Fidelis? du redest irre."

„Nein, ich rede die Wahrheit, so ist es."

„Wenn es auf mich ankommt, so will ich, daß du gesund seist."

„O Rosa! welch' ein golden Wort wäre dieß!"

„Golden Wort? ich find' in meinem Wort nicht Gold noch Silber."

„Hat es mir zu lieblich geklungen? Rosa! warum bist du hergekommen?"

„Dich zu fragen, was dir fehle."

„Und wenn du es weißt?"

„Dann weiß ich, was mich zu wissen verlangte."

„Willst du mir nicht helfen?"

„Ist bei mir Hülfe?"

„Rosa! du allein kannst mir helfen!"

„Ich habe genug gehört, Fidelis! ich bin deines Kummers nicht werth, besinne dich eines Bessern."

„O Rosa! du hast kein Herz!"

Rosa erwiederte nichts darauf, sie setzte sich auf die Rasenbank neben Fidelis, der sich auch wieder niedergesetzt und seine frühere Stellung eingenommen hatte. Der Vorwurf, sie habe kein Herz, schien sie betroffen zu haben.

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander. Endlich warf sich Fidelis vor ihr auf das Knie hin und sprach mit gefalteten Händen: „Rosa! erbarme dich meiner!" Ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen, er barg sein Gesicht in seine Hände und mit diesen in das Gras der Rasenbank.

„O Gott! o Gott!" — rief Rosa ganz erschreckt.

Als Fidelis nach einer Zeit auffsah, war Rosa verschwunden. Mit beflügelten Schritten war sie, ohne daß Fidelis es gewahrte, fortgeeilt, wie ein scheues Wild, den dunklen Waldpfad hinaus. Von Zeit zu Zeit blickte sie zurück; man sah es ihr an, daß ein Bild vor ihren Augen schwebte, dessen sie loszuwerden rang. Immer und immer stand Fidelis, auf die Kniee hingesunken, mit blassem Gesichte zu ihr empor bittend ihr vor Augen, und sie strebte vergebens, das Bild zu verwischen.

Nach Hause gekommen eilte sie in ihre Kammer. Die Nacht war indeß herabgesunken, vom wolkenlosen, dunkelblauen Himmel funkelten die Sterne herab, der Mond stieg hinter dem Götzenberg herauf und goß sein Silberlicht auf die herrlichen Lilienstöcke am Fenster. Rosa trat hin zu denselben und blickte hinaus in die feierliche Nachtstille, sie glaubte, es zwingen zu müssen, daß der Sturm in ihrem Innern sich lege, aber man sah es ihr an, er tobte fort.

„Nein," — sagte sie endlich — „das halt' ich nicht aus; Rosa! wie schwach bist du!" Sie ging einigemale die Kammer auf und nieder. „Was hab' ich mich

unterfangen! — welchen Sturm hab' ich heraufbeschworen! — sollt' ich — o Gott! sollt' ich?" — sagte sie wieder. Sinnend stand sie eine Weile mitten in der Kammer, sie schwankte hin und her, schien jetzt der Thüre zustürzen zu wollen, aber immer hielt sie sich mit Gewalt zurück.

„Ich muß fort von hier, da ist meines Bleibens nicht mehr!" — sagte sie endlich mit fester Stimme, und sie trat zu ihrem Gewandkasten hin, suchte sich einige Kleidungsstücke und etwas Weißzeug heraus, und band dieß Alles in ein Päckchen zusammen; dann nahm sie aus einem zierlichen Kästchen einige Geldstücke, that sie in einen seidenen Beutel und steckte diesen zu sich. Während dieser Arbeit sagte sie öfters: „Ich muß fort von hier — ich bin schwach, sehr schwach — Rosa ein Moosrohr — aber die Mutter, o Gott! die Mutter!"

Endlich war sie mit ihrem Anzuge und der ganzen Zubereitung fertig. Es war nicht mehr weit von Mitternacht. Nun verabschiedete sie sich von Allem in ihrer Kammer auf das Herzlichste, von den Bildern an den Wänden, von den Blumenstöcken an den Fenstern, sie küßte Alles. Sodann nahm sie den Pack Kleidungsstücke unter die Arme, öffnete leise die Thüre, schlich auf bloßen Strümpfen über die Stiege hinab und durch die hintere Thüre hinaus in's Freie. Da legte sie die Schuhe an und eilte über die bethauten Wiesen hinauf, dem Walde zu. Sie mußte, um den Zweck ihrer Reise zu erreichen, denselben Waldpfad

einschlagen, den sie kurze Zeit früher gegangen war. Sie machte diesen Weg in größter Aufregung und als ob sie sich nur mit Gewalt vorwärts schieben müßte. Immer glaubte sie Fidelis zu sehen, die verschiedenen Schatten und Schattirungen des Waldes im Mondlichte gaukelten ihr ohnehin die mannigfaltigsten Gestalten vor das Auge. Als sie zur Ausweitung kam, ging sie sehr langsam und leise, bog auch auf der rechten Seite etwas in den Wald hinein und schlich so am freien Platze vorüber. Sie wollte nicht hinsehen auf die Rasenbank, aber sie that es doch, unwillkürlich, wie gezwungen. Sie sah Fidelis dort sitzen, unbeweglich wie eine Marmorstatue. Sie stand still und sah öfters hin, er saß dort wie am Abende; wie angewurzelt blieb sie stehen, ein heftiger Kampf tobte in ihrem Herzen, es schien, als ob sie alle Augenblicke sich zu ihm hinstürzen wollte. Endlich riß sie sich los und eilte jetzt mit der größten Hast den Pfad entlang, der nun bald aus dem Walde herausführte und über Wiesen dem Pfundererbach entlang hinzog bis hinein zur Kirche von Weitenthal. Eben schlug es auf der Thurmuhr Eins, als Rosa dort vorbeiging.

Sie stieg auf der entgegengesetzten Seite den steilen Bergweg hinan und eilte über die Felder und Wiesenflächen von Terenten hinweg, am Kirchlein Margen oder St. Margarethen vorüber der Seelsorgskirche zu. Die Thurmuhr verkündete eben die zweite Stunde nach Mitternacht. Rosa kniete eine Weile

auf die steinerne Schwelle der großen Kirchthüre, ihre Sache dem Heiland und seiner göttlichen Mutter im eifrigen Gebete empfehlend. Da es im Hochsommer war, begann es im Osten schon etwas zu dämmern. Rosa wollte die einsame Nachtzeit benützen, um auf ihrem Wege unbemerkt recht weit vorwärts zu kommen. Über Hofern, einem zur Pfarre Kiens gehörigen Weiler, an der schönen Ruine des Schlosses Schöneck und dem Edelsitz Mühlen vorüber eilte sie über Issingen und Hasenried nach dem Pfarrdorfe Pfalzen, das, höchst anmuthig auf dem Mittelgebirge gelegen, die freieste Aussicht auf das herrliche Panorama von Bruneck bietet. Der Meßner von Pfalzen schritt eben, einen gewaltigen Schlüsselbund in der Hand schwingend und sein gewöhnliches Morgenlied singend, der Kirche zu, um Ave Maria zu läuten.

Es fiel ein Himmels-Thaue
In eine Jungfrau rein;
Es war kein besser Fraue,
Das macht ihr Kindelein.
Ob sie schon hat geboren,
Blieb sie doch Jungfrau rein;
O Jungfrau, auserkoren!
Lob muß dir allzeit sein;

so lautete des Meßners Gesang, für Rosa sehr lieblich. Sie ging ihm nach, die Gelegenheit benützend, in der geöffneten Kirche einige Vaterunser zu beten.

„Mädchen, du bist früh auf; woher kommst du?“ — redete der Meßner sie an.

„Nicht so weit her, als die Weisen aus dem Morgenlande zur Krippe!“ — entgegnete Rosa behende und eilte durch die geöffnete Thüre in die Kirche.

Von Pfalzen aus schlug Rosa den nächsten Weg ein hinab in's Tauferertal, und ihr nächster Zielpunkt war die Einsiedelei mit der Magdalenengrotte ober Schloß Neuhaus. Sie war einmal in ihrem Leben an diesen Wallfahrtsort hergekommen und wollte sich die Mühe nicht reuen lassen, heute, da sie ein so eigenthümliches Geschick hieher führte, den steilen Weg empor zu steigen. Lange Zeit verweilte sie an diesem traulichen Orte stiller Andacht, und sie hätte weiß Gott was gegeben, wenn sie nicht mehr hätte niedersteigen dürfen. Aber die Zeit drängte, sie hatte noch einen weiten Weg vor ihr. Mit schnellen Schritten, um das Versäumte einzubringen, eilte sie nun über Uttenheim davon, das Tauferertal entlang. Die Schlösser und Edelsitze, an denen sie vorüberzog, die schöne Gegend, welche sie durchwallte, gewannen ihr keine Aufmerksamkeit ab. Ihr Sinnen und Denken war hauptsächlich auf ihr Herz und Gemüth gerichtet. So sonderbar war ihr in ihrem Leben noch nie gewesen; es kam ihr vor, als ob eine ganz andere Welt in ihr aufgehen und aus der Tiefe ihres Herzens heraufsteigen wollte, als ob selbes von einer milden Luft und einem wärmenden Sonnenstrahl umflossen würde, und Alles, was sie bisher in demselben gehegt und gepflegt hatte, schien ihr dahin zu schmelzen, wie Eisblumen von den Fenstertafeln. Das blasse, flehende

Antlitz des Fidelis mit den blauen, thränenfunkelnden Augen war ihr immer gegenwärtig und strömte eine Wärme in ihr Herz, als ob es eine leuchtende Sonne wäre. Sie besann sich öfters, ob sie nicht die vergangene Nacht von einem Feuer geträumt habe, das so mild und wärmend in der Dunkelheit aufstrahlte, und so lieblichen Schein in die Finsterniß verbreitete, und sie mußte sich zurechtweisen mit dem Grunde, daß dieß nichts sei, da sie die vergangene Nacht nicht geschlafen habe.

Es war nicht mehr weit von neun Uhr Abends, als Rosa zu innerst im Taufererthal, in der Gemeinde Prettau, an die Thüre einer armseligen Hütte pochte, die unweit des Kirchleins zum heiligen Geist am Wege stand, der über den Krimlertauern in's Windbachthal und von dort in's Pinzgau führt. Eine Weibsperson, welche beiläufig 50 Jahre zählen mochte, that auf, hielt sich die linke Hand als Schirm über die Augen und starrte die Angekommene lange an, bis sie endlich sagte: „Ja, ja, du bist es, Rosa!"

„Du kennst mich wohl noch, Klara?" — entgegnete diese.

„Wohl kenn' ich dich. Aber, um Himmels willen, so spät! und was führt dich da herein zu uns? Aber komm herein und setze dich nieder!" — sagte Klara.

Rosa blieb unter der Thüre stehen und erwiederte: „Klara! nimm mir nicht übel, bevor ich eintrete, mußt du mir zwei Dinge versprechen, erstens: Niemanden

zu sagen, wer ich sei, und zweitens: mich nicht zu fragen, warum ich herkomme."

„Das soll ich dir versprechen? Was hast du?"

„Willst du mir dieß versprechen, so tret' ich ein, wo nicht, setz' ich heute noch meinen Weg über den Tauern fort und werde schon im Pinzgau einen Platz finden."

Für Klara's Neugierde waren dieß allerdings harte Bedingungen und scharfe Schlösser für ihren redseligen Mund; sie wollte wohl auch versuchen, einen günstigeren Handel zu schließen; aber Rosa blieb standhaft und Klara mußte ihr mit Handschlag das Begehrte versprechen.

Rosa trat ein in die ärmliche, niedere Stube; ein kleiner Hund sprang giftig bellend unter dem Tische hervor, ein halb Dutzend Vögel flatterten in verschiedenen Käfigen, auf der Ofenbank richtete sich ein kleines, bartreiches Männchen auf und rieb sich den Schlaf aus seinen von großen, schwarzen Brauen überschatteten Augen, ein Knabe von fünfzehn Jahren schlief auf der Bank hinter dem Tische ungestört fort. Mit gellender Stimme und ungemein hastig fragte das Männchen, Gedeon genannt, Klara's Gemahl: „Was gibt's, was gibt's heute noch für Leute auf der Welt? wer kommt, wer kommt?"

„Sei nur nicht so barsch!" — erwiederte Klara ernst und fast verdrießlich, denn sie sah voraus, daß sie mit ihrem Mann einen schweren Stand bekommen werde und wollte ihm das Fragen am Anfange ver-

leiden. Gedeon ließ sich aber nicht so bald abtreiben, er wollte Befriedigung und fragte von Neuem: „Wer kommt? was gibt's?"

„Wer wird denn kommen, schlaf du fort; was kümmert das dich!" — sagte Klara.

Neugierig rückte Gedeon auf der Bank gegen die Thüre vor, wischte sich nochmals die Augen aus, beugte den Oberleib, so gut er's vermochte, nach vorwärts, aber es war schon Nacht, die Stubenfenster waren sehr klein, er vermochte die eintretende Rosa nicht zu erkennen. Der Hund bellte in einem fort, und machte mit seiner gellenden Stimme einen wahren Höllenlärm, was Gedeons Neugierde noch steigerte, der mit seinem Hündchen sehr gleichförmiges Temperament besaß. Er stolperte nun mit seinen Holzschuhen auf dem unebenen Dielenboden zu Rosa hin, die sich beim Tisch niedergesetzt hatte — das wußte er, daß er bei seinem Weibe nichts erfahre, wenn sie seine erste Frage nicht beantwortete. Er ergriff sie beim Arm und drehte sie um, das Gesicht gerade dem Fenster zu, das hinter ihr angebracht war, um durch den schwachen, noch hereindringenden Lichtflimmer und sein forschendes Auge etwas zu erfahren. Da auch dieser Versuch nichts fruchtete, eilte er schnell zur Thüre, nahm von einer Stelle ober derselben Feuerzeug und Schwefelfaden herab, hämmerte mit dem Stahl tüchtig auf den Feuerstein los, zündete dann durch den Schwefelfaden ein schmutziges Lämpchen an und eilte triumphirend wieder zu Rosa hin und flackerte mit dem

Lichte herum an ihrem Gesichte; er sah da wohl Augen und Nase, Wangen und Mund, ward aber über seine Frage nicht klüger, als wenn er am Futtertrog seiner Ziege herumgesucht hätte.

„Wer bist du?“ — fragte er endlich die Rosa.

„Ihr müßt schon so gut sein,“ — erwiederte diese — „mich unbekannt in Eurem Hause eine Zeitlang zu gedulden.“

„Ich bin Hausvater, ich muß Rechenschaft geben, ich muß wissen, wer im Haus ist!“ — räsonnirte Gedeon.

„Seid beruhigt, ich bin Eurem Weibe wohlbekannt!“ — entgegnete Rosa.

„Was Weib? was geht dieß die Weiber an?“

Klara, die in die Küche gegangen war, um Feuer anzumachen, kam jetzt herein und führte Rosa hinaus. Gedeon polterte noch eine Zeitlang herum, daß er der Herr sei und Rechenschaft geben müsse; endlich legte er sich wieder auf die Ofenbank und schlief ein. Rosa bekam eine Milchsuppe zu ihrem Nachtmahl und ein schmutziges Bett in einem Kämmerlein ohne Tageslicht zum Nachtlager. Wie viel hatte sie in der armseligen Hütte zu thun, um einige Reinlichkeit herzustellen! Klara aber hielt reinen Mund, Niemand erfuhr, wer die schöne Jungfrau sei. So den Gedeon Jemand fragte: „Wen hast du denn in der Hütte?“ erwiederte er zornig: „Weiß ich es? sie sagen mir nichts. Aber ich will es noch herausbringen, so wahr ich der Gedeon bin!“ und drehte mit blinzelndem Auge seinen

Schnurrbart. Aber Rosa und Klara hatten vor ihm Ruhe. Diese letztere war bei Rosa's Vater vor Jahren als Magd im Dienste gewesen, daher schrieb sich ihre Bekanntschaft mit Rosa. —

Auf Monika hatte das Verschwinden ihrer Tochter den peinlichsten Eindruck gemacht, sie ward dadurch auf's Höchste empört und aufgeregt, daß sie von ihrem einzigen Kinde so schnöd verlassen werde. Dem Fidelis brach es vollends das Herz. Das Ereigniß war bald in der ganzen Gemeinde bekannt, Alles zerbrach sich den Kopf, was die Lanertochter vom Hause fortgescheucht habe. Auch der Saltauser war sehr aufgebracht, nicht über Rosa, sondern über Fidelis und Monika, von der er glaubte, daß sie ihre Tochter zur Heirath mit Jenem habe zwingen wollen und sie dadurch zur Flucht genöthigt habe. Er ging sogar einmal zu Monika hinein, schimpfte und höhnte sie auf alle Weise aus und sagte ihr, daß Rosa ihn allein wolle und keinen Andern; er wies ihr den angeblichen Liebesbrief, den er von Rosa erhalten habe. Monika nahm dieß Alles für baare Münze, von Rosa's Handschrift hatte sie seit deren Schuljahren nichts mehr gesehen; sie glaubte den Behauptungen des Saltausers um so lieber, weil sie dadurch Aufklärung über Rosa's Betragen zu erhalten meinte. Jetzt ward es ihr deutlich, warum Rosa den Fidelis ausschlage, und es läßt sich schwer beschreiben, wie bitter wehe ihrem Herzen diese vermeintliche Erfahrung that, sehen zu müssen, daß ihre Tochter einem so lüderlichen, nichtsnutzigen

Strolche sich hingebe. Ein nagender Gram zehrte mit scharfem Gebisse an ihrem Leben.

Auf dem Rückwege vom Lanerhause fand Franz den Fidelis hinter dem Hause seines Vaters auf einem Rain in der Sonne liegen, abgewelkt, bleich und dahingeschwunden, wie eine vergangene Blume. Der Elende weidete seine Augen mit dem sichtlichsten Gefallen an seinem zerstörten Nebenbuhler; auf die gemeinste Art spottete und höhnte er ihn aus, brachte auch bei ihm beiläufig dasselbe vor, wie bei Monika, und wies ihm triumphirend das Palladium seines Herzens, Rosa's Brief. Fidelis lag unter den Hohn- und Spottreden des Franz wie ein Ambos unter dem Hammer; er entgegnete kein Wort, ja er war nicht im Stande, ein Wort zu erwiedern, so marterte diese Erfahrung sein Herz.

„Zum Jungburschen will ich dich brauchen an meinem Hochzeitstage," — sagte Franz zum Schlusse seiner Hohnreden — „denn ich meine, du könntest passabel jauchzen und nicht üble Sprünge machen!" und einen hellgellenden Jauchzer ausstoßend verfolgte er seinen Weg zum grünenden Apfelbaum, um seinen Triumph bei einer neuen Halbe zu feiern und den Leuten zu erzählen, wie er es der Monika und dem Fidelis eben gemacht habe. —

Rosa hatte sich eine Zeitlang in Klara's Hütte aufgehalten; da kam ihr die Begierde, auch einmal etwas aus der Heimath zu hören. Sie schrieb daher einer vertrauten und bekannten Person, meldete ihr

den Ort ihres Aufenthaltes und bat sie, ihr Nachricht von ihrer Mutter zu geben. Weil der Brief auf dem Hin- und Herwege geraume Zeit brauchte bis hinein in den innersten Winkel des Tauferertхales, empfing sie erst nach mehreren Tagen die Antwort des Inhaltes: Fidelis sei gestern begraben worden, und wenn sie die Mutter noch beim Leben antreffen wolle, möge sie unverweilt nach Hause eilen. Auch vom Treiben des Saltausers sprach der Brief. Man kann sich denken, was Rosa bei dieser Nachricht empfand. Am meisten schmerzte sie, daß ihre Mutter im Wahne sich abhärme, sie habe aus Neigung zum lüderlichen Franz so gehandelt. Unverzüglich schnürte sie ihr Bündel und machte sich auf den Weg durch das Thal hinaus nach Hause. Klara begleitete sie bis zum Sand, und Gedeon erfuhr vor ihrem Weggehen, wen er in seiner Hütte beherbergt habe.

Als Rosa, den kürzesten Weg einschlagend, über das Mittelgebirg von Pfalzen nach Kiens hinabstieg, begegnete ihr auf dem steilen Bergwege ober der Pfarrkirche von Kiens eine Base von Mutter-Seite, die in Pfalzen verheirathet war, im schwarzen Trauergewande. Der Rosa fuhr bei ihrem Anblicke ein Stich durch's Herz, ihr schwante nichts Gutes. Wirklich war das erste Wort aus dem Munde ihrer Base:

„Heute haben wir deine Mutter begraben, Mädchen! du hast sie in's Grab gebracht."

Rosa mußte sich mit der Hand am hölzernen Geländе, das links gegen den tiefen Abgrund schützt, halten.

„Ich meine Mutter in's Grab gebracht?" sagte sie langsam, zum Himmel blickend, während ihr ganzes Antlitz windelweiß wurde.

„Ja, Rosa! das hast du zu verantworten!" wiederholte die Base mit bissigem Tone, und setzte ihren Weg fort, ohne weiter etwas mit Rosa zu sprechen, indem sie noch eine Zeitlang über schlechte, ungerathene Kinder fortbrummte.

Langsamen Schrittes stieg Rosa den steilen Weg hinab zur Pfarrkirche von Kiens, ihre Kniee vermochten sie fast nicht zu halten. Es war um die Abenddämmerung, die Kirche stand noch offen, Rosa trat ein und betete eine kleine Weile; es ließ ihr aber keine Ruhe, sie machte sich bald auf den Weg, um nicht lange zur Nachtzeit gehen zu müssen. Sie kam aber nur langsam vorwärts; so schwer war ihr im Leben noch nie um's Herz gewesen, so düstere Wolken waren noch nie über ihre sonst so lichte Seele herabgehangen.

Es war stockfinstere Nacht — wie natürlich im Spätherbste um neun Uhr — als Rosa nach Vintl kam; ihr war dieß lieb, um unbeachtet zu bleiben. Ihr erster Gang war auf den Friedhof. Wie klopfte ihr Herz, als sie vom Felde herein in den Friedhof trat, langsam an der neuen Kirche vorüberging und die drei steinernen Stufen in das eigentliche Gebiet des Gottesackers hinabstieg! Durch die noch offene Thurmthüre flimmerte ihr aus dem Erdgeschosse des Thurmes ein Lämpchen entgegen, welches vor dem

daselbst verehrten Bilde „Maria in der Finster" brannte, und sie gewahrte eine Betende vor der Mauernische, in welcher das Gnadenbild steht. Ein flüchtiger Blick wies ihr, daß es eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter sei. Leise schlich sie am Thurme vorbei, längs der alten Kirche hinab. Ein sternenheller Himmel und der Schein des Vollmondes ließen sie bald auf der andern Seite des Friedhofes zwei neu aufgerichtete Gräber erkennen, beide nebeneinander, beide in auffallender, sonst ungewöhnlicher Weise mit Blumen, wie sie die Jahreszeit noch bot, namentlich mit Rosmarin und Immortellen geschmückt. Sie mochte sich leicht denken, daß Fidelis und ihre Mutter in diesen Gräbern ruhen. Rosa kniete sich zwischen die zwei Gräber nieder. Ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen, und lange, lange währte dieß Weinen, ohne daß sie ein Wort sprach oder nur einen Gedanken faßte. Nach dem Weihbrunnenkesselchen eines benachbarten Kreuzes langend, sprengte sie sodann Weihwasser auf die Gräber mit den Worten: „Der Herr gebe Euch beiden die ewige Ruhe und das ewige Licht mög' Euch leuchten!" und betete schluchzend eine Zeitlang stille fort.

„Weiß Gott im Himmel," — sagte sie endlich, zu den Sternen emporblickend — „ich hab' es gut gemeint. Was ist es doch Sonderbares um die Welt und das menschliche Leben! Ich habe mir etwas Schönes vorgenommen und jetzt kniee ich zwischen zwei Gräbern und zwischen zwei Gräbern von Personen, die

mich so nahe angehen und welche mein Vorsatz auf den Gottesacker gebracht hat. Wie glücklich wären beide geworden, wenn ich anders gehandelt hätte und jetzt modern sie im Schooße der Erde! Ist es nicht, als ob etwas Schönes auf Erden nicht gedeihen wolle? Und doch" — setzte sie bei — „kann ich es nicht bereuen, so gehandelt zu haben, und auch ihr zwei, zwischen deren Gräbern ich kniee, werdet in eurem jetzigen Leben es billigen."

Noch eine Weile kniete Rosa, bald betend, bald sinnend, zwischen den zwei Gräbern. Ihre Base war schon längst, ohne Rosa bemerkt zu haben, fortgegangen. Rosa fühlte sich gedrungen, ehevor sie den Friedhof verließ, zu Maria in der Finster hinabzusteigen in das kapellenartig mit einem gothischen Gewölbe überdachte Erdgeschoß des Thurmes. Maria, die Jungfrau der Jungfrauen, war für Rosa immer Antrieb und leuchtendes Vorbild gewesen auf ihrem Wege, die herrliche Gestalt der Unbefleckten, das Haupt mit Sternen umkränzt, in den himmelblauen Mantel gehüllt, mit der Lilie in der Hand war hundertmal ermunternd in ihrem Kampfe vor ihrer Seele gestanden. Jetzt fühlte sie sich zur schmerzhaften Jungfrau hingezogen, die den Leib ihres göttlichen Sohnes auf dem Schooß und das siebenfache Schwert im Herzen trägt, wie sie in der finstern Thurmkapelle in der öden Mauernische stand.

Der zehnte Stundenschlag gemahnte endlich Rosa, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Sie schlug den

einsamsten Weg, dem Lanerhofe zu, ein. Wie war da Alles ganz anders geworden! der Garten war öde und verwüstet, kein einziger Blumenstock mehr zu sehen. Sie pochte an die Hausthüre, Niemand meldete sich, sie war gezwungen, in das Zuhaus hinab zu gehen. Dort fand sie eine Person, die Kressen-Sophia genannt, welche als Ingehäusin im Zuhause lebte, vor der Hausthüre noch im hellen Mondscheine spinnend; sie wollte sich dadurch das eigene Kerzenlicht ersparen. Sophia, eine stattliche, für ihren Stand sehr gebildete Weibsperson, mochte die Rosa sehr gut leiden, nahm sie oft gegen ihre Mutter in Schutz und vertheidigte ihre Sinnesart, und Rosa vertraute am liebsten der Sophia ihr Herz. Sie war es auch, welche Manches von Rosa's Blumenflor vor dem Zorne und der Vernachlässigung Monikas gerettet und die beiden Gräber geschmückt hatte.

„Gott im Himmel!“ — sprach Sophia, ihr Spinnrad einhaltend und die Hände zusammenschlagend — „wo kommst denn du her heute und so spät?“

„Morgen will ich dir es sagen, Sophia,“ — entgegnete Rosa — „du kannst mir wohl die Hausthüre öffnen, ich bin so müde.“

„Ja, Rosa! das kann ich,“ — erwiederte Sophia in ihrer eigenthümlichen, sehr langsamen Sprechweise — „das kann ich; aber — ja, euer Schlüssel hängt drin in der Stube.“ Sie ging, den Schlüssel zu holen, und fuhr, zurückgekommen fort:

„Schade, Rosa, daß du nicht vorgestern oder vor drei Tagen gekommen bist, da hättest du deiner Mutter die Augen zudrücken können. Wie viel hab' ich dir zu erzählen!"

Rosa kannte die Eigenthümlichkeit der Erzählungsweise Sophiens, in der sie ungemein langsam und mit unendlicher Breite auch das Geringfügigste erwähnend mit keiner Sache fertig wurde, und erbangte in Furcht, daß Sophia heute noch mit ihrem Erzählen beginnen möchte.

„Rosa!" — fuhr diese auf dem Wege zum Haus hinauf fort — „ich weiß nicht, was sagen zu dem, was du gethan hast; es ist ein Wagspiel gewesen, es hätte besser gehen können und es hätte schlechter gehen können; ich weiß nicht, was sagen, man steckt nicht in der Zukunft." Mit diesem Worte steckte sie den Schlüssel an die Hausthüre, öffnete sie und sprach: „Jetzt gute Nacht, Rosa!" und noch ein langgedehntes: „Ich weiß nicht, was sagen!" beisetzend verließ sie selbe zu ihrer größten Freude und begab sich zurück zu ihrem Spinnrade.

Rosa trat ein in das ganz verödete Haus und eilte ihrer Kammer zu. Namentlich einmal hatte Monika in einem Anfalle von Zorneswuth arg in derselben gehaust, zerbrochene Blumentöpfe, herabgeworfene Tafeln lagen umher, nur ihr Lieblingsbild hing noch an der Wand. Rosa setzte sich auf ihr Bett und betrachtete sinnenden Auges den Gräuel der Verwüstung.

Am nächsten Tage ging sie in der Frühe hinaus in die Kirche zur heiligen Messe. Die Leute blieben auf dem Wege stehen, um ihr nachzusehen, liefen an die Fenster und vor die Hausthüre; man rief ihr die bittersten Schmachreden zu, ein Paar alte Weiber harrten ihrer auf dem Wege, der durch das Feld zur Kirche führt, um sie recht herunter zu machen. Allgemein war die Entrüstung in der Gemeinde über Rosa, die man als die Mörderin ihrer Mutter und des braven Fidelis betrachtete; sie mußte die bittersten Reden hören.

Nur der Saltauser jubelte. Diesem paßte es trefflich mit seiner Ansicht zusammen, daß Rosa sogleich nach dem Tode des Fidelis und ihrer Mutter aus ihrem verborgenen Aufenthalte nach Hause zurückgekehrt sei, und es war ihm eine ausgemachte Sache, daß er die nächste Zeit mit ihr Hochzeit machen werde; er sagte dieß auch Jedem im Dorfe, der es hören wollte. Schon am zweiten Tage nach Rosa's Zurückkunft machte er sich auf, seine Werbung förmlich bei ihr anzubringen; er war angethan mit seinem besten Staate: die goldene Hutschnur, der keine im Dorfe gleichkam, fünfmal um den Hut geschlungen, die große, silberbeschlagene Tabakspfeife im Munde, eine drei Finger breite, massive, silberne Uhrkette heraushängend und einen gewaltigen, silbernen Stoßring am kleinen Finger der rechten Hand — so erschien er im Lanerhofe. Er hätte seinen Gang nicht bekannter machen können, wenn ein Herold, laut rufend, ihm vorausgezogen

wäre. Rosa war eben beschäftigt, die neugewaschenen Fenstervorhänge in der Stube aufzuhängen, als Franz eintrat.

„Grüß dich Gott, Liebste!“ — so begrüßte er Rosa — „ich hätte die Welt durchsucht, wenn du nicht zurückgekommen wärest, es ist ja prächtig mit uns gegangen.“

Rosa hatte diesen Besuch nach Allem, was sie gehört hatte, erwartet. Die ganze Erscheinung dieses Menschen und seine freche Sprache empörte sie in tiefster Seele. Als Franz in traulichster Weise auf sie zugehen wollte, um ihr die Hand zu bieten, rief sie ihm mit mächtiger Stimme ein „weg von mir!“ zu. „Geduldе, ich will kein Wort allein mit dir reden!“ Franz stand festgebannt, wie vom Blitze getroffen. Rosa rief um die Sophia hinaus in die Küche, die sie ersucht hatte, bei ihr im einsamen Hause zu bleiben, und als diese hereingetreten war in die Stube und sich gewichtig mit in die Seiten gestemmten Armen neben Rosa hingestellt hatte, fragte diese, zu Franz gewendet: „Was willst du hier?“

Franz war wie vom Himmel gefallen; Rosa's glühendes Gesicht, der durchbohrende Blick ihres Auges, die scharf betonte Frage, ihr ganzes Auftreten brachte ihn völlig in Verwirrung, er hatte sich einen ganz andern Empfang erwartet.

„Was ich will? Rosa!“ — fragte er ziemlich zahm und fast stotternd — „das weißt du ja, was ich will, dich will ich.“

„Ich möchte wissen, womit ich dir Hoffnung gemacht habe? Geh' mir aus den Augen und wag' es nimmer, zu mir zu kommen" — entgegnete Rosa.

„Was, du willst so niederträchtig sein und dein Wort nicht halten?" — rief Franz ganz empört.

„Wie, gab ich dir mein Wort?"

„Da hab' ich es schwarz auf weiß" — und Franz zog den Brief heraus.

„Ich habe dir nie eine Zeile geschrieben, der Brief ist falsch."

„Du hast es gethan," — entgegnete Franz grimmig auf den Boden stampfend, — „jetzt scheust du die Leute und willst dich herauswinden und mich sitzen lassen, das aber leid' ich nicht, du bist mein. — Geh, Rosa!" — sagte er dann zutraulicher und trat hinzu, um sie zu umarmen — „ich weiß, es ist dir nicht Ernst, scheue Niemanden, du liebst mich ja."

„Zurück von mir!" — rief Rosa ganz entrüstet, ihn mit der ganzen Kraft ihres Armes zurückstoßend, — „geh mir aus den Augen, du elender Mensch! — ich dich lieben?"

Franz flammte vor Zorn, seine Augen rollten wie Feuerkugeln, sein Gesicht ward ganz dunkelroth, sein Mund stotterte und klapperte, er wollte sprechen, konnte aber nicht.

„Elender Mensch — wart' — werde dir ihn einzahlen, du niederträchtige Schlange!" — Franz sprach diese Worte mit teuflischem Ingrimm und stürzte zur Thüre hinaus.

„Ich weiß halt nicht, Rosa! ob du es gut gemacht hast, der Saltauser ist ein schlimmer Mensch“ — sagte Sophia langsam und bedächtig — „ich weiß halt nicht!“

Franz stürmte den Thalweg hinaus, laut fluchend und schimpfend und die geballte Faust öfters dem Bauerhofe zuwendend. Die Leute, welche ihn sahen, deuteten sich leicht den Grund seines Betragens. Bei der Haberkernmühle lud Foska Säcke auf ihren Karren. „Du hast mich angelogen!“ herrschte Franz sie wild an. Foska betheuerte mit den höchsten Schwüren, daß Alles wahr sei, was sie ihm gesagt und hinterbracht habe, und daß Rosa jetzt nur aus Furcht vor den Leuten so handle.

Beim grünenden Apfelbaum zechte Franz bis spät in die Nacht. „Und sollt ich lebendig am Galgen verfaulen müssen,“ — schwor er wiederholt — „die Lanerin wird mir es büßen!“ Den Leuten graute vor seinen Schwüren, mit Mühe brachte ihn der Wirth endlich aus dem Hause fort.

Statt heimwärts zu gehen, schlug Franz den Weg über die Brücke des Thalbaches ein, der ihn, sich bald in einen schmalen Steig verwandelnd, durch Wiesen und Wäldchen gerade zum Bauerhofe führte. Von Wein und Wuth taumelnd zog er dahin. Unweit des Hauses setzte er sich auf einen großen Stein unter einem Kirschbaum. Es war Mitternacht, deutlich hörte man die Stimme des Wächters vom Dorfe herein die zwölfte Stunde ausrufen. Von Zeit zu Zeit schlug er Feuer und legte den glühenden

Schwamm in die Pfeife, ließ sie aber immer wieder auslöschen. „Willst du brennen?“ — sagte er einmal zum Schwamme, als dieser nicht Feuer fangen wollte — „willst du brennen?“ — das Wort durchzuckte ihn mit einem Gedanken, er sprang auf und dem Hause zu. „Und wenn die Hölle darüber zu Grunde gehen sollte“ — hörte man ihn noch sagen.

Eine halbe Stunde später züngelte eine rothe Flamme am Stroh empor, das auf einem Söller um den Stadel aufgeschichtet lag und einige Augenblicke darauf stand mit reißender Schnelle der linke Dachflügel des Hauses, der an den Stadel angränzte, und bald das Unterdach in Flammen. Da ein heftiger Wind, von Pfunders heraus dem Feuer gerade in's Gesicht blies, hatte es um so leichteres Spiel. Im Zuhause ward es zuerst bemerkt, aber ihm Einhalt zu thun, war keine Möglichkeit mehr; man mußte nur trachten, Rosa und Sophia zu retten. Letztere schlief im Erdgeschoße und bei ihr ging es leicht. Weit schwieriger war es bei Rosa. Die wüthende Flamme, welche am trockenen Gebälke des Dachstuhls und an verschiedenen, brennbaren Gegenständen, die sich unter dem Dache befanden, die reichlichste Nahrung erhielt, hatte mit ungemeiner Hast den hölzernen Oberboden von Rosa's Schlafgemach durchgefressen, ohne daß sie aus ihrem festen Schlummer aufgeweckt worden wäre. Plötzlich stürzte ein Theil des Oberbodens mit hellverbrannten Trümmern von Sachen, die auf ihm gelegen, nieder auf ihr Bett und fast

zu gleicher Zeit Sophia und eine andere Weibsperson, die im Zuhause wohnte, in ihre Kammer. Mit der größten Lebensgefahr brachten diese Rosa aus dem Bette und brennenden Gemache hinab über die Stiege. Da auch im Erdgeschoße kein Bleiben mehr war, flüchteten sie selbe hinunter in das Zuhaus. Rosa war arg beschädigt; große Brandflecken fanden sich an verschiedenen Theilen des Leibes, ein schwerer, brennender Balken war ihr auf den Kopf herabgestürzt, ihn schwer verletzend; sie hatte durch denselben beide Augen verloren.

Da lag die herrliche Jungfrau in Sophia's Bett, blind und nun eine durch Feuer zerstörte Ruine ihrer vorigen Schönheit. Als ob Rosa noch sähe, hatte Sophia mit dem emsigsten Fleiße das Bett auf das Reinlichste zubereitet, ihre sauberste Wäsche aus dem Kasten genommen und was sie von Blumen vorfand, um die Bettstatt aufgestellt, um ihrer Neigung diesen Tribut zu zahlen, und Rosa lächelte ihr freudigen Beifall, als ihr Sophia beschrieb, in welcher Umgebung sie sich befinde und welche Gefährtinnen ihres Lebens ihr Krankenlager umstehen. Sie konnte sie zwar nicht mehr sehen, versäumte es aber nicht, mit der verbrannten Hand sie zu bewillkommnen und durch Befühlen sich von ihrer Anwesenheit zu überzeugen.

Rosa blieb heiter und wohlgemuth in ihrem schweren Unglücke. Sie fühlte selbst, daß an ein Aufkommen für sie nicht mehr zu denken sei, daß sie dem Tode zuwalle, und da goß ihr der Gedanke eine un-

nennbare Freudigkeit in's Herz, daß sie als Jungfrau sterben und die reine Lilie der Jungfräulichkeit aus diesem Leben hinübertragen könne in's andere. Möchten ihre Augen für diese Welt und ihre Schönheiten erblindet sein, sie sprach mit Begeisterung vom Augenblicke, wo sie selbe für eine andere, schönere, wieder öffnen werde.

Anfangs betrachteten die Leute das Geschehene als eine Strafe dessen, was Rosa an ihrer Mutter und an Fidelis verbrochen. Da der Geistliche des Ortes sie während den Tagen ihrer Krankheit öfters besuchte und aus ihrem Munde vernahm, was eigentlich die Triebfeder ihres Handelns gewesen sei, wich die frühere, irrige Meinung allmählig einer bessern Ansicht und das Mitleiden verschwand, welches viele mit Franz hatten, da ihn der Arm der strafenden Gerechtigkeit faßte, als ob er von Rosa irregeleitet und in seiner Neigung bestärkt, später aber der Leute wegen von ihr aufgegeben worden sei.

Die eigentliche Urheberin des unseligen Mißverständnisses, Foska, erhielt gleichfalls den verdienten Lohn, obwohl ihr Werk großen Theils unbekannt blieb. Als sie früh Morgens in derselben Nacht, in welcher der Saltauser den Bauerhof anzündete, ihren Karren nach Brixen zog, stürzte, während sie unter dem halbverfallenen Bogen der Mühlbacher Klause durchging, vom darüber erbauten verwitterten, hohen Thurme ein mächtiger Stein, welcher durch die Unbilden der Witterung nach und nach aus dem Gemäuer los geworden war,

auf sie herab und schlug sie auf der Stelle todt. Ein Täfelchen, welches an die rechte Mauer des Bogenganges angeheftet ist, stellt die Begebenheit dar, und zweifelsohne hat der Maler in den Versen, die er unter das Bild gesetzt, der allgemeinen Ansicht Ausdruck geben wollen. Die Verse lauten:

Wanderer! bring' deinen Fuß zum Stehen,
Schau ein wenig, was allda geschehen:
Ach, ein armes Weib, das schwere Last getragen
In allen ihren Lebenstagen,
Ward hier von einem ungeschlachten Stein erschlagen,
Die botenweise viel herumgezogen,
Beschloß den Lauf da unter diesem Bogen.
Vielleicht, ja sicher war's der letzte Streich,
Der sie getroffen in dem Jammerthal,
Und dieser Stein, ihr Grabstein, ward zugleich
Zur Brück' ihr in des Himmels Freudensaal.

Wie anders würden die Leute oft urtheilen, wenn sie bessere Einsicht hätten in das Getriebe der menschlichen Handlungen!

Rosa starb an den Folgen der Brandverletzungen nach vierzehntägigem Krankenlager. Die Jungfrauen von Vintl veranstalteten ihr ein herrliches Leichenbegängniß; alle sammt und sonders im weißen Kleide, das Haupt mit Kränzen geziert, zogen vor der Bahre her, sechs trugen die Leiche und zwölf, die schönsten und sittsamsten, gingen, schneeweiße Lilien haltend, neben derselben. Solch' einen Leichenzug hat Vintl nie gesehen, Alles beeiferte sich, der Vielgeschmähten, Vielverkannten die zugefügte Unbild wenigstens nach dem

Tode gut zu machen. Ihr Grab fand an Sophia eine fleißige Wärterin; ein reicher Blumenflor sproßte und blühte im nächsten Frühlinge auf demselben, ein herrlicher Lilienstock zierte es, gerade vor das Kreuz hingepflanzt, und dieser Schmuck ward von Sophia fortwährend erhalten. Der Schlosser, welcher mit reichlichem Aufwande seiner Kunst ihr Kreuz aus Eisen geschmiedet, hat gleichfalls auf Rosa's Lieblingsneigung Bedacht genommen und allerlei Blumen, Tulpen, Lilien und Rosen, an demselben angebracht, und wenn du, lieber Leser! einmal auf den Friedhof von Vintl kommen solltest, wirst du ihre Grabstätte leicht an jenem Kreuze erkennen, das an seinen drei Enden in eine weitgeöffnete, silberne Lilie ausläuft. Sie haben ihr folgende Grabschrift, welche der Curat von Vintl zusammengedichtet, auf das Kreuz gesetzt:

Im Schooße dieses Grabes ruht
Die Hülle einer schönen Seele,
Und daß ich mehr von ihr erzähle,
Sie rang mit ungebeugtem Muth
Für einen herrlichen Gedanken,
Die Lilie der Jungfräulichkeit
Trug unbefleckt sie durch die Zeit,
Und schien ihr Gegner in den Schranken,
Ein widrig Schicksal, sie besiegt zu haben, nein,
Es triumphirte nur zum Schein;
Sie rettete in jenes Leben
Den Gegenstand von ihrem Streben,
Und zu der Jungfrau'n hehrem Chor
Trug sie der schöne Sieg empor.

Der Freigeist.

Kirche gar zu machen. Ihr Grab fand an Georgia eine [illegible] [illegible], ein reicher Blumenflor sproßte und blühte im nächsten Frühlinge auf demselben, ein herrlicher [illegible] [illegible] [illegible] gerade vor das Kreuz hingepflanzt, und dieser Schmuck wird von Georgia fortwährend [illegible]. Der Schlosser, welcher mit reichlichem Aufwande seiner Kunst ihr Kreuz aus Eisen geschmiedet, hat gleichfalls auf Rosa's Lieblingsneigung Bedacht genommen und allerlei Blumen, Tulpen, Lilien und Rosen, an demselben angebracht, und wenn du, lieber Leser, einmal auf den Friedhof von [illegible] kommen solltest, so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an jenem [illegible] [illegible], das an seinen drei Enden in eine [illegible] silberne Lilie ausläuft. Sie haben ihr folgende Grabschrift, welche der [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], auf das Kreuz gesetzt.

Im Schooße dieses Grabes ruht
Die Hülle einer schönen Braut,
Und daß ich mehr von ihr erzähle,
Wie [illegible] mit [illegible] Muth
Für einen herrlichen Gedanken
Die Lilie der Jungfräulichkeit
Lang [illegible] sie durch die Zeit,
Und [illegible] ihr [illegible] in den [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible], sie [illegible] im Leben [illegible].
Es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Es [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
Das [illegible] von [illegible] [illegible],
Und in [illegible] [illegible] [illegible] Chor
[illegible] die [illegible] [illegible] [illegible].

Der Freigeist.

Unsere Geschichte spielt in einem Dorfe Tyrols, das, lieblich auf einem Mittelgebirge gelegen, sein Dasein dem Wanderer auf der Strasse drunten im Hauptthale nur durch den obersten Theil seines grünen Spitzthurmes verräth. In einem stattlichen Bauernhause dieses Dorfes waren dessen Bewohner eben mit Abbetung des Nachtrosenkranzes beschäftigt. Der Hausvater kniete auf einem niedern Fußschemel vor dem Tische, dem im Tischwinkel aufgestellten kleinen Hausaltar gerade gegenüber. Ein Sohn und ein bejahrter Bruder des Hausvaters und ein Paar Knechte knieten an der Bank, die sich unter den Fenstern hinzog. Sie würden wohl lieber auf die Bank hinaufknien und zum Fenster hinausbeten, das will aber der Hausvater nicht, weil es zu vielfacher Zerstreuung Veranlassung gibt. Rückwärts im Hintergrund der Stube, um den Ofen herum, befand sich das weibliche Hauspersonale, zwei Töchter und ein Paar Mägde. Ganz abseits

auf der entgegengesetzten Seite beim Milchkasten betete die Hausmutter frei auf dem Boden, die gefalteten Hände hoch emporhaltend und mit einer Innigkeit, die den Eifer der Übrigen weit hinter sich ließ. Besonders die Worte: „Bitte für uns arme Sünder!" wurden stets mit nachdrucksamer Erhebung der Stimme wie aus dem tiefsten Grunde eines zerknirschten Herzens heraufgestoßen, und ein schärferer Beobachter mochte hie und da im Auge eine Thräne zittern sehen. Der Rosenkranz und die Litanei war schon vorüber; nun wurden noch eine große Zahl Vaterunser nachgebetet, deren jedem durch eine kurze Bemerkung des Hausvaters seine Bestimmung angegeben wurde, z. B. um eine glückselige Sterbestunde, zum heiligen Sebastian wider die Pest, zum heiligen Florian wider das Feuer, zum heiligen Leonard für's liebe Vieh. Die Anzahl dieser Vaterunser war nicht immer dieselbe, sie und die Absicht, warum sie gebetet wurden, wechselte vielfältig nach vorkommenden Bedürfnissen; war ein Verwandter oder Jemand in der Nachbarschaft krank, so wurde für ihn ein Vaterunser beigefügt, deßgleichen vielfältig um gedeihliche Witterung. War ein großes Ärgerniß in der Gemeinde vorgefallen, so wurde lange Zeit unter der Bezeichnung „zur Bekehrung eines Sünders, einer Sünderin," ein solches gebetet; um gute Priester zur Zeit der Priesterweihe, um einen guten Seelsorger, wenn dieser in der Gemeinde gewechselt wurde, um die Gnade einer würdigen Osterbeicht zur österlichen Zeit ward ein Vater-

unser gebetet und jede wichtigere Begebenheit im leiblichen und geistlichen Leben dieses Hauses und der ganzen Gemeinde fand in denselben einen Wiederklang, sie waren fast eine kurze Tageschronik der merkwürdigeren Ereignisse.

Eben hatte der Hausvater „um Abnahme eines großen Hauskreuzes" ein Vaterunser begonnen, als mit lauten Schritten und in barscher, fast absichtlich lärmender Weise ein hochgewachsener junger Mensch durch die Haus- und Stubenthüre eintrat; er schlug diese Thüren ganz unsanft zu, und stürzte beim Eintreten in die Stube rechts am Milchkasten vorbei hinter dem Rücken der Hausmutter dem dort angebrachten Fenster zu, auf dessen Brüstung er sich träg hineinlehnte, indem er den Hut nachlässig in dessen Winkel schleuderte, die linke Wange auf die flache Linke stützte, mit der rechten Hand in seinen blonden Haaren wühlte und einige unverständliche Worte daherbrummend zum Fenster hinausglotzte. Die Hausmutter sah ihn mit einem wehmüthigen Blick an und man sah es ihr an, daß sie sich ernstlich Gewalt anthun mußte, um nicht förmlich zu weinen; mit dreifachem Nachdruck sprach sie aber bei diesem Vaterunser die Worte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!"

In dieser Stellung blieb der junge Mann, der älteste Sohn des Hauses, Leo genannt, bis das ganze Gebet beendet war. Nachdem der Hausvater das Kreuz gemacht hatte, blieben noch Alle eine Zeitlang

still betend auf dem Boden knien; endlich erhob sich Eines nach dem Andern, zuerst die Mannspersonen an der Bank, nachher die Weibspersonen beim Ofen; diese eilten hinaus in die Küche, um noch zu spülen und zu säubern. Die Mannspersonen zogen ihnen nach, um ihre Pfeifen anzuzünden; der Hausvater setzte sich, von seinem Schemel aufstehend, sinnend an's Tischeck und starrte mit trübseligem Auge auf den Boden; bei der Mutter glaubte man es nicht erwarten zu können, bis sie endlich mit ihrem Gebet fertig war, sich langsam erhob und mit einem tiefen Seufzer zur Stubenthüre hinausschlich.

Nun waren der Vater und Leo, sein ältester Sohn, noch allein in der Stube; dieser lag, ohne sich zu rühren, wie ein träger Mühlsack auf der Fensterbrüstung. Der Vater begann: „Schon wieder hast du den Nachtrosenkranz versäumt! Du weißt, ich habe dich schon öfter ermahnt, zu rechter Zeit nach Hause zu kommen, warum folgst du nicht?"

„Mit Eurem ewigen Rosenkranz!" — brummte Leo, ohne sich zu rühren. „Knabe! was ist mit dir vorgegangen?" — fuhr der Vater fort — „du bist nicht mehr zum Kennen. Wer den Rosenkranz nicht mag, bei dem steht es schlecht aus. Es ist nicht so lange her, daß du lieber drei, als einen Rosenkranz gebetet hast und nach demselben mit deinem stillen Gebete noch minder fertig geworden bist, als die Mutter; woher kommt es, daß du so ganz anders geworden bist?" „Nun, man bleibt nicht immer ein

Kind; ich war dumm genug, jetzt bin ich gescheidter geworden," entgegnete Leo mürrisch. „Leo, wo bist du gewesen?" fragte der Vater. „In der Schmiede drüben," gab dieser trocken zur Antwort. „Dort bist du so verdorben geworden, dort kommt das rechte Volk zusammen. Du weißt, ich hab' es dir verboten, kein einzigmal mehr hinüberzugehen." „Wo ich meine Feierabendsstunde zubringen soll, laß ich mir nicht vorschreiben!" — erwiederte Leo herrisch — „wenn ich mich den Tag hindurch hundmüde gearbeitet und die schwersten Arbeiten, die mich regelmäßig treffen, verrichtet habe, will ich die Abendzeit zubringen, wo es mir gefällt, und eine Stunde meinem Zaun nachgehen, das geht Niemanden etwas an. Wären Alle so, wie Jene, die in der Schmiede zusammenkommen, es wäre minder Heuchelei und Dummheit auf der Welt!" — setzte er mit beißendem Ingrimm bei, und langte hastig nach seinem Hut und machte sich mit schnellen Schritten zur Stubenthüre hinaus, indem er diese zuschlug, daß die Fenster klirrten und das gläserne Weihbrunnenkrüglein herunterstürzte auf den Boden und in hundert Trümmer zerbrach; Leo eilte mit großen Sprüngen über die Stiege hinauf in seine Kammer.

Nun kam die Mutter wieder zurück in die Stube. „Du hast ihn ausgemacht!" — begann sie zum Vater. „Es ist vorbei mit ihm!" — erwiederte dieser fast weinend — „er ist verdorben in Grund und Boden hinein, er hört auf keinen Befehl mehr und achtet auf keine Mahnung, all' mein Reden ist bei ihm vergebens."

Die Mutter brach in lautes Schluchzen und Weinen aus. „Das ist das schwerste Kreuz, so mir Gott hat auflegen können, ein ungerathenes Kind!“ — sprach sie — „aber es geschieht mir recht und Gott straft mich damit; ich bin stolz gewesen auf unsern Leo und habe hochmüthig auf andere Mütter herabgesehen, deren Söhne nicht so gut waren; ich hab' es meiner Kunst und meinem Fleiße zugeschrieben, nun zeigt mir Gott, daß ich ein Kartenhaus gebaut habe. O wie unbeständig und unzuverlässig ist der Mensch!“ „Es bleibt uns doch nichts übrig,“ — entgegnete der Vater — „als doppeltes und dreifaches Vertrauen zu fassen zum demüthigen Gebete, daß Gott fester aus dem Schutte wieder herstellen möge, was wir so armselig gebaut haben. Ist die Noth am größten, so ist auch die Hülfe am nächsten; ich hoffe dennoch, die Wahrheit dieses Sprüchwortes auch in diesem Kreuze zu erproben.“

Am nächsten Tage um die Feierabendstunde, die heute früher schlug, weil morgen das Fest der heiligen Nothburga, ein von der Gemeinde wegen Viehseuche verlobter Feiertag, einfiel, war die gewöhnliche Gesellschaft, wie alltäglich, wieder in der Schmiede beisammen, mit der auch wir uns einigermaßen bekannt machen müssen. Der alte Schmied hatte die Ausübung seines Handwerkes größtentheils zweien seiner Söhne überlassen, von denen der ältere Felix, der jüngere Hermann hieß. Bei unserm Besuch der Schmiede stehen diese zwei an Feueresse und Ambos, mit ihrer Arbeit

beschäftigt. Felix hätte seiner ganzen Gestalt und seinem Charakter nach ein passendes Mitglied für die Truppe des Bacchus abgegeben und wäre einem Maler als Modell zu einem Satyr sehr zu empfehlen gewesen: ein kugelrundes Gesicht, von Fettglanz strahlend, sehr dünnes, dunkelbraunes Haar, in die Fleischmasse vergrabene, tiefliegende, enggeschlitzte Augen, mit einem Blick, der von Sinnlichkeit strotzte, ein Mund, dem man es ansah, daß seine Lippen nicht so fast zum Sprechen, als zum Tasten und Fühlen bestimmt seien, über das ganze Gesicht ein sinnlich-hämisches Lächeln ausgegossen, das hinlänglich sagte, was ihm gefalle und was nicht, von Fleisch und Fett schwellende Arme, kurz, Alles an ihm hätte ihn zu einem passenden Trabanten des Weingottes gemacht; denkt man sich nun diese ganze Gestalt in berußtem Hemde und Schurzfell, das Gesicht in den mannigfaltigsten Schattirungen von Kohlenstaub geschwärzt, aus dem nur hie und da der matte Fettglanz der blassen Haut und Mund und Augen mit ihrem sinnlich gemeinen Ausdruck hervorstrahlten, und dazu das lallende, tändelnde Sprechen seines Mundes, von dem man selten wußte, ob es Hohn oder Ernst gelte, so wird man gern eingestehen, daß der ganze Mensch nur einen höchst widerlichen Eindruck machen mußte. Sein Bruder Hermann ist ein viel schmächtigerer, blondhaariger Jüngling, mit einem Gesicht, dem man es ansah, daß es auch in zwanzig Jahren noch für einen sechzehnjährigen Knaben gepaßt hätte; die sich etwas seitwärts und nach

vorne neigende Haltung seines Körpers bedeutete, daß er wenig Selbstständigkeit besitze, und so ist er auch in der That nur der Schatten seines Bruders, diesem bei jedem Schritte folgend, und diese Folgsamkeit geht so weit, daß er sich über das gewöhnlich entrüstet und eigentlich erzürnt zeigt, worüber sein Bruder nur spottlächelt. Auf der Bank, welche den kurzen Raum rechts zwischen der Thüre und der Feueresse einnimmt, sitzt in den Winkel gelehnt ein junger Mann; auf seinem schwarzen, langen, über die Schultern herabwallenden Haare sitzt eine rothe Sammthaube, mit goldenen Schnüren phantastisch auf das Reichste verziert und mit einer gewaltigen, auf der Seite herabhängenden goldenen Troddel geschmückt. Sein länglichtes, markirtes Gesicht ist mit einer Adlernase versehen und mit einem prächtigen, rabenschwarzen Vollbarte geziert; er trägt einen schwarzsammtenen Rock mit sehr kurzen Schößen und mit Schnüren auf das Reichlichste ausgenäht, und über denselben zwei große, blendendweiße Halskrägen herabgeschlagen; ein Tabakbeutel von blauem Sammt, verschwenderisch mit Gold gestickt, hängt ihm an der Brust, und er raucht aus einer massiven Meerschaumpfeife, die an einem Rohre von spanischer Weichsel steckt, das vom Munde bis an den Boden reicht; seine Finger blitzen von goldenen Ringen. Der junge Mann nennt sich Engelbert Kröser und heißt in der Gemeinde entweder Engl oder Kröser, wie's den Leuten in den Mund kommt. Er ist erst vor kurzer Zeit in das Dorf, das sein

Heimathsort ist, zurückgekehrt, nachdem er als Buchbindergeselle die verschiedensten Wanderungen durch Kärnthen, Steiermark, Österreich, Böhmen, Sachsen bis in's Preußen hinein durch mehrere Jahre gemacht hat. Seine Eltern waren wohlhäbige und sehr gutdenkende Bauersleute, seine Geschwisterte brave, fromme Jünglinge und Jungfrauen; Engl aber hatte auf seinen Reisen und beim Aufenthalt in verschiedenen Städten Glaube und Tugend verloren, und kam zurück als ein Mensch, dem Religion und alles Heilige nicht bloß gleichgültig, sondern eigentlich verhaßt war. Es war seine Absicht, seine Grundsätze unter den jungen Burschen der Gemeinde, wo er empfängliche Herzen fände, zu verbreiten, und diese aus dem dumpfen Wahne, mit dem sie eine bigotte Erziehung, wie er's nannte, und der herrschende Einfluß der Pfaffen umstrickt hielt, zu aufgeklärten Ansichten emporzuheben, wie er solche zu Wien und Berlin und anderswo kennen gelernt hatte. Er hatte auch wirklich in kurzer Zeit einen Kreis gelehriger Schüler um sich gesammelt, die ihm, als ihrem Meister, huldigten, an seinem Munde hingen und denen seine Ansichten trefflich zusagten. Sie hatten ihre Zusammenkunft da, wo wir sie eben beisammen sehen, in der Schmiede, und die beiden Schmiedegesellen sind seine wärmsten Anhänger. Drei von dieser Sippschaft sitzen auf der Bank; links von der Thüre, auf der Seite, welche der Thüre gegenüberliegt, lehnt im hintersten Winkel einer, den wir schon kennen, Leo, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, mit

mürrisch-wildem Gesicht starr auf den Boden sehend; er nimmt an den Gesprächen der Übrigen wenig Theil, und bleibt ernsthaft, wenn auch Alle ob eines Scherzes oder einer gelungenen Zote in wieherndes Gelächter ausbrechen. Ein Paar, die neben ihm auf derselben Bank sitzen, mögen zufrieden sein, einfach als zur Clique gehörig erwähnt zu werden. Noch steht einer, Oswald, mit einem Übernamen im Dorfe aber gewöhnlich der Satan genannt, auf den langen Stiel eines Hammers sich lehnend, am großen Steine, auf welchem sich der Ambos befindet. Dieser Satan ist ein Bursche von hoch zwanzig Jahren, von angenehmer Gesichtsbildung, die kein Arg verräth. Seine Lieblingssache und Hauptlust ist, überall, wo er eine Verwirrung und die Zerrüttung irgend eines Verhältnisses findet, diese Verwirrung noch ärger und unheilvoller zu machen. Er kennt alle Begebenheiten und Ereignisse in der Gemeinde, Alles, was in ihr fliegt und stiebt, er hat eine eigene Gabe, alle Verhältnisse auszuspüren und aufzufinden, namentlich, was schief und ungerade ist, und ein ausgezeichnetes Geschick, verderblich einzugreifen. Er weiß jedem Menschen seine schwache Seite abzulauschen, und seine Hauptlust ist es dann, ihn damit zu peinigen und zu plagen; besonders versteht er dieß trefflich, wenn Jemand für eine Sache eine Leidenschaft besitzt; mit beißendem Spott hebt er das Einseitige und Lächerliche daran hervor und macht den Leidenschaftlichen zum Thoren, wenn er Aussicht hat, glücklich an's Ziel zu kommen,

oder verstrickt ihn im Gegentheil noch mehr in seine Bande und Schlingen, wenn keine günstige Aussicht vorhanden ist. Er selbst hat an nichts eigentliches Interesse, faßt nichts ernstlich, und auch der Gesellschaft, welche der freigeistige Buchbindergeselle um sich zu versammeln gewußt hat, schließt er sich nicht deßwegen an, weil er Partei nimmt für dessen Grundsätze, sondern weil es hier etwas zu verwirren und zu zerstören gibt. Oswald und Leo sind darum völlig entgegengesetzte Charaktere; Leo greift Alles mit dem höchsten Ernste auf, bei ihm wird alles Sache des Herzens, und was ihm eingeht, dem gibt sich der ganze Mensch an ihm hin.

Wir kennen nun die Gesellschaft, welche in der Schmiede um Kröser, als ihrem Anführer, versammelt war. Eben gingen ein Paar Gemeindemänner vorüber, deren jeder eine Anzahl Brodlaibe auf dem Arm trug, welche sie von Haus zu Haus sammelten, um sie morgen unter die Armen zu vertheilen, da auch dieß Almosen einen Bestandtheil des Gelübdes wegen der Viehseuche ausmachte.

„Wie unsinnig ist es,“ — begann Engl — „daß sich die Leute jetziger Zeit durch ein Versprechen gebunden halten, das Andere früher und schon lange gethan haben. Was für ein Sklave wäre der Mensch, wenn Andere ihn durch Versprechen und Gelübde fesseln und binden könnten!“

„Ist das bei der Taufe nicht ebenso?“ — sagte

Satan — „auch da haben Andere für uns gelobt und versprochen.“

„Allerdings ist es so,“ — erwiederte Engl — „aber, wohlgemerkt, für mich soll Niemand versprechen und geloben, und so dieß geschieht, halt' ich mich nicht gebunden. Der Mensch ist frei, und frei will ich sein und keine Fessel tragen, als jene, die ich mir selbst anlege!“ — setzte er mit hochmüthiger Entrüstung bei, indem er sich die Haube noch viel schiefer auf den Kopf setzte, als sie zuvor darauf saß.

„Die Pfaffen sind pfiffig genug,“ — fuhr Felix im Discurse fort, indem er ein glühendes Pferdegebiß aus der Esse nahm und auf dem Ambos daran hämmerte — „sie legen dem Menschen schon am ersten Tage seines Lebens ein scharfes Gebiß an, um ihn daran immer nach ihrer Laune führen und leiten zu können; der Mensch ist armseliger, als ein junges Füllen, das man erst, wenn es zwei Jahre alt ist, aufzuzäumen pflegt.“

„Nur Geduld!“ — entgegnete Engl — „diese Zeiten sind jetzt vorüber, die Menschen sind aufgewacht und zum Bewußtsein ihrer Freiheit und Würde gekommen. Diese Künste, womit die Pfaffen die ganze Menschheit zu ihrem Sklaven machen wollen, wollen nicht mehr anschlagen.“

„Das ist eine Hauptsache für mich,“ — meinte Satan — „es ist hart genug, die ganze Welt zum Widersacher zu haben, wie es mir geschieht. Kaum ist

ein Mensch geboren, so muß ich hören, daß er gezwungen wird, mir zu widersagen."

„Sei getrost, Satan!" — erwiederte Engl — „diese Feindseligkeiten gegen dich sind bald nichts mehr, als ein blindes Manöver, das nicht wehe thut. Ihr wißt nicht, wie's in der Welt draußen ausschaut und was man in Wien und Berlin denkt. In Tyrol ist noch stockfinstere Nacht, und da haben die Geistlichen allerdings noch gutes Spiel; aber das Licht läßt sich nicht aufhalten, es wird auch in unsere Thäler hereinströmen, und das wird dann ein Leben werden, frei und ungebunden, wie der Vogel in den Lüften."

„Aber die Religion?" — fragte Leo.

„Was Religion!" — entgegnete Kröser mürrisch — „seht ihr nicht ein, ihr Dummköpfe, daß sie nur eine Erfindung der Pfaffen ist zu ihrem Nutzen und Vortheil, sie ziehen allein ihren Profit daraus."

„Das ist wahr," — sagte Felix — „was der Pfaffe thun soll, dafür muß er gezahlt werden, er betet keinen Rosenkranz umsonst. Wenn es ihm so Ernst ist mit der Religion, wie er sagt, soll er sich nicht dafür zahlen lassen. Den ganzen Tag mag ich am Ambos stehen und hämmern und schweißen, und verdiene kaum so viel, als der Pfaffe mit leichter Mühe in einer halben Stunde, und wir mögen uns mit Wasser und Erdäpfel nähren, während er bei Wein und Braten sitzt. Da wollt' ich auch für Religion schwärmen."

„Und wollt ihr euch einmal auf eine Weise gütlich thun" — sagte Engl — „und euch eine Blume pflücken

nach Herzenslust, und eures Lebens froh werden, so ist der Pfaffe mit seinem Hirtenstock dahinter und schlägt euch auf die Hand, daß ihr sie zurückziehen müßt, und mit Schimpf und Schande euch forttrollen mögt."

„Ja, überall sind sie uns im Wege," — bekräftigte einer aus der Gesellschaft, ein junger, lebenslustiger Bursche, dem der Seelsorger schon öfters einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte — „wir dürfen bald nichts mehr thun und treiben, und es wäre am besten, mit grauen Haaren und runzligem Gesicht auf die Welt zu kommen."

„Ich hab' dir's schon zehnmal gesagt," — sprach Satan zu diesem — „du sollst dich von deinem Alten nicht so gängeln lassen; ich wollte sehen, ob ein Mensch wie du nicht im Stande wäre, einen siebenzigjährigen Greis mürbe zu machen, und wenn's sein müßte, vom Platze zu schieben. Du aber bist für nichts."

„Das muß anders werden im Dorfe!" — sagte Engl. — „Wir sind keine Mönche und Nonnen hier, sondern lebenslustige, muntere Leute, denen noch die Tage lachen. Ich weiß, wie man's anderswo treibt, und ihr wäret Thoren genug, wenn ihr euch noch länger mit der vergeblichen Hoffnung auf einen Heiligenschein wolltet abspeisen lassen."

„Wir brauchen keinen Heiligenschein," — grinzte Hermann — „lieber Sang und Klang und ein lustiges Mädchen am Arm."

„Wie froh muß ich sein," — sagte Satan — „daß

ich die Zeit erlebt habe, in welcher so glorreiche Tage für mein Reich aufzugehen scheinen. Dich, Kröser! werd' ich zu meinem Kronfeldherrn machen, Felix bekommt die Finanzen unter seine Hand, Leo muß für den Unterricht sorgen, und mag am besten jetzt unverzüglich daran gehen, einen neuen Katechismus auszuarbeiten, der enthält, was wir glauben und thun und meiden wollen."

„Ich protestire," — warf Felix ein — „dazu paßt Leo nicht, da bekämen wir ein Joch für's andere."

„Nein, Satan!" — sagte Leo — „deinem Reiche will ich nicht angehören und dir will ich nicht dienen, du vergib deine Ehren und Würden immerhin an Andere."

„Leo! du mußt in meinem Staate eine hervorragende Stelle einnehmen, du magst wollen oder nicht!" — entgegnete dieser. — „Und da ich euch Allen zu besonderm Dank verpflichtet bin, wie wär's, wenn ihr mir heute Gelegenheit geben würdet, solchen ein wenig abzutragen?"

Die Bursche verstanden leicht, was Oswald damit sagen wollte, und stimmten vom Herzen bei, die beiden Schmiede waren bereit, heute etwas früher Feierabend zu machen, ließen das Feuer ausgehen in der Esse, räumten ihr Handwerkszeug ein wenig zusammen, zogen das Schurzfell aus und stäubten sich den Ruß vom Gesicht; nun ward noch allgemein die Pfeife gestopft und angeraucht, und der ganze Rudel

brach mit Jauchzen und Singen von der Schmiede auf, um dem Oswald in sein Haus zu folgen.

Satan hatte eine ziemliche Anzahl böser Geister, im Kasten versperrt, in seiner Gewalt. Dieser wurde geöffnet, nachdem die ganze Gesellschaft in der geräumigen Kammer Platz genommen hatte, und einige davon, in zierliche Flaschen verschlossen, auf den Tisch gestellt; kleine Trinkgläschen kamen dazu; in Ermangelung eines andern Imbiß wurden zwei tüchtige goldgelbe Türkenlaibe auf den Tisch geworfen, dazu Obst, wie es die Jahreszeit bot, Äpfel, Birnen, Zwetschgen. Gierig ward nun über diese Sachen hergefallen und wacker dazu getrunken, jedes Gläschen in einem Satze aus. Diese Kostbarkeiten verschmähte auch Kröser nicht. Die Geister spukten bald in den Köpfen der Bursche. Eine solche Gelegenheit war für Kröser immer am erwünschtesten, seine Grundsätze auszukramen und an Mann zu bringen; denn nie fand er seine Schüler gelehriger und bereitwilliger, auf die Worte ihres Meisters zu schwören, als wenn der Branntweingeist in ihren Köpfen Rumor machte. So hatte er auch diesen Abend auf hocherhabenem Katheder, einer alten Gewandtruhe, Platz genommen, um besser von Allen verstanden zu werden, und setzte von diesem Platze aus mit steigender Begeisterung seinen Unterricht fort. Er sprach von den Widersprüchen, die sich in den Behauptungen der Geistlichen vorfänden, z. B. der Mensch habe Verstand und doch werde er angehalten, lauter Dinge zu glauben, die sein Ver-

stand nicht fassen könne; der Mensch habe freien Willen, und doch werde ihm dieser durch tausend und tausend Gebote und Verbote genommen; der Mensch habe einen Drang nach Glückseligkeit, und wolle er diesen Drang befriedigen, so werd' er daran bei jedem Schritte gehindert. Besonders sprach er heute gegen die Unsterblichkeit der Seele und brachte alle abgedroschenen Sätze vor, die er irgendwo dagegen gehört hatte; man sage, die Seele sei ein purer Geist und die Seele belebe den Leib, er möchte aber wissen, wie ein purer Geist in einem Leib eingeschlossen sein und auf solchen einen Einfluß haben könne? Man sage, der Schlaf sei ein Bruder des Todes, weil beide Zustände einander so ähnlich seien, und doch lasse man beim Schlaf die Seele noch im Leibe sein, während sie im Tode fort sein soll. Zehn und zwanzig Argumente verschiedener Art brachte er gegen die Unsterblichkeit der Seele vor, und behauptete zum Schlusse, der Mensch unterscheide sich in der Hauptsache nichts vom Thiere, das auch empfinde, denke und wolle, wie der Mensch, nur im niedern Grade, wie es bei allen Arten von Geschöpfen Abstufungen gebe, und es sei eine gewissenlose Sache, dem Menschen den fröhlichen Genuß seines gegenwärtigen Lebens zu verkümmern und ihn nutzlos mit einem jenseitigen trösten.

Die ungebildeten Bursche waren in ihrem aufgeregten Zustande und überhaupt nicht im Stande, das Trügerische und Unwahre solcher Sätze und Behauptungen einzusehen, und weil sie mit ihrem fingerlangen Verstande

den Tiraden des Buchbindergesellen nichts zu entgegnen wußten, hielten sie dieselben für wahr und schwelgten im seligen Gedanken, nun auch einmal ungestört und ohne Gewissensbisse sich ganz kannibalisch wohl sein lassen zu können, wie fünfhundert Säue. Da mußte nun der ganze Vorrath wüster Lieder, den sie besaßen, herhalten, um in sinnenbetäubendem Geschrei herabgeorgelt zu werden, und Satan mußte noch einen und den andern Geist bannen. So kam die Mitternachtsstunde herbei. Da berührte Kröser, wie der Geistliche am letzten Sonntag auf der Kanzel sich so heftig ereifert habe gegen Jene, welche mit den Gottlosen im Buche der Weisheit sprechen: „Kommet und lasset uns des Guten genießen, das noch ist, und eilends des Geschaffenen uns bedienen, so lange wir jung sind. Wir wollen köstlichen Wein und Salben in Fülle gebrauchen und nicht soll die Blüthe der Zeit uns entgehen. Wir wollen uns mit Rosen kränzen, ehe sie verwelken, keine Blume soll unserer Lust entkommen.“ Aus seinem Gepolter müsse man schließen, daß er ein abgesagter Feind aller Blumen sei; wie es wäre, wenn wir seinem Garten heute einen Besuch machen und ihm den Liebesdienst erweisen würden, ihn dieser verhaßten Gegenstände zu berauben? Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, denn der Haß gegen den Geistlichen war durch Krösers Reden am heutigen Abend völlig bis zur Wuth gesteigert.

Um keinen Argwohn zu erregen und nicht entdeckt zu werden, wurde beschlossen, auf abgelegenen Um-

wegen und so viel thunlich außer dem Dorfe und durch das Feld und ohne lärmendes Geräusch dem Widdum zuzuwandern, obwohl letzteres bei den halbbetrunkenen Burschen nicht möglich war. So zog die elende Rotte, Kröser an der Spitze, hin durch die kohlrabenschwarze Nacht. Der Himmel war ganz mit zerrissenem, dunklen Gewölbe bedeckt, das weit über die Berge herabhing, kein Sternlein war am ganzen Firmamente zu sehen. Ein frostiger, unfreundlicher Herbstwind schnatterte und rauschte durch die welken, gedörrten Flitschen der Maisstengel der Äcker, zwischen denen die Rotte dahinzog.

Eine Zeit lang hatte sich auch Leo dem Zuge angeschlossen. Er war den ganzen Abend völlig schweigend in einem Winkel der Kammer gesessen und hatte an den wüsten Orgien der Andern wenig Antheil genommen, aber aufmerksam allen Worten Krösers gelauscht. Unbemerkt sonderte er sich auf dem Wege, bei einem schmalen Feldsteige, von den Übrigen ab und ging auf demselben seiner Heimath zu, da er es nicht über sich brachte, am beantragten Bubenstücke Theil zu nehmen. Er mußte den Weg über den Friedhof nehmen. In früherer Zeit hatte er diesen Ort immer mit einem heiligen Schauder betreten; mit den Augen des Christen hatte er denselben als das Saatfeld Gottes angesehen, wo die himmlischen Schnitter am Tage der Ärndte den Weizen in Gottes Scheune einsammeln, das Unkraut in Büschel binden werden. Er hatte sich oft vorgestellt, wie es da sein werde

an jenem Tage, wenn die Posaune erschallen und der furchtbare Ruf ertönen wird: „Stehet auf, ihr Todten, und kommet vor Gericht!" wenn sich die Gräber aufthun und die Verstorbenen hervorgehen werden. Nach dem an diesem Abend Gehörten soll dieß Alles nichts sein, nutz- und bedeutungslos seien die Zeichen des Kreuzes auf den Gräbern, sinnlos alle Ehrfurcht und Pflege, die man diesem Orte widme, der Gottesacker nicht viel anders, als ein Schindanger. Der Gedanke, daß der ganze Mensch zuletzt in eine Handvoll ecklen Staubes enden soll, durchfuhr ihn mit Entsetzen und Schauder und er dachte sich, es wäre am besten, sogleich und unverweilt im Erdenschooße zu modern, und es sei in der That nicht der Mühe werth, einen Tag bei solchem Loose sich auf Erden zu plagen. Mit solchen Gedanken hatte Leo den Friedhof durchschritten und war zum entgegengesetzten Ausgang gekommen. Da blieb er eine Weile im halb geöffneten Gitter stehen. Von Zeit zu Zeit hörte er vom nahen Widdumgarten herüber einen dumpfen Lärm; dieser gemahnte ihn an das Werk, das getrieben wurde. Es kam ihm aber vor, daß ein viel herrlicherer Garten hinter ihm seines Schmuckes heute Nachts beraubt worden sei, als der schöne Widdumgarten in seinem schönsten Flore je gewesen sei. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sein und seiner Kameraden Geschäft es sei, Schönes und Treffliches zu zerstören und zu verwüsten auf geistigem und leiblichem Gebiet, und er besann sich verge-

bens, was sie Besseres und Erhebenderes an die Stelle des Verdorbenen zu setzen wüßten? Der Gedanke durchzuckte ihn mit Grauen. Und doch, meinte er wieder, lasse sich dieß nicht anders machen und komme solches von der armseligen Natur des Menschen, der halt auch nichts anders sei, als eine elende Eintagsfliege, die wenige Stunden herumschwärme und tanze, um sich am Abend an einem flackernden Lampenlichte zu verbrennen. Besser sei es, den Menschen in seiner armseligen, nackten Wirklichkeit zu fassen, als mit erlogenem Flitterstaat herauszuschmücken. Ein gewaltiger Windstoß fuhr durch die eisernen Kreuze des Friedhofs und rüttelte die Wipfel der Trauerweiden, die geschüttelten Kreuze machten ein gewaltiges Getöse, es schien, als ob sich der ganze Friedhof gegen Leo's Gedanken und Behauptungen empöre, — diesem selbst drang das Getöse durch Mark und Bein, er schlug das Gitter zu und stürzte mit beflügelten Schritten durch ein enges Gäßchen fort, seinem Vaterhause zu.

Krösers Rotte hatte indeß den Widdumgarten erreicht; vier davon stiegen über den niedern Zaun in selben hinein; andere hielten ringsum Wache, alle Zugänge wurden mit Wachposten versehen. Kröser selbst lehnte sich nachlässig, seine Pfeife schmauchend, an einen der gemauerten Pfeiler, in die finstere Nacht hinausstarrend und dem Werke der Zerstörung zusehend. Wildschweinen ähnlich fuhren die vier verwüstend im Garten herum; die Buschenstöcke wurden zertrümmert, die herrlichen Nelken, blau und roth

gefärbten Hortensien, die verschiedenen Kaktusarten, die Pelargonien- und Geranien-, die gewaltigen Rosmarinstöcke, welche überall herum in die Gartenbeete gepflanzt standen, die eben im schönsten Flore stehenden Georginen, Alles wurde herausgerissen und die Töpfe zum Theil über den Zaun auf den Weg hinausgeschleudert. In einer kurzen Viertelstunde war der Garten auf das Armseligste verwüstet. Nach dieser Heldenthat eilten die Bursche hinaus dem Berge zu, um irgendwo in abgelegenen Gründen unter wildem Lärm den übrigen Theil der Nacht zu verbringen, an ein Schlafengehen war heute nicht mehr zu denken. Am Morgen sah der Geistliche wohl die grause Verwüstung seines schönen Gartens, sah seine Lieblinge alle zerrissen und zerfetzt herumliegen, wie die Todten auf einem Schlachtfelde. Wer das Lotterstück gethan, darüber konnte er mit sich nicht in's Reine kommen. Er hatte in jüngster Zeit Mehreren in der Gemeinde derbe Verweise gegeben; er dachte, daß es wahrscheinlich einer von diesen aus Zorn gethan haben werde. Absichtlich wollte er der Sache nicht weiter nachforschen und lieber selbst im Ungewissen über den Thäter bleiben. Er suchte das Geschehene zu verbergen, so gut er konnte und die Spuren der Zerstörung zu verwischen und hielt es für seine Pflicht, zu vergeben und zu vergessen; denn Beleidigungen, die ihn persönlich betrafen, brachten ihn nicht auf, und solche trug er geduldig wie ein Lamm, so hitzig und feurig im Übrigen sein Naturell war.

Es war mehrere Tage nach dieser Geschichte, daß Leo um die Zeit der Abenddämmerung, obwohl Werktag war, mit seinem Feiertagsgewande angethan, langsamen und unsicheren Ganges dem Widdum zuging; sein finsterer, auf den Boden gehefteter Blick, der den Vorübergehenden höchstens auf einen Augenblick ansah, seine geballten Hände bedeuteten, daß ein wilder Gedanke in seinem Herzen ringe, Gestalt zu gewinnen. Ein paarmal, bevor er zur Widdumthüre kam, blieb er, wie unschlüssig stehen, raffte sich aber das zweitemal rasch auf und ging mit hastigem Schritte auf die Thüre los; mit einem heftigen Zuge riß er den Glockendraht herunter, daß die Glocke mit lautem Klange durch die Gänge des Widdums hallte. Die Magd, welcher es oblag, die Thüre zu öffnen, glaubte, ein plötzlicher Krankheitsfall fordere Eile, und lief mit beflügeltem Fuße, um aufzumachen. Dem war aber nicht also; Leo beeilte sich nicht, einzutreten, und die Magd machte ihrem Ärger über solch ungestümes Betragen durch ein paar derbe Ausdrücke Luft. Ohne darauf zu achten und ohne ein Wort zu reden trat Leo ein, und schritt die Stiege hinauf, der Thüre des Curaten zu. Vor derselben blieb er stehen und horchte, das Ohr nahe an's Schlüsselloch hinhaltend. Er hörte ihn mit starken Schritten in den zwei Zimmern, welche er bewohnte, auf- und niedergehen, während er mit helltönender Stimme, als ob er in einem vollen Chore mitpsallieren würde, aus dem Brevier, das er eben betete, das Benedictus sang; denn er hatte den

Gebrauch, sein Brevier häufig laut und im vorgeschriebenen Psalmentone zu beten. Nachdem er mit langgezogenen Tönen und so laut, daß die Fenster klirrten, das feierliche Benedicamus Domino geendet hatte und beim Pater noster eine Pause eingetreten war, klopfte Leo an die Thüre; aber der Herr Nikolaus war mit seinem Gebete noch nicht fertig, und so lang er nicht fertig war, ließ er sich nicht stören; er sang noch ganz gemüthlich und gemächlich sein Salve Regina aus dem Stegreife durch und erst nachdem Alles fertig war, rief er so laut, daß man es vor der Hausthüre hören mochte: „Herein!“ Leo trat ein und schritt mit auf den Boden gehefteten Augen, mit erzwungener Festigkeit auf den Geistlichen zu. „Leo, du bist es? Was führt dich heute zu mir?“ — begann dieser.

„Ich hab' etwas zu bitten!“ — erwiederte Leo.

„Was verlangst du?“

„Ich will, daß Sie mich aus dem Taufbuche ausstreichen.“

Leo sprach diese Worte mit erzwungener Hast und fast stoßweise, als ob er sie nur mit heftiger Gewalt hervorbrächte, und er erwartete von denselben eine Wirkung, wie auf den Blitz der Donner folgt. Der Herr Nikolaus war ein Mann, dem zu sechs Fuß Höhe wenig fehlte; seine Muskeln, namentlich jene des Gesichtes, schienen aus Stahl geschmiedet zu sein; eine Röthe, nicht zart und weich, sondern wie jene des glühenden Eisens, überflammte beständig sein Antlitz; seine Augen glühten in fortwährendem Feuer,

das aufzulodern schien, wenn er in Affekt gerieth. Letzteres geschah ihm besonders bei seinen Predigten. Es war ein eigentlich furchtbarer Anblick, wenn er droben stand auf der Kanzel, der gewaltige Mann, mit flammendem Gesicht, mit sprühenden Augen, wenn er mit den wuchtigen Händen auf sie hineinschlug, als ob er sie zu Trümmern hämmern wollte, und mit seiner Donnerstimme das Laster geißelte oder vom Gerichte Gottes und von der Hölle sprach. Weil ihn der Eifer für das Haus Gottes eigentlich verzehrte, kam er in seinen Predigten häufig auf solche Wahrheiten; er meinte, er müsse die Leute aufschrecken und retten von der Hölle, aber die Leute gewöhnten das Ding und es machte wenig oder keinen Eindruck mehr. Bei all seinem feuerflammenden Charakter besaß Herr Nikolaus aber ein Herz so gemüthlich, so weich und liebewarm, wie das Herz eines Kindes; das kleinste Unglück, in welches Jemand gerieth, rührte ihn zu Thränen, den letzten Kreuzer gab er her, um zu helfen, und so wohl meinte es nicht leicht Jemand mit allen seinen Mitmenschen, als Herr Nikolaus, so derb und hitzig er sich auch manchmal betrug.

Leo hatte nichts anders erwartet, als daß sein Seelsorger auf den Antrag, ihn aus dem Taufbuche auszustreichen, in Zornesflammen aufbrennen, ihn mit seiner Donnerstimme niederschmettern, ja wahrscheinlich, um ihm solche Grillen aus dem Kopfe zu rütteln, mit den Händen seinen Ohren einen Besuch abstatten werde. Wie war er erstaunt, als nichts von

all diesem geschah, Herr Nikolaus vielmehr ganz ruhig blieb, ja sich, hellauflachend, gemüthlich auf den Sessel setzte und Leo bei der Hand gar traulich zu sich hinzog.

„Mein lieber Leo! was fällt dir heute ein? Aus dem Taufbuche willst du gestrichen sein?"

„Ja, das will ich!"

„Warum willst du es?"

„Ich will kein Christ mehr sein, ich kann nicht glauben."

„Du willst kein Christ mehr sein, Leo? Du kannst nicht glauben? Was kannst du nicht glauben?" Leo schwieg. „Was kannst du nicht glauben, Leo?" — fragte Herr Nikolaus nochmals.

„Ich kann — ich kann nicht mehr glauben, ich weiß nicht, was Alles!" — erwiederte Leo.

„Sage mir, was du nicht glauben kannst!" — sagte der Pfarrer gütig, als wollte er's aus Leo herausziehen.

„Ich habe keinen Glauben mehr!" — entgegnete Leo. Der Seelsorger meinte, es sei dem Burschen nur eine Grille in den Kopf gekommen, nur ein Zweifel aufgestiegen über eine oder die andere Glaubenswahrheit, die übrigen Glaubenswahrheiten aber ständen noch fest und unerschüttert in seiner Seele. Daß der Glaube selbst, als Fundament und Träger der Wahrheiten, in Trümmer gehen könne und dieß in der Seele eines Bauernburschen, davon hatte der Mann keine Ahnung. Er wollte immer von Leo die Wahrheiten bezeichnet hören, die er nicht glauben könne;

dieser aber suchte in seinem Gedächtnisse umsonst nach solchen Wahrheiten umher und wußte immer nur zu antworten, er könne nicht glauben, weiter ließ er sich nicht bringen. Ganz natürlich kam Herr Nikolaus auf den Gedanken, es müsse Jemand sein, der einen Einfluß auf Leo gehabt habe; aber Leo läugnete dieß, gestand nichts zu und behauptete einfach, er wolle kein Christ mehr sein, weil es ihm so recht scheine. Der Pfarrer kam in Eifer; die trotzige, unzugängliche Haltung Leo's erbitterte ihn. Er begann, ihm in scharfem Tone zuzureden, indem er seine beiden Hände fest gefaßt hielt und mit flammendem Blick in seine Augen sah. Er stand auf und schritt die beiden Zimmer auf und ab, indem er seine Strafpredigt fortsetzte. Seine Rede kam hauptsächlich auf das hinaus, er könne nicht begreifen, wie Leo, der immer so gut und christlich gewesen sei, auf den Einfall komme, sich aus dem Taufbuche ausstreichen lassen und kein Christ mehr sein zu wollen, dieß Alles gehe über seinen Verstand. Dazwischen stellte er ihm vor, was es heiße, nicht glauben wollen, kein Christ sein wollen, fragte wieder, was Leo sein wolle, ein Heide, ein Jude, ein Türke? Durch Fragen war aber aus Leo nichts herauszubringen, er blieb bei seinen ersten zwei Sätzen stehen. In höchster Aufregung holte der Pfarrer endlich das Taufbuch, schlug es auf dem Tische auf, suchte Leo's Namen.

„Da, Bursche! steht dein Name, Leo Zörhofer, getauft am 12. Mai 18.., getauft von mir. Du bist

der Erste gewesen, den ich in dieser Gemeinde getauft habe. Da, nimm die Feder und wenn du Muth hast, streich' deinen Namen aus und entsage dem dreieinigen Gott, in dessen Namen du getauft worden bist, dem Vater, der dich erschaffen hat, dem Sohne, der dich erlöst hat, dem heiligen Geiste, der dich geheiligt hat; entsage der Kindschaft Gottes und der Erbschaft des Himmels, und verschreib' dich Jenem, dem du widersagt hast bei deiner Taufe, dem Satan." Herr Nikolaus sprach diese Worte, dem Leo die Feder hinhaltend, um zu versuchen, wie weit ihm Ernst sei. Leo ergriff die Feder, trat festen Schrittes zum Taufbuch hin und führte in schnellster Hast die Feder über die Rubrik, welche die Daten seiner Taufe enthielt, und stürzte, nachdem er dieß gethan, der Thüre zu, der Pfarrer sank laut weinend in seinen Lehnsessel. Die Feder war trocken gewesen, denn weder Herr Nikolaus noch Leo hatten in der Aufregung daran gedacht, sie in's Tintenfaß zu tauchen. Dreimal hatte die Wirthschafterin schon zum Nachtessen geläutet, aber kein Pfarrer kam die Stiege herab, sie hörte ihn laut brummend seine Zimmer auf- und abschreiten und mußte hinaufgehen, um zu sagen, daß das Nachtessen bereitet sei. Nachdem er sich zu Tisch gesetzt hatte, fehlte ihm Brod und Salz, obwohl Beides neben ihm lag, er schöpfte sich so viel Suppe auf's Teller, daß dieses überfloß und er gezwungen war, einen großen Theil wieder in die Schüssel zurückzuschöpfen, da er ein kleiner Liebhaber der Suppe war; den Braten

bemerkte er nicht, nachdem er lange schon auf dem Tische stand, und was das Auffallendste war, er erhob sich vom Essen, ohne das Seidel Wein angerührt zu haben.

„Herr Nikolaus! was ist denn das? Trinken Sie heute Ihren Wein nicht? Was haben Sie denn?" fragte ihn die Köchin, über das wunderbare Ereigniß die Hände zusammenschlagend.

„Ja so," — entgegnete Nikolaus — „hätt' es bald vergessen. Wär' es auch ein Wunder, wenn man ganz verrückt würde im Kopf? Susanna, ja wahrhaftig, wir leben in den letzten Zeiten, der Antichrist ist schon auf der Welt, es wird nicht lange mehr dauern."

„Was haben Sie denn mit dem Leo heute gehabt? so hab' ich Sie nie gesehen."

„Sei froh, daß du's nicht zu wissen brauchst. Ja, ja, so ein Auftritt ist noch keinem Seelsorger vorgekommen. So etwas ist zum Rasendwerden. Trag' mir das Taufbuch herab!"

Susanna holte das Taufbuch; Herr Nikolaus blätterte, suchte Leo's Namen, fand ihn undurchstrichen. „Gott Lob!" — rief er aus — „das hat Gott durch ein Wunder verhütet, das ist doch noch ein gutes Zeichen!" Susanna's Wunder stieg auf's Höchste, fand aber leider keine Stillung.

Am nächsten Tage war es des Pfarrers erstes Geschäft, sich mit Leo's Vater wegen des Vorfalls zu besprechen. Leo hatte aber schon am Abende seine

besten Kleidungsstücke zusammengepackt und sich heimlich in der Nacht, wohl wissend, daß im Vaterhause seines Bleibens nicht mehr sein könne, davon gemacht in die Stadt, nach Innsbruck, wo er bei einem ihm wohlbekannten Wirth als Hausknecht in den Dienst trat. Seinen Eltern blieb vor der Hand nichts übrig, als in namenlosem Kummer für ihren Sohn zu beten.

Am Feste des heiligen Michael feierten die Junggesellen ihr Bundesfest, und zwar dieß mit aller möglichen Pracht, denn sie hielten viel darauf, ihren Bundespatron mit glänzender Feier zu ehren. Am Vorabende schon beim festlichen Feierabendgeläute und beim Betläuten krachten die Pöller; mit zahlreichen Schüssen wurde der anbrechende Tag in der Frühe begrüßt. Die Kirche prangte in ihrem Festschmucke, vier weißgrüne Kriegsfahnen, von Mitgliedern des Bundes bei Scheibenschießen gewonnen, zierten das Presbyterium und umwallten die dort stehende reichvergoldete Statue des heiligen Michael, der in der einen Hand das flammende Schwert, in der andern den Schild führte, mit der Aufschrift: „Wer ist wie Gott?" zu dessen Füßen sich der Satan in scheußlicher Gestalt krümmte. Vormittag hatten sie ihr feierliches Bundesamt. Nachmittag kamen die Jünglinge allein zu ihrer Standesunterweisung in die Kirche. Da wies sie der Pfarrer auf ihren Bundespatron und dessen Beispiel hin, und forderte sie auf, sich tapfer und heldenmüthig, wie er, für Gott zu erheben, für Gott zu streiten gegen dessen Widersacher. Das flammende

Schwert des göttlichen Wortes, des christlichen Glaubens, der Schild der göttlichen Liebe mit der Aufschrift: „Wer ist wie Gott?" soll auch ihre Hände bewehren, der abscheuliche Höllengeist sich auch zu ihren Füßen krümmen. Der Pfarrer führte dieß und dergleichen in begeisterter Rede durch, vielfältig deutlich anspielend auf Kröser und dessen Treiben, worüber er namentlich durch Leo's Vater mehr Aufschluß bekommen hatte.

Nach der Unterweisung zogen die Jünglinge nach altem Brauch in das Haus des Bundesmeisters, um dort die Wahl der neuen Vorstände vorzunehmen. Der Bundesmeister oder Bundesvater war ein Mann nicht weit von siebzig Jahren, ein ehrwürdiger Alter mit silberweißem Kopfe; das Amt, welches er verwaltete, hatte schon sein Vater geführt, sowie es sein Stolz war, es seinem Sohne hinterlassen zu können; denn er war, wenn auch verheirathet, doch Bundesmeister der Junggesellen, und dieß alter Brauch.

Nachdem Alles in der großen, getäfelten Stube beisammen war, öffnete der Meister die Lade des Bundes, ein zierlich gearbeitetes Kästchen von hartem Holz, und nahm ein Buch heraus, schön auf Pergament geschrieben, welches die Statuten und Satzungen des Bundes enthielt, die wohlweislich jedes Jahr zur treuen Erinnerung, was jedem Mitglied zu beachten obliege, vorgelesen wurden. Der Meister unterließ nicht, bei vielen Statuten seine Glossen und mitunter scharfe Bemerkungen einzumengen. Nachdem dieß

geschehen war, forderte er die Jünglinge auf, nun zur Wahl des Vorstehers und der acht Viertelmeister zu schreiten. Kröser und seine Anhänger waren sämmtlich als alte Bundesmitglieder bei der Versammlung. Es war ihre Absicht, Alles aufzubieten, um einen aus ihrer Clique als Vorsteher durchzusetzen, die altfränkischen Statuten mit der Zeit abzuändern und eine gänzliche Reform des Bundes zu bewirken. Der von ihrer Seite zum Vorsteher Auserkorne war ein kurzes Männchen, beweglich wie Quecksilber und zu allen Streichen aufgelegt; er trieb das Handwerk eines Regenschirmmachers, hatte sich, um selbes zu lernen, eine Zeitlang in der Stadt aufgehalten, und darum war ihm im einfachen Dorfleben Alles zu eng und zu beschränkt.

Als sich auf die Aufforderung des Bundesmeisters Alles zur Wahl anschickte, trat ein hochgewachsener Jüngling aus dem Haufen hervor; er war von bildschöner Gestalt, sein Gesicht durch Milde, Andacht und Demuth das Modell für einen Engelskopf, nur durch das feuerrothe Haar etwas entstellt. Er führte auch das Leben eines Engels, zurückgezogen, fromm und bescheiden, so daß sich Niemand in der Gemeinde erinnern mochte, ihn je in einem Heimgart, oder herumschwärmend auf der Gasse, oder im Wirthshause gesehen zu haben. Was er von der Welt zu genießen schien, war eine Pfeife Tabak und seine Unterhaltung mit den Vögeln. Bei seinem harmlosen, ganz zurückgezogenen Leben war es um so unerwarteter, Max

— so hieß der Jüngling — die heutige Rolle spielen zu sehen.

„Ehevor von einer Vorsteherwahl die Rede sein kann,“ — begann Max zum Bundesmeister — „verlang' ich, daß diese und diese“ — er nannte nun Kröser und alle seine Anhänger — „aus dem Bunde ausgestrichen werden, und wenn dieß nicht geschieht, will ich selbst ausgestrichen werden.“

Da hätte man sehen sollen, welche Wirkung diese Worte in der Versammlung hervorbrachten; ein Stab, in einen Ameisenhaufen gestoßen, bringt keinen ärgern Aufruhr hervor. Der Meister war über die Forderung, so viele Mitglieder, von denen ihm kein besonderes Vergehen bekannt war, auf einmal auszustreichen, ganz verblüfft, und dieß noch mehr deßwegen, weil ein so stiller, schweigsamer Jüngling sie stellte. Für Krösers Rotte waren diese Worte Feuer und Flammen. Furienwild stürzte Felix auf Max hervor, aufbrennend vor Zorn, wie seine Schmiedesse, wenn er trockenen Quarzstaub auf die glühenden Kohlen warf, und er hätte Max zweifelsohne mit seinem Hammer zerschmettert, wenn er ihn bei sich gehabt hätte. Wenigstens gestikulirte er mit Hand und Arm unablässig, als ob er vor dem Amboß stände und eine tüchtige Eisenstange zu bearbeiten hätte.

„Was willst du? uns aus dem Bunde ausstreichen? du rothhaariger Judaskopf!“ — sprach Felix, zitternd vor Zorn — „den will ich sehen, der im Stand ist, dieß zu thun; wir haben bezahlt, wie du!“

„Was ich gesagt habe, dabei bleib' ich!" — entgegnete Max ruhig und gesetzt — „entweder ihr oder ich."

Ein wilder Lärm tönte durcheinander, furchtbar brauste die Rotte auf und war daran, Max mit Schlägen und Stößen aus der Stube zu reißen. Aber dieser blieb nicht verlassen; die Gesammtzahl der besser Gesinnten hielt sich zu ihm, viele Stimmen wurden laut, es solle geschehen, was Max verlange, oder sie wollen sich mit ihm ausstreichen lassen. So bildeten sich zwei Partheien, welche gegeneinander stritten und kämpften, wie im Himmel, als der erste Streit entbrannte. Eine eigene Rolle spielte Satan bei dieser Geschichte; weit davon, sich Kröser und seinem Anhange thätig anzuschließen, lehnte er hohnlachend beim Ofen und sah seelenvergnügt dem Kampfe zu, und hätte am liebsten auf beiden Seiten das Feuer geschürt; denn größere Lust gab es nicht für ihn, als die, einer solchen Verwirrung zuzusehen. Dem Bundesmeister ward angst und bang; er fürchtete, daß es leicht zu groben Thätlichkeiten kommen möchte. Immer ernster und drohender erging von Max und seinem Anhange die Aufforderung an ihn, das Bundesbuch hervorzulangen und die Bezeichneten auszustreichen. Er entgegnete, das könne er nicht, das dürfe er nicht, das wage er nicht; endlich fiel ihm ein, sich auf den Herrn Pfarrer zu berufen; dieser solle gebittet werden, herbei zu kommen und die Sache zu entscheiden. Sogleich liefen zwei um den Pfarrer. Dieser säumte nicht, zu

erscheinen. Wie ein dichtgeschlossenes Carré mit gefälltem Bajonnet stand Kröser und sein Anhang zusammen, entschlossen, um keinen Preis zu weichen. Beim Eintreten des Pfarrers schwieg der Sturm, Todtenstille herrschte in der Stube. Max brachte mit klaren Worten nochmals seine Forderung vor; ohne eine Antwort oder Entscheidung von Seite des Pfarrers abzuwarten, begann der furchtbarste Lärm von Neuem. Dießmal war es Kröser selbst, der besonders das große Wort führte, Alles aufforderte, ihm nachzuweisen, was er verbrochen habe, um eine solche Schande über sich ergehen lassen zu müssen, hoch und theuer erklärte, daß er so was nie gedulden werde. Seine Anhänger bekräftigten seine Worte und zogen mit den gröbsten Schmähungen gegen ihre Gegner los. Ebenso energisch blieben aber auch Max und die Seinigen bei ihrem Ausspruche.

Der Pfarrer gebot Ruhe.

„Einverstanden, vollkommen einverstanden bin ich" — sprach er — „mit der Sache; weiß schon, worum es sich handelt. Hervor mit dem Buch, Bundesmeister! — Tinte her und Feder, wir wollen einmal sondern, die Spreu vom Weizen ausscheiden. Brav, daß ihr euch meine Unterweisung so gut gemerkt habt und wacker aufgestanden seid gegen Satan."

Zitternd zog der Bundesmeister aus der Lade das prächtig in rothen Sammt gebundene, reich beschlagene Buch hervor und legte es vor den Pfarrer auf den

Tisch und stellte Tinte und Feder daneben. Alles harrte mit gespannter Erwartung.

„Wer nicht mehr in's Taufbuch gehören will," — fuhr der Pfarrer fort — „soll auch nicht in's Junggesellenbuch gehören. Wo ist Kröser? Richtig, da steht er. Fort mit Kröser aus dem Bunde!" — der Pfarrer sprach's mit flammendem Gesicht und machte einen dicken, schwarzen Strich durch Krösers Namen — „fort mit Leo Zörhofer aus dem Bunde!" und so strich er aus, bis er mit Allen, die Max bezeichnet hatte, fertig war. Satan war der letzte, den er ausmerzte mit den Worten: „Der Satan ist Lucifers Schweif und folgt ganz natürlich seinem Haupte." Und nun wandte er sich zu Kröser und seinen Gesellen: „Ihr seid ausgestrichen aus dem Junggesellenbunde, ihr habt nun in dieser ehrbaren Versammlung nichts mehr zu schaffen; marsch, fort mit euch!"

Kröser war bleich bis tief in den Mund hinein, das Feuer seines Auges war gebrochen, er vermochte kein Wort mehr zu reden, wie gestoßen stürzte er der Thüre zu; Felix aber stand ganz in Flammen, sein Mund schäumte, in Zorneswuth vermochte auch er nicht mehr zu reden, als mit geballter Faust dem Max die Worte zuzurufen: „Du sollst mir's entgelten." Die ganze Rotte stürzte aus der Stube fort.

Nun erst wurde die Wahl vorgenommen; einstimmig wurde Max zum Bundesvorsteher bestimmt, acht der gesittetsten, ehrbarsten Jünglinge wurden zu Viertelmeistern gewählt; allgemein wurde festgesetzt, daß

die alten Bundessatzungen, die seit einiger Zeit vielfach waren vernachlässigt worden, mit neuer Strenge in Kraft treten und eingehalten werden sollen; wer dagegen handle, solle unwidersprechlich die bestimmte Strafe aushalten. Am Abende desselben Tages zogen die acht Viertelmeister mit langen, birkenen Ruthen durch's Dorf, um alle Bursche unter achtzehn Jahren mit scharfen Hieben von der Gasse heimzujagen, und überall nachzusehen, ob wohl nirgends ein Jüngling allein und ohne Aufsicht von Seite der Eltern bei einem Mädchen heimgartete.

Schamerfüllt und wuthentbrannt waren Kröser und die Seinigen nach verlorener Schlacht hinabgezogen in den Ort ihrer gewöhnlichen Zusammenkunft an Feiertagen und zur Nachtzeit, in Oswalds Kammer. Ihre Stimmung mochte wohl einigermassen jener ähneln, welche Lucifers und seines Anhanges Gemüth beherrschte, als sie aus den seligen Wohnungen des Himmels verstoßen sich im schauerlichen Kerker der Hölle vereint fanden.

„Wenn du es bist," — mochte Felix zu Kröser sprechen, wie ein gefallener Engel zu Lucifer in Miltons verlornem Paradiese — „wenn du es bist, den wechselseitiges Bündniß, vereinte Pläne und Rathschläge, gleiche Hoffnung und Wagniß mit mir verbanden, nun Elend vereint hat in gleichem Sturze, du siehst, in welche Tiefe, aus welcher Höhe wir stürzten! Doch nicht deßwegen, noch wegen sonst etwas, was der mächtige Sieger in seinem Grimm verhängen kann,

bereue oder ändere ich diesen festen Sinn und den tiefen Groll des Gefühles beleidigten Verdienstes. Mag auch das Schlachtfeld verloren sein, nicht Alles ist verloren: der unbesiegbare Wille, das Streben nach Rache, unsterblicher Haß, und Muth, nie sich zu unterwerfen oder nachzugeben, und was sonst noch nicht zu überwinden ist; diesen Ruhm soll weder sein Grimm noch seine Macht mir entreißen."

Und Kröser mochte sprechen mit Milton's Lucifer: „O Mächte! der Kampf war nicht unrühmlich, obgleich der Ausgang schrecklich war, wie dieser grause Wechsel bezeugt, verhaßt zu nennen. Doch welche Kraft des Gemüthes, vorhersehend oder ahnend, aus der Tiefe des Wissens, vergangen oder gegenwärtig, ließ fürchten, daß so vereinte Kraft der Götter jemals könnte geschlagen werden? Doch wer kann glauben, obgleich nach dem Verluste, daß alle diese, sich selbst erhebend wieder hinaufzusteigen unterlassen würden, und ihren angebornen Sitz wieder einzunehmen? Doch unsere Pläne müssen im vollen Rathe reifen; der Friede ist verworfen; wer kann an Unterwerfung denken? Krieg denn, Krieg, offen oder verdeckt, werde beschlossen."

Nachdem in der Kammer der erste Tumult sich ein wenig gelegt und Jeder seinem Ärger, Zorn, Haß und Groll auf geeignete Weise Luft gemacht hatte, war es auch die Bemühung von Kröser und Felix, das geschlagene Heer zu sammeln, den Muth neu zu beleben und den künftigen Operationsplan zu berathen. Sie waren alle der Meinung gewesen, daß ihre Macht

viel stärker, ihr Ansehen viel größer, ihr Einfluß viel bedeutender sei; daß Jemand es wagen würde, ihnen so offen zu trotzen, hatten sie nicht geträumt. Sie erkannten, daß sie mit ihrem Treiben langsamer und vorsichtiger hätten zu Werke gehen, mehr Anhänger sich hätten sammeln sollen. Es kam zur Sprache, daß besonders Leo's ungestümes, rücksichtsloses Betragen ihnen sehr müsse geschadet haben. Es wurde nun beschlossen, vorsichtiger drein zu gehen, den Schafspelz besser hervorzukehren, auf sachtere Weise immer Mehrere anzulocken, die Gleichgültigen auf ihre Seite zu ziehen, die Unentschiedenen einzuschüchtern, die eigentlichen Gegner besonders durch Spott und Hohn zum Gelächter zu machen und so niederzuschlagen. Nach Krösers Meinung sollten vor der Hand besonders alle gewaltsamen und auffallenden Maßregeln unterbleiben und nur mit großer Vorsicht gewühlt und vorgegangen werden. Die Übrigen stimmten seinem Vorschlage wohl bei; aber wie's häufig geht, daß Menschen mit Worten sich mit einer Sache einverstanden erklären, im Werke jedoch eine ganz gegentheilige Handlungsweise einschlagen, so geschah es auch hier. Im Herzen des Felix kochte Wuth und Rache zu stark; Einige aus der Rotte waren in ihrer Gesinnungsart dem Felix ähnlich und schloßen sich diesem mehr an. Er ward so ein zweites Partheihaupt neben Kröser und, weil energischer und heftiger, fast mächtiger, als dieser. Manchem lag hauptsächlich daran, an den Gegnern Rache zu nehmen für den bösen Streich, und trat dieß

Bedürfniß in den Vordergrund, und für solche war Kröser zu vorsichtig und sachte. So bildete sich im Bunde, wie es gewöhnlich geschieht, ein Zwiespalt, der sich immer mehr erweiterte.

Wohl waren die Einen nahe daran, ihr Haupt, den Felix, ganz zu verlieren, da ihn bei seinem zweiten Loosziehen ein Treffer zum Militär rief, was überhaupt der Sache in vieler Beziehung eine andere Wendung gegeben hätte. Weil aber Felix zu Hause für das Handwerk völlig unentbehrlich war, brachte es der Vater dahin, daß ein älterer Bruder des Felix, der vom Schmiedhandwerk nichts verstand, als Stellvertreter angenommen wurde und statt des Felix zum Militär einrücken mochte.

Es dürfte zur Abwechslung und um ein Muster von überschwenglichem Briefstyl zu geben, nicht übel sein, den Brief, welchen der neue Soldat als Gratulationsschreiben auf Neujahr an seine Eltern und Geschwisterte richtete, hier einzuschalten. Er lautete, wie folgt:

Innigstgeliebte Eltern!

Unerschrocken und unverzagt ist nun im vollen Laufe und im Strome der Zeit ein Raum von mehreren Monaten verflossen, unter welchen meine Augen Eure lieblichen Gesichtszüge, die Ihr beim Abschiede noch freundlich gegen mich wandtet, nicht mehr sehen konnte; daher findet sich mein ganzes Gemüth sehr bereit, einige Dank- und Wünschenswörtchen an das von Euch an

mich gerichtete Herz zu legen. Liebste Eltern und Geschwisterte! jetzt hat sich zwischen mir und zwischen Euch ein Faden entsponnen, der sich so ausgedehnt hat, daß ich gänzlich Eurem milden und wohlwollenden Anblick entrückt wurde. Dieses Verhältniß ladete gleichsam einen großen Stein auf mein Herz; jedoch bin ich fest entschlossen, denselben geduldig zu tragen, und ich hoffe auch, daß ich ihn zu einer erwünschten Zeit wiederum abschütteln kann, und es wird auch das günstige Stündlein schlagen, wo sich mein Herz wieder mit dem Eurigen erfreuen kann, wenn nicht hier, gewiß in dem bedenklichen Jenseits. Bester Bruder! sollte nun die Last, die sich auf mich gelagert hat, verharren oder gar noch schwerer werden, so wird meine Liebe, die zwischen unsern zwei brüderlichen Herzen Einlaß gefunden hat, nicht sinken, und es wird mich in Ewigkeit nicht reuen, durch meine Unternehmung Dich, vielgeliebter Bruder! aus Deinen ängstlichen Banden gerettet zu haben. Liebe Eltern! Ihr müßt mir verzeihen, daß ich nicht im Stande bin, Euch alles das, was Ihr mir vom ersten Athemzuge bis auf den jetzigen Gutes in Wort und That erwiesen habt, in Werken zu ersetzen, sondern ich muß nur durch todte Buchstaben meinen Dank Euch erstatten, mit welchen Euer Herz gerade jetzt einmal satt werden. Vielleicht schlägt der Hammer zu einer Zeit wieder auf das Freudenglöcklein, wo meine Kräfte Euch einen Theil davon erstatten können. Unvergeßliche Eltern! jetzt rückt nun wiederum ein Zeitpunkt heran, wo jeder

Sohn und jede Tochter an ihre Eltern denkt, nämlich das freudenvolle Neujahrsfest. Auch mein kindliches Herz findet sich bei dieser Gelegenheit sehr bereit, Euch hunderttausendfaches Glück auf diesem Jammerthale und noch mehr in der Ewigkeit zu wünschen. Gott möchte es zulassen, daß Ihr, Geschwisterte und Eltern, noch viele Neujahrsfeste friedlich und glücklich beisammen verleben könnt. Bei diesen Gedanken verstehe ich mich nun auch an meine Jünglingsjahre, die mein jetziger Stand in den Wolken und Nebel der ausgedehnten Weltferne zerstreut; aber ich bedaure, daß sie nicht mehr wiederkehren und mich gleichsam verlassen, wie der Staub auf der Strassen. Indessen, liebste Eltern! laßt diese Paar Zeilen nicht eingreifen in Euer erbarmendes Herz, wenn es schon scheint, daß einer zum Unglücke sollte geboren sein, denn der Wille Gottes war es und es ist nur zeitlich. Jetzt ist mein Herz nun so voll, daß ich nicht mehr im Stande bin, den Brief weiter zu setzen, weßwegen ich noch einen kurzen Beschluß herbeiführen werde. Ich sage nun, lebet wohl, Eltern und Geschwisterte! und vergeßt mein nicht und unter Millionen Grüßen und Wünschen verbleib' ich

Euer

dankschuldigster Sohn Franz.

Leo weilte diese Zeit hindurch in Innsbruck. Anfangs befand er sich wohl in seinen neuen Verhältnissen; Geld floß reichlich in seine Börse; sein Tagesgeschäft war leicht und mühelos und Niemand sah ihm

nach, Niemand kümmerte sich um ihn, er genoß der vollkommensten Freiheit. Kröser hatte ihn mit einigen Leuten seines Gelichters ekannt gemacht, in deren Gesellschaft er seine zahlreichen freien Stunden in den mannigfaltigsten Unterhaltungen zubrachte. Der gewöhnliche Ort ihrer Zusammenkunft war der herrliche Schankgarten von Büchsenhausen; sie machten aber auch Ausflüge in die Umgegend, wallten in den Tschurtschenthaler Keller, 'auf die Gallwiese, und besonders gerne auf das Mittelgebirge nach Lans oder hinunter nach Absam. Gewöhnlich wurde dann in wüsten Orgien die Nacht verschwelgt von diesen Menschen, deren einzige Lust rohsinnlicher Genuß war. Indeß stellte sich's bei Leo bald heraus, daß er sich mit ganzem Herzen und voller Befriedigung diesem Treiben nicht hingeben könne. So freudig er sich manchmal durch die schrankenlose Freiheit, in die er sich versetzt befand, gehoben fühlte, es dauerte diese Seligkeit nur kurze Zeit; er kam sich vor wie ein Aar, der durch die Luft dahinfliegt, in der gränzenlosen Weite, aber die Kraft der Schwingen erlahmt, er sucht einen Stützpunkt, einen Ort zum Aufsitzen und findet keinen. Umsonst sah sich Leo nach einem Ruhepunkt um. Er fühlte oft in sich eine ungeheure Leere; es kam ihm vor, als ob alle guten Freunde und wohlwollenden Bekannten, alles Liebe und Theure aus und von ihm fortgezogen wären und ihn einsam und allein in einer fremden, feindlichen Welt zurückgelassen hätten. Daher kam es, daß ihn oft ein Gefühl der Trauer und

Schwermuth beschlich, daß er manchmal weinte wie ein kleines Kind. Es trieb ihn nicht selten, Kirchen zu besuchen, vorzüglich zur Zeit, wo sich Niemand in selben befand, und in den Abendstunden, so wenig er auch in denselben zu thun wußte. Am liebsten besuchte er die ernste Jesuitenkirche; da stand er oft lange Zeit an die Mauer neben der Thüre gelehnt und starrte vor sich hin, kniete auch, wie seiner unbewußt, auf die Bank vor dem Eisengitter, und es wurde ruhiger in seinem Innern, so wenig er sich dieß zu erklären wußte. Zur Zeit des Gottesdienstes, namentlich des feierlichen, besuchte er die Kirchen nicht, ein gewaltiger Widerwille trieb ihn da weg davon, alle kirchliche Pracht, jeder Ausdruck freudigen religiösen Gefühles widerte ihn an, und besonders war es ihm unmöglich, einer Predigt beizuwohnen. Solche Zeiten vertrieb er am liebsten draußen in Flur und Wald herumschweifend oder in einer Kneipe sitzend. Oft aber und vorzüglich wenn die völlige Unbehaglichkeit in seinem Innern ihn die Erbärmlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes im höhern Maße fühlen ließ, bäumte sich der alte Stolz und Trotz in seinem Herzen, und er wollte dieses Zustandes mit Gewalt Meister werden; besonders geschah dieß, wenn Kröser, was öfters zutraf, in die Stadt kam, und ihm zusprach und seinen sinkenden Muth auffrischte. So war es manchmal der Fall, daß Leo, wie von einem bösen Geiste gejagt, aus der düstern Einsamkeit der Jesuitenkirche fortstürzte und dem Cirkel seiner Kame-

raden in Büchsenhausen, oder im Löwenhause, oder sonst wo zurannte, und gerade zu solchen Zeiten war es, daß er ihr wildes Treiben am eifrigsten mitmachte. Leo war manchmal so gränzenlos unglücklich in sich selbst, daß er sogar an Selbstmord dachte; ein Gedanke, der einem Menschen, welcher allen Glauben an eine höhere Bestimmung verloren hat, fast nothwendig kommen muß, wenn er nicht ganz in bloß thierischen Sinn aufgegangen ist. Nicht einmal wollte er sich, wenn er, völlig zermalmt in seinem Herzen, auf den einsamen Gründen des Brügelbaues in stiller Abendstunde herumschlich, in den Inn stürzen oder zwischen den Holzstößen selbst aufzuhängen versuchen; todt zu sein schien ihm der glückseligste Zustand, und dieß hätte er auf der Stelle angenommen, aber den gewaltigen Schritt in diesen Zustand hinein selbst zu thun, konnte er doch nicht über sich bringen. So ging ihm der Winter vorüber.

Es war in der zweiten Hälfte des April, das Frühjahr war schon weit vorgerückt, das Laub der Bäume sproßte, die Kirschbäume standen in schneeweißem Blüthenschmuck und das herrlichste Grün bedeckte die Wiesen, als Leo an einem Sonntage Abends den Weg von Mühlau über die Hügel und Höhen von Weiherburg machte, um mit seinen Kameraden in Büchsenhausen zusammenzutreffen, einen Weg, den er oft zu gehen pflegte. Wer diesen herrlichen Spaziergang einmal gemacht hat, kennt zweifelsohne den Hügelvorsprung bei dem Schlosse Weiherburg, auf welchem

eine Ruhebank angebracht ist und sich die köstlichste Aussicht auf die Stadt und Umgebung bietet. Gerade zu den Füßen des Beschauers, einem blauseidenen Riesenbande ähnlich, zieht der Inn vorbei. Jenseits breitet sich die Stadt mit ihren Häusermassen aus, in welche die zahlreichen Thürme und Kuppeln die herrlichste Abwechslung bringen. Dieser Anblick ist um so schöner, da gerade die interessanteste Parthie der Stadt, das schöne Burggebäude mit dem Rennplatze, dem Hofgarten und englischen Park den Vordergrund bildet. Um die Stadt sieht das Auge die gewaltige Weite der Amrasen- und Wiltauer-Felder ausgebreitet und schweift die lange Kette des gegenüberstehenden Mittelgebirges entlang, vom Ampaß bis hinauf nach Oberperfuß, das mit seinem bunten Wechsel von bewaldeten Höhen und fruchtbaren Feldern, von Dörfern und Schlössern den angenehmsten Eindruck macht. Noch tiefer und das Gemälde abschließend ragen die höhern Gebirge, die Riesenpyramide des Roßkogels und der Waldrasterspitze, der Patscher Kofl und Glungeser empor.

Leo setzte sich auf die Bank; ein ältlicher Herr und ein junges Fräulein befanden sich an der Stelle und genoßen die Aussicht. Die Sonne war schon hinabgesunken, die Abenddämmerung angebrochen. Leo befand sich in sehr verdrießlicher Stimmung. Da ertönte von den zahlreichen Glocken der Stadt herauf gleichzeitig das Abendgebetläuten, das Angelus Domini. Der Herr stand auf, nahm den Hut ab und kniete,

um zu beten, auf den Rasenboden hin, das Fräulein deßgleichen. Leo blieb auf der Bank sitzen. Dieses Gebetläuten machte aber einen Eindruck auf ihn, dieses einfache Glockenzeichen zur Erinnerung an die Menschwerdung des Sohnes Gottes, an die er früher auch mit dem kindlichsten, freudigsten Glauben gedacht hatte, erschütterte sein Inneres so sehr, wie nie etwas in seinem Leben, so daß man es für unmöglich halten möchte, wie eine so einfache Sache einen solchen Eindruck machen konnte. Wie mit einem Zauberschlag, mit der lebendigsten Gewalt der Erinnerung stellte sich der ganze frühere selig-ruhige Zustand seines Herzens ihm vor die Seele, in dem er sich befunden, als er auch noch an die Bedeutung dieses Glockenzeichens geglaubt. Es kam ihm, ich weiß nicht wie, grauenhaft vor, daß für ihn dieses Läuten keinen Sinn mehr habe und für tausend und tausend Andere wohl, daß er nicht mehr beten könne, wenn sich im frommen Glauben so viele hundert Kniee beugen, so viele hundert Hände falten. Noch nie hatte er so tief das Unselige des Zustandes gefühlt, den der Apostel den Ephesiern mit den Worten in's Gedächtniß ruft: „Ihr waret ohne Christum, ausgeschlossen von der Gemeinschaft mit Israel, entfremdet von den Bündnissen, ohne Hoffnung auf die Verheißung und ohne Gott in dieser Welt." Es kam ihm nicht anders vor, als ob dieß Geläute aus einer andern Welt herübertönen würde, und der Gedanke und die Ahnung einer andern Welt ergriff ihn so lebendig, als ob er sie mit

Augen vor sich ausgebreitet sähe. Besonders lastete der Gedanke: „Ich kann, ich darf nicht beten!“ mit solcher Schwere auf seinem Herzen, daß er ihn schier zu zermalmen schien, und der alte Herr, welcher mit scharfem, zürnendem Blick den jungen Burschen fixirte, der, ohne ein christliches Zeichen zu geben, auf der Bank sitzen blieb, hätte gewiß Mitleid gehabt, wenn er gewußt hätte, was in Leo's Seele vorging. Er konnte es in dieser Stellung nicht länger mehr aushalten, ein Strom von Thränen brach ihm aus den Augen, er eilte hinweg; der Herr und das Fräulein konnten sich natürlich nicht erklären, was diesen trotzigen jungen Menschen auf einmal zu so lautem Weinen bewog. Mit schnellen Schritten eilte Leo die Hügel hinter der Weiherburg hinan mit steigendem Bedürfniß, sich weit von den Menschen zu entfernen und recht tief in die Einsamkeit zu verbergen. Als er zur steilen Felswand der Höttinger Steinbrüche hingekommen war, und diese ein weiteres Aufwärtssteigen absperrte, verkroch er sich dort in ein dichtes Gesträuche von Haselstauden, warf sich auf den Boden hin und ließ seinen Thränen freien Lauf. Er fühlte sich namenlos elend und brachte die Nacht an der Stelle zu, es war ihm unmöglich, nach Hause zu gehen. Sollte diese plötzliche und sonderbare Stimmung seines Gemüthes nicht mit einer Begebenheit zusammenhängen, welche sich am gleichen Abend, zur selben Stunde um die Zeit der Dämmerung in seiner Heimath ereignete?

Felix hatte schon lange auf Gelegenheit gelauert,

an Max seine Rache zu kühlen. Er hatte zwei derbe, baumstarke Bursche, seine treuesten Anhänger, zu gewinnen gewußt, ihm bei der Ausführung seines Planes behülflich zu sein. Aber dieß Eine bedungen sie sich aus, vor Ostern solle nichts geschehen, und Felix mochte zutreiben, wie sehr er wollte, sie waren nicht dazu zu bringen, vor Ostern etwas zu thun. In der Gegend war der Aberglaube stark verbreitet und festgewurzelt im Herzen des Volkes, daß man in der Osternacht wunderbare Gaben erlangen könne, wenn man eine gewisse Vorschrift treu befolge. Diese Vorschrift bestand in Folgendem: „Man müsse in der Nacht vom Ostersamstag auf den Ostersonntag, in der Stunde von eilf bis zwölf Uhr sich kreuzweis auf eine Stelle legen, an der zwei Wege, auf denen auch Todte zu Grabe geführt zu werden pflegen, sich durchkreuzen; man dürfe sich aber nicht rühren, auf nichts achten, nicht lachen, keine Antwort geben, es möge kommen, was wolle. Wer dieses thue und auf die beschriebene Weise aushalte, könne sich gefrieren und hieb- und schußfest machen, werde bei Streitigkeiten und Raufhändeln stets siegreich sein, jedes Best und Kleinod auf Schießstätte und Kegelbahn gewinnen, im Schatzgraben glücklich sein und jeder Gefahr und Fährlichkeit wohlbehalten entkommen.“ Ein so bereitwilliges Ohr obgenannte zwei Bursche dem Gerede Krösers liehen, waren sie doch voll Aberglauben und es war schon längere Zeit ihr Entschluß gewesen, sich diese wunderbaren Gaben zu erwerben und darum wollten sie

früher auf keine Unternehmung sich einlassen. In der Osternacht führten sie ihr Vorhaben aus. Auf einer Stelle außer dem Dorfe, wo zwei Wege sich kreuzten, legten sie sich auf den Boden. Was ihnen bei dieser Geschichte begegnet, haben sie später auf folgende Weise erzählt: „Wir lagen eine Zeit lang am Platze, da kam ein Wagen daher gefahren, mit drei Salzfässern beladen und von zwei Grillen gezogen. Wir rührten uns nicht von der Stelle und der Wagen ging über uns hinweg, ohne uns zu schaden. Nun kam ein Wagen, mit allerlei Plunder beladen, dem zwei Esel vorgespannt waren; hinten hing ein langer Treibkübel herab, der unaufhörlich hin und her schaukelte, daß es uns völlig unmöglich schien, das Lachen zu unterdrücken. Nun kam ein schwerer Frachtwagen, von sechs rabenschwarzen Pferden gezogen; die Strasse dröhnte unter dem Druck der Räder, und Funken stoben aus dem Kies vom Hufschlag der Pferde. Mit unsäglicher Anstrengung gelang es uns, vor dem zermalmenden Fuhrwerk ruhig zu bleiben; es ging über uns hinweg, ohne uns ein Haar zu krümmen. Sodann rannten zwei uns wohlbekannte Pferde des Helsingbauern im wildesten Galopp gerade auf uns her, wir hielten aus und sie stoben über uns weg; bald hinter ihnen kam der Knecht des oben genannten Bauern, der uns wohlbekannt war, und fragte uns, bei unsern Namen uns nennend: „Seid ihr es? was macht denn ihr hier? Habt ihr meine Rosse nicht gesehen?“ Da vergaßen wir uns und sagten ihm: „Frei-

lich, so eben sind sie hier vorübergesprungen.“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so erhob sich ein unbeschreiblich fürchterlicher und wüthender Sturm, ein entsetzliches Donnern, Krachen und Leuchten, als ob Alles zu Grunde gehen müsse; uns faßte eine unnennbare Angst, wir sprangen auf vom Boden und auf dem nächsten Wege dem Dorfe zu, der tosende Sturm uns nach. Eben schlug es zwölf Uhr, als wir die ersten Häuser erreichten; wir glaubten, jetzt und aber verloren zu sein; in einem der Häuser war noch Licht, indem die Leute bei einem Kranken wachten. Durch die geöffnete Hausthüre stürzten wir hinein in die Stube. Man kann sich den Schrecken der Anwesenden denken, als wir athemlos und todtenbleich hineinkamen. Jetzt erst hielten wir uns für gerettet.“

Nach dieser Begebenheit waren die zwei Bursche noch viel minder aufgelegt, als früher, dem Felix bei seinem Werke verhülflich zu sein. Es brauchte vieles Zu- und Ausreden von seiner Seite und der Eindruck des obigen Ereignisses mußte nach und nach mehr aus der Seele verschwinden, bis sie ihm das Jawort gaben.

Max hatte die Gewohnheit, fast jeden Sonn- und Feiertag des Jahres Nachmittag eine Kapelle zu besuchen, die, vom Dorfe etwas entfernt, auf einem der Hügel des Vorberges, in der traulichsten Waldeinsamkeit erbaut stand. Früher war durch lange Zeit ein kleines Einsiedlerhäuschen, von einem Eremiten bewohnt, neben der Kapelle gestanden; jetzt

waren davon nur noch ein Paar Mauertrümmer übrig. Man hieß die zierliche, reinliche, der Mutter Gottes geweihte Kapelle darum die Einsiedlerkapelle, und den Hügel, auf dem sie stand, das Einsiedlereck. Es war ein wunderliebliches Plätzchen, vom Rande des Hügels bot sich dem Auge die herrlichste Aussicht weit und breit, auf's Mittelgebirge und hinab in's Hauptthal, auf Städte und Dörfer. Die Kapelle stand im Hintergrunde in einem Gebüsche von Erlen und Haselstauden, das nach allen Seiten von einem lieblichen Wäldchen geschwätziger Espen umfriedet war. Der Ort war eigentlich zum Beten gemacht.

Wenn Max bei der Einsiedlerkapelle seine Andacht verrichtet und unter einer Esche liegend eine Zeit lang die herrliche Aussicht genossen hatte, stieg er auf einsamem Pfade den bewaldeten Hügel herunter auf einer Seite, welche jener gerade entgegengesetzt war, auf welcher der gewöhnliche Weg herabführte. Er schlug diesen ungewöhnlichen Steig darum ein, weil er ihn zu einer Stelle führte, an welcher sein Bruder verunglückt war, und er dort für dessen Seelenruhe ein Paar Vaterunser zu beten pflegte. Auf einer dort aufgerichteten kleinen Bildsäule, einem sogenannten „Marterle", war die traurige Begebenheit abgemalt, welche kurz in Folgendem bestand: Max war an jenem Platze mit seinem ältern Bruder Ignaz mit Holzarbeit beschäftigt gewesen; sie hatten fertig gemacht, wollten nach Hause und stiegen einen steilen, hie und da felsigen Pfad hinunter, der sie

zunächst zum Ziele führte. Ein plötzlicher Windstoß entführte dem Ignaz den Hut; dieser wollte ihn fassen, und machte ein Paar schnelle Schritte vorwärts, ohne zu achten, wohin er trat. Das Steigeisen ging in den hart gefrornen Boden nicht ein, verhing sich vielleicht mit einer seiner Spitzen in einer Baumwurzel; Ignaz stürzte nach vorwärts und fiel mit dem Kopfe auf einen spitzigen Stein und blieb augenblicklich todt. Der Maler des Täfelchens hat seine dichterische Begabung durch Besingung dieser Begebenheit in folgenden Versen verewigt, die er unter sein Gemälde gesetzt und welche es gewiß verdienen, in weitern Kreisen bekannt zu werden:

Was hat der Herr mit Ignaz gethan?
Zuletzt schaut er noch seinen Bruder an.
Derselbe sagt zu ihm: „Ja, sei so blind,
Spring nach dei'm Hut, sonst nimmt dir'n der Wind."
Als er mit dem einen Fuß auf den Hut hin sprang,
Kein Eisen in den Wasen (Rasen) mehr ein ist gang'.
Es warf ihn hin auf einen Stein,
Der Kopf war entzwei, kein Hirn mehr drein.
Vermuthlich war er schon todt.
Wer hier vorbeigeht, bitt für ihn den lieben Gott.
Verunglückt Ignaz Halter,
Im 36. Jahresalter.

Max hatte an jenem Sonntage in der zweiten Hälfte des April, von welchem wir oben gesprochen haben, seinen gewöhnlichen Gang zur Einsiedlerkapelle und Todesstelle seines Bruders gemacht, und

stieg eben um die Abenddämmerung den einsamen Pfad durch einen Föhrenwald zu den sogenannten Moosfeldern herab, als Felix und seine zwei Gesellen auf ihn losstürzten; denn diese Gelegenheit hatte der Elende sich ausersehen, um seinen Rachedurst zu stillen. Max mochte noch so kräftig sein und noch so tapfer sich wehren, Dreien Widerstand zu leisten war er nicht im Stande und der einsame Ort machte jede fremde Hülfe unmöglich. Er lag bald am Boden und die drei hämmerten mit ihren Stoßringen auf ihn los nach Herzenslust, so daß das Blut in Bächlein ihm vom Kopfe floß. Auf einmal that er einen mörderischen Schrei: „Jesus, Maria! ich bin gestochen!" Die drei sprangen auf von ihm. „Was, gestochen?" — fragten sie, wie mit Einem Munde. „Ich hab' es nicht gethan! ich hab' es nicht gethan!" — betheuerte ein Jeder, und ohne einen Augenblick mehr zu verweilen, flohen sie von dannen, der Eine dahin, der Andere dorthin.

Aus breiter Wunde floß bei Max ein Strom purpurrothen Blutes; Felix hatte die Gelegenheit erlauscht und ein kurzes, breites Messer ihm in die linke Seite gestoßen, in der Gegend des Herzens, so daß auch dieses verwundet war. Max war in wenigen Augenblicken todt. Da lag nun der herrliche Jüngling, an Gestalt und Kraft ein wahres Muster von einem jungen Menschen, blaß und erstarrt in seinem Blute; wäre dieß nicht gewesen, seine geschlossenen Augen, der milde Ausdruck seines Gesichtes und ein leises

Lächeln, das um seine Lippen zu schweben schien, hätten einen glauben machen mögen, daß er schlafe.

Natürlich fiel es seinen Ältern auf, daß Max nicht zur gewohnten Stunde nach Hause kam. Ihre Verwunderung verwandelte sich bald in Besorgniß und steigerte sich zu Furcht und Angst, da Viertelstunde um Viertelstunde verging, die rabenschwarze Nacht hereinbrach, ohne daß sich von Max etwas sehen ließ; um's Nachtwerden war er sonst immer pünktlich zu Hause. Es wurde beschlossen, nachzusehen, ob ihn vielleicht ein Unfall getroffen. Ein Bruder von ihm und der Knecht machten sich mit einer Laterne auf den Weg, den Max von der Einsiedlerkapelle nach Haus, wie sie wohl wußten, gewöhnlich einschlug. Er führte sie bald an die Trauerstätte, und auf zwei vom Winde umgerissenen, verdorrten Föhrenbäumchen brachten sie den Ältern ihren ermordeten Sohn nach Haus. Man kann sich denken, was für ein Jammer entstand.

Die Nachricht von der Unthat verbreitete sich blitzschnell durch das ganze Dorf; Alles kam in Aufregung und Entrüstung. Der allgemeine Verdacht fiel sogleich auf Felix. „Dieser hat es gethan,“ — hieß es — „und kein Anderer; er hat schon lange seinen Groll getragen; er hat ja oft gesagt: »Dem will ich es noch zu kosten geben.«“ „Da sind mehrere dahinter;“ — schloß man bald weiter — „das ist ein Werk von Kröser und seinem Anhange. Diesen Schurken ist der brave Max ein Dorn im Auge gewesen; solche

Leute sind es, aus der Frucht kann man schließen auf den Baum.“ „Das ist schrecklich, das ist unerhört;“ — jammerten Andere — „so was hat man in einer Dorfgemeinde nie vernommen.“ Der Schmerz war in jedem Hause der Art, als ob das eigene, vielgeliebte Kind des Hauses ermordet worden wäre. Kröser und seine Anhänger durften sich nirgends mehr sehen lassen; man sagte es ihnen in's Gesicht, daß sie die That gethan haben, obwohl Kröser nichts davon gewußt hatte. Dieser und Felix, von der allgemeinen Stimme als die Verbrecher bezeichnet, wurden auch unverzüglich vom Gerichte festgenommen.

Satan, der wohl ahnete, daß so etwas geschehen dürfte und sich seit längerer Zeit von Kröser und dessen Umgebung zurückgezogen hatte, um nicht etwa mit ihnen in Händel verwickelt zu werden, brachte sogleich am nächsten Morgen dem Leo die Botschaft vom Vorgefallenen. Sie machte auf diesen einen erschütternden Eindruck, denn es war eben der Morgen nach jener Nacht, die er unter den Höttinger Steinbrüchen zugebracht hatte. Daß der Weg, auf dem ihnen Kröser die flatternde Fahne des Unglaubens so lustig voran trug, zu Todtschlag und Meuchelmord führe, hatte er nicht geahnet; nun sah er auf einmal, an welchem schauerlichen Abgrund er hingewandelt sei. Satan, dessen Lieblingsgeschäft es war, den Leichtsinnigen noch leichtsinniger, dem Bangen noch bänger zu machen, malte ihm die Sache und Krösers ganzes Treiben mit den schwärzesten Farben vor und

weidete sich an seiner Angst, an seiner Reue und allen Ausdrücken und Ausbrüchen, womit er seine Thorheit beklagte. Bei Leo stand es aber unerschütterlich fest, die Stadt zu verlassen, nach Hause zurückzukehren und, nachdem er sich mit seinen Ältern ausgesöhnt, ein anderer Mensch zu werden. Er verwendete den Montag und halben Dienstag, um sein Dienstgeschäft in Ordnung zu bringen, mit seinem Herrn abzumachen und seine Sachen einzupacken. Am Dienstag gegen Abend machte er sich auf den Weg nach Haus, wo er zur Nachtzeit anlangen wollte, um Niemanden unter die Augen zu kommen. Die Thurmuhr schlug eben die eilfte Stunde, als er durch den Friedhof ging, an einem neu aufgeworfenen Grab, das für Max bestimmt war, vorüber, und durch das enge Gäßchen seinem Vaterhause zuschlich; durch das Stadelthor, das er von außen zu öffnen verstand, kam er in das Haus und eilte unbemerkt in seine Kammer. Wie wunderte sich sein Bruder, der in der gleichen Kammer schlief, daß Leo wiederkehrte!

Dieser schlief die Nacht nicht ein, zu viele Gedanken durchkreuzten seinen Kopf; erst gegen Morgen senkte sich ein unruhiger Schlaf auf seine Augen. Ein feierliches Geläute, wie es an den höchsten Festtagen des Jahres gebräuchlich war, weckte ihn aus demselben; er sprang aus dem Bette und trat an's Fenster, denn er hörte ein fernes Beten immer näher kommen, als ob eine Procession heranzöge. Immer deutlicher klangen die Worte an sein Ohr, von

hundert und hundert, zarten und rauhen, weichen und festen Stimmen gesprochen: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!“ Nun kam der Zug heran und wallte auf dem Wege unter seinem Fenster vorüber.

Voraus schritt ein Schutzgeist, im golden- und silbernschimmernden Gewande, einen vergoldeten Helm, von Straußenfedern reich umwallt, auf dem Haupte, der eine Seele, in Pilgertracht mit Muschelrock und Muschelhut gekleidet, an der Hand führte. Ihm folgte die männliche Schuljugend mit zahlreichen, weißgrünen Fähnlein. Sodann kamen die Junggesellen in ihrem Festtagsgewande, Paar für Paar, jeder trug eine brennende Wachskerze; ihnen voran wurde das reichgeschmückte Labrum ihres Standes, in der Mitte des Zuges die herrliche, purpurrothe Junggesellenfahne getragen. Nun folgten die Geistlichen, der Pfarrer im schwarzen Rauchmantel, die übrigen — vier waren von den Nachbarsgemeinden gekommen — in weißen Chorröcken. Von acht Jünglingen, deren Hüte mit gewaltigen Sträußen prangten, getragen kam jetzt eine Todtenbahre; sie war mit einer blauseidenen, reich gestickten Decke verhüllt, in welche ein breites Kreuz aus weißseidenem Zeug eingefügt war; ein mächtiger, goldschimmernder Kranz lag darauf und daneben ein Paar gekreuzte, schneeweiße Lilien; auch die Ecken des Bahrtuches waren mit Kränzen geschmückt. Und nun war es, als ob die Kränze kein Ende nehmen wollten. Der Bahre folgten die Kranzjungfrauen der Gemeinde,

zuerst die bekränzte Schuljugend, auf sammtenen Kissen den prachtvollen Jungfrauenkranz und Lilien tragend, sodann die größern mit brennenden Kerzen, Alle weiß gekleidet, paarweis, ein unübersehbarer Zug, denn Alle schienen sich eingefunden zu haben. Hinter denselben gingen erst die Verehelichten, Männer und Weiber und das zahlreiche Volk, das sich von andern Gemeinden her eingefunden hatte. Man mochte fast in Ungewißheit schweben, ob das Ganze eine Festprocession oder ein Leichenzug sei.

Leo schaute und schaute; er war nicht im Zweifel darüber, daß er der Leichenfeier eines Junggesellen zusehe, daß Max in diesem ungewöhnlich festlichen Zuge zu Grabe getragen werde. So war es auch; die ganze Gemeinde hatte sich vereint, dem Ermordeten ihre Liebe und Achtung zu beweisen, und seiner Leiche diesen Triumphzug zu bereiten. Aus freien Stücken hatten sich die Jungfrauen entschlossen, auf so ungewöhnliche Weise den Leichenzug des trefflichen, herrlichen Junggesellen zu zieren, der ein Opfer für die gute Sache war hingeschlachtet worden.

Es pflegt im Sommer gar manchmal zu geschehen, daß bei großer Hitze und Schwüle Alles erschwacht und erlahmt und die Blätter welk an Ast und Stengel hängen. Dunkle Wolken steigen auf am Himmel und ziehen sich von verschiedenen Seiten zu, und bilden eine immer größere Masse; der Donner fängt an von ferne zu rollen, immer näher rückt das Ungewitter, endlich ist es gerade ober dem Haupt,

ein furchtbarer Blitzstrahl flammt nieder und bricht einen herrlichen Eichstamm in Trümmer. Damit ist aber die Kraft des Unwetters gebrochen, es zieht mit schnellen Schritten von dannen, der blaue Himmel und die strahlende Sonne kehren wieder, Alles lebt neu auf.

Verzage nicht,
Die Nacht vergeht, der rosenrothe Morgen
Steigt strahlend herauf!
Auf dunkles Ungewitter und des Donners
Betäubende Schläge,
Auf fürchterlicher Blitze gluthrothes Zücken
Entschleiert sich der Himmel, ruhig strahlt
Vom blauen Firmament die Sonne nieder
In ungetrübter Pracht.

So geschah es in der Gemeinde mit dem Sturme, den Kröser in sie hineingebracht hatte. Die Ermordung des Max war der Gipfelpunkt des Ungewitters. Alles wurde dadurch aufgeschreckt; gar Manchen fielen die Schuppen von den Augen, die Lauen und Gleichgültigen wurden zu besserer Gesinnung aufgerüttelt, Viele kehrten um, die sich schon halb und halb auf den verkehrten Pfad hatten verlocken lassen. Der Giftstoff, der bisher mehr im Innern des Organismus herumgeschlichen, war so in einem grauenhaften Geschwür an die Oberfläche getreten und hatte dadurch auf die grellste Art aufmerksam gemacht auf sein Dasein und seine zerstörende Wirkung, und den ganzen Organismus aufgerüttelt, sich auf's Kräftigste zur

Ausscheidung desselben zusammenzunehmen. Der Krankheitsstoff wurde ausgeschieden. Kröser, obwohl er seine Schuldlosigkeit an der verübten That beweisen konnte, wagte nicht mehr, in die Gemeinde zurückzukehren, die Schuldigen erlitten die verdiente Strafe, Krösers Anhang in der Gemeinde erstarb, mit neuer Kraft machte sich ein besserer Sinn und das religiöse Leben allerseits geltend, und blühte weit frischer und lieblicher auf, als früher; nur Satan blieb liegen auf seinem Platze, wie ein wüster Felsblock auf blumigem Gefilde.

Es war einige Zeit später, daß auf dem waldumnachteten Wege, welcher von Schönwies nach Kronburg hinaufführt, um die Zeit der Abenddämmerung ein junger Mann langsamen Ganges hinaufschritt; sein blasses Antlitz und seine ernste Miene schienen nicht sonderlich mit seiner jugendlich-kräftigen Gestalt zu harmoniren. Droben, beim Wallfahrtskirchlein auf Kronburg, welches auf grüner Wiesenfläche, in traulichster Waldeinsamkeit erbaut steht, angekommen, kümmerte er sich nichts um die großartigen Ruinen der Krone aller Burgen, die ihm zur Rechten von einem trotzigen Felsen herniedersahen; ohne sie eines Blickes zu würdigen, ging er mit gesenktem Auge geraden Schrittes dem Wallfahrtskirchlein zu, und kniete sich in demselben ganz vorn auf die Stufe des Altars in die unmittelbarste Nähe des Muttergottesbildes. Dort betete er lange Zeit und mit ungewöhnlichem Eifer, und er kniete zweimal nieder, nachdem er schon aufgestanden

war, um sich zu entfernen. Es fing im kleinen Kirchlein bereits lebhaft an zu dunkeln, als er dasselbe verließ und dem unweit davon erbauten, großen Haus zuschritt, an dessen Thüre klopfte und, nachdem solche geöffnet war, einem geistlichen Herrn zugeführt wurde, der in diesem Hause wohnte. Selbigem übergab er ein Papier, in welchem mit weitläufiger Erzählung geschrieben stand, daß sich dieser junge Mann schwere Verirrungen habe zu Schulden kommen lassen, daß er aber jetzt gründlich gebessert zu sein scheine und man ihm ohne Zagen trauen dürfe. Die Schrift war unterzeichnet von Nikolaus Honigwabe, Pfarrer in N. Der junge Mann suchte nach um die Aufnahme in das Bildungs-Institut für Schulbrüder, welches in jenem Hause auf Kronburg bestand. Es war Leo. Die Aufnahme wurde ihm bewilligt, Leo zog das schwarze Kleid der Schulbrüder an. Nachdem er seine Bildungszeit in Kronburg überstanden, wurde er zur Übernahme einer Schule hinausgeschickt in eine große Landgemeinde. Wohl nie dürfte ein Lehrer mit solcher Begeisterung und mit solchem Eifer, mit solcher Überzeugung den Kindern die Lehren des katholischen Glaubens vorgetragen haben; da leuchteten seine Augen, da flammte sein Gesicht. Er hatte sich eine weitläufige Formel des Taufgelübdes zusammengeschrieben; diese sprach er seinen Schülern sehr oft mit dem größten Nachdrucke vor, und die Kinder mußten sie ihm mit feierlichem Ernste nachsagen, und so oft er dieß that, kamen ihm die Thränen in die Augen und nicht selten erstickte lautes Weinen seine Stimme. Er sah es ein, was es für ein Glück sei, ein Christ zu sein.

Der Hachelsteiner.

Der Hachelsteiner.

Beim Zitzelwirth zu N., so genannt weil er eine vergoldete Zitzelwurst nebst Bierkrug und Kreuzerwecken im Schilde führte (genauer müßte man beim „goldenen“ Zitzelwirth sagen), saßen am St. Bartholomäustag Nachmittags die Honoratioren der Gemeinde in der hohen getäfelten Stube bei ihrem Marendetrunk. Es waren da beisammen der behäbige Kronwirth, seine Zigarre rauchend; dazu waren da noch manche Meister, als der Meister Bäcker oder Böck — und dieser führte den Titel „Meister“ voraus — und der Müllermeister und der Sattlermeister und Einer, der kein Meister war, aber sie dennoch alle meisterte, der Krämer. Diese alle saßen am großen Tisch beim Fenster und jeder hatte meistermäßig eine Halbe Wein vor sich — nur der Krämer, der kein Meister war, trank bloß ein Seidel. — Am andern Tisch, der beim Ofen stand, saß nach alter Gewohnheit der Zitzelwirth mutterselig allein; da er an rheumatischem Kreuzweh

litt, pflegte er im Winter, zu seiner Linderung, immer an diesem Platze beim warmen Ofen zu sitzen, in einer Stellung, die ihm, wie er behauptete, besonders zusagte, den rechten Fuß auf die Bank erhoben, das Knie aufgespreizt, und so behagte es ihm auch im Sommer am besten an dieser Stelle, obgleich der Ofen kalt war. Der Zitzelwirth spendirte sich zu seinem Marendetrunk bloß ein Gläschen Wein, mit welchem er sehr zimpferlich thun mußte, um es nicht mit Einem Zuge zu leeren, und es war komisch genug, zu sehen, wie er ein gewaltiges Stück schwarzen Roggenbrodes verzehrte und von Zeit zu Zeit das kleine Gläschen an die Lippen bewegte und daran nippte, wie eine Biene am Morgenthau, nach altem Christenbrauch, um das trockene Brod anzufeuchten und hinabzubringen, — aber die Paar Tropfen Wein kamen freilich auf ihrer projektirten Reise durch die Speiseröhre gewiß nicht zwei Zoll über die Zungenspitze hinaus. Der Zitzelwirth war ein gewaltiger Politikus und Zeitungsliebhaber, und ein Zeitungsblatt gar oft sein Gesellschafter im schmerzstillenden Ofenwinkel. Sich selbst eine Zeitung zu halten, dazu war er zu geizig und zu knickerig, und wenn ihn Jemand um's Mithalten ansprach, hatte er gewöhnlich die Ausrede, er sehe es nicht mehr, und so nütze ihm die Zeitung nichts, es wäre das Geld nur hinausgeworfen. Wenn er aber ein Blatt zu leihen bekam, da sah er schon und hatte dazu die besten Augen. Da mußte dann der Kronwirth aushelfen. Dieser hatte eine Menge alter Zeitungsblätter,

selbst noch aus dem vorigen Jahrhundert, im Kasten; da nahm er denn von Zeit zu Zeit einen Schwall, wie sich's eben traf, Alles wie Kraut und Rüben untereinander, heraus und trug es dem Zitzelwirth hinüber, der dann seinerseits Alles durcheinander verspeiste und fleißig durchlas, jetzt ein Blatt aus dem 19. Jahrhundert, das nächste Blatt aus dem 18. Jahrhundert, jetzt ein Blatt aus den Zeiten der französischen Revolution, dann ein Blatt aus den Tagen des Kaiserreiches. Es ist darum auch kein Wunder, daß es im Kopfe des Zitzelwirthes etwas verwirrt aussah. „Nein, nein," — meinte er z. B. heute, indem er das Zeitungsblatt, das er eben las, auf den Tisch legte und sich zu den verschiedenen Meistern am andern Tisch wandte — „wenn Alles über den Franzosen her ist, der Ruß und der Preuß und der Engländer und der Österreicher, da müssen sie ihn doch packen und muß es mit ihm fertig werden, nicht, Sie?"

„Wenn Alles über den Russen her ist, meint Ihr?" — entgegnete der Kronwirth — „müssen sie doch mit ihm fertig werden, nicht wahr, Nachbar?"

„Ruß, Ruß, wohl den Franzosen, mein' ich," — erwiederte der Zitzelwirth — „von dem steht's da in der Zeitung. Auch der Kaiser, les' ich hier, hat sich jetzt den Andern gegen die Franzosen angeschlossen, und es sind Feuer angezündet worden auf allen Höhen Böhmens und durch Schlesien hin, und jetzt ist Alles über den Napoleon."

„Lieber Nachbar," — erwiederte der Kronwirth —

„da habt Ihr ein Zeitungsblatt von Anno 1813, jetzt schaut es aber in der Welt ganz anders aus.“ — „Ja so, das kann wohl sein,“ — meinte der Zitzelwirth — „das hab' ich nicht beachtet; richtig, das ist von 1813.“

Der goldene Zitzelwirth hatte übrigens die freisinnigste Politik von der Welt, und diese Politik hatte ihren Ursprung in seinem Geldbeutel. Um Geld war bei ihm Alles zu haben, Haut und Haar hätt' er um Geld hingegeben, aber Geld von ihm zu bekommen, das war eine Herkulesarbeit. So meinte er denn, daß auch der Kaiser so denken solle, wie er: „Gebt mir Geld und Mannschaft, im Übrigen lebt wie ihr wollt, thut und macht, was ihr wollt, nur Geld und Mannschaft her.“ „Wenn ich Kaiser wäre,“ — sagte der Zitzelwirth — „dann würd' ich zum Russen, Franzosen und Engländer sagen: »Thut ihr mir nichts, so thu' ich euch auch nichts. Laßt mich in Ruhe, und wenn ihr miteinander etwas auszufechten habt, mögt ihr's thun, wie ihr wollt, ich mische mich nicht ein.« Nicht, Sie?“ — wandte er sich mit triumphirender Miene, über seine Weisheit hoch erfreut, zum Sattlermeister, der ihm mit besonders stiller Andacht und lächelnder Miene zugehört hatte — „Nicht, Sie?“

Der Sattlermeister wollte ihm allerdings seinen vollen Beifall zu erkennen geben, das ging aber bei ihm nicht so glattweg, wie bei andern Menschenkindern, denn er hatte ein sehr stotterndes Sprachorgan, und wenn er einen Satz aussprechen wollte, so war

es ihm völlig unmöglich, seine pumpelnde Zunge in's Geleise dieses Satzes zu bringen. Er hatte sich darum eine Eingangsformel zu jeder Rede geläufig gemacht, um auf diese Weise seine Zunge leichter in Gang zu bringen, und diese Eingangsformel war: „Also Ding und Teuxl;" das letzte Wort aber wagte unser Sattlermeister doch nur selten beizusetzen, und so lautete diese Eingangsformel in ihrer verstümmelten Gestalt gewöhnlich: Also Ding und —. „Also Ding und," — erwiederte nun der Sattlermeister dem Zitzelwirth — „das wäre ja recht und das Beste, und das würde am Wenigsten kosten."

„So, ja," — meinte der Zitzelwirth, erfreut, daß der Sattlermeister den Sinn seiner Rede so gut erfaßt hatte — „das mein' ich auch, Krieg führen kostet Geld, viel Geld und Mannschaft, nicht, Sie? Sei's auch um die Mannschaft, Leute gibt's; aber Geld, das Geld, so große Summen, alle Tage so viele Leute köſten und das Pulver und Blei und die Futterage für's Vieh, nicht, Sie? man kann sich denken, was das kosten wird alle Tage, ja jede Stunde, jede Stunde Tag und Nacht." „Also Ding und," — entgegnete der Sattlermeister — „das ist wohlgesprochen und gut berechnet dazu, Nachbar."

„Nein, nein," — meinte der Kronwirth — „der Ruß muß herab, muß nieder; der Russe muß gedemüthigt werden; in Rußland sind alles Sklaven, lauter Sklaven, und das paßt für unsere Zeit nicht mehr. Ich bin kein Freund von den Türken, aber lieber

türkisch als russisch. Der Ruß will Alles meistern, am Ende sind auch wir, beim Zitzelwirth hinterm Tisch, vor seiner Knute nicht mehr sicher. Das darf nicht sein, und der Russe muß herab, muß herunter, da muß Alles zusammenhelfen." Und der Kronwirth strich sich, seelenvergnügt über diese Expektoration seines Russenhasses, lächelnd seinen schwarzgrauen Schnurrbart, und setzte die Cigarre in den triumphirenden Mund, womit er den Zitzelwirth aus dem Felde geschlagen.

„Also Ding und Teuxl," — aus Furcht und Grausen und Abscheu vor dem Russen war ihm dießmal auch der zweite Beisatz entschlüpft, wie es ihm immer geschah, wenn er sein Entsetzen oder dergleichen etwas vor einer Sache ausdrücken wollte — „also Ding und Teuxl," — entgegnete der Sattlermeister — „das wäre freilich fatal, das möcht' ich nicht, das möcht' ich wahrhaftig nicht."

„Russisch werden," — murmelte der Zitzelwirth, und zog den Rückgrat zusammen, als ob er die fatalen Knutenhiebe schon spürte — „das wäre ja übel, sehr übel. Aber wie sollen die Russen daherkommen, daher zum Zitzelwirth nach N., das möcht' ich wissen, wie es ginge! Da müßten sie über Egypten und über's Meer und über Persien — nicht, Sie? — und weiß Gott, wohin kommen, und das ginge ja nicht, da wären die Engländer mit ihren Schiffen, und die Franzosen und die Bayern und Würtemberger dagegen." Und so stellte der Zitzelwirth eine Unzahl

Völker, deren Namen er einmal gehört hatte, den Russen entgegen, um ihnen den Weg zu verrammeln, daß sie ihre Knute nicht bis zum Zitzelwirth nach N. brächten, und auch er glaubte nun durch diese Argumentation den Kronwirth total zu Boden geschlagen zu haben, und sog nun triumphirend die letzten zehn Tropfen Wein aus seinem Gläschen.

Währenddem trat ein junger Bursche in einem Alter von beiläufig 24 Jahren zur Stubenthüre herein, rückte den Tisch, an welchem der Zitzelwirth saß, ziemlich barsch vorwärts — glücklicherweise war sein Weingläschen leer, denn es fiel durch die ungeschickte Bewegung des Tisches um, und der Zitzelwirth hätte es büßen müssen — und setzte sich neben dem Zitzelwirth hinter dem Tisch auf die Bank.

Es war ein wunderhübscher Bursche, hoch und schlank gewachsen, wie eine Pappel; das blonde Haar kräuselte sich um die hohe Stirn; die großen, blauen Augen hatten einen ungemein weichen und seelenvollen Ausdruck; aber die, ihrer Natur nach heiterste Miene des Gesichtes war in eine Art Schwermuth verzogen, der man es ansah, daß sie für dieses Antlitz nicht gehörte. Er trug einen schwarzen, niedern, breitkrämpigen Hut, mit grünem Band dreifach umwunden und ringsum mit Blumen besteckt; die lodene Juppe, mit grünem Kragen und Aufschlägen, hatte er nachlässig über die Achsel geworfen; um die Mitte trug er eine künstlich ausgenähte Binde; seine Hose war aus Bocksfellen gemacht, nagelneu und sehr reich aus-

genäht; die Strümpfe waren blendendweiß, welche gegen die frischgewichsten Halbstiefel um so mehr abstachen. Sein ganzes Gewand war neu und auf's Zierlichste zusammengestellt; ein blanker, silberner Stoßring glänzte am kleinen Finger seiner rechten Hand, die übrigen Finger waren auffallend stark mit Ringen geziert; ein schönes, seidenes Skapulier trug er auf seiner Brust über dem blendendweißen Hemd — denn er hatte keine Weste an — und in der Hand hielt er einen mächtigen Busch von Rosmarinzweigen und großen Nelken, den er oft wohlgefällig betrachtete und an die Nase hielt.

Er setzte sich gleich von der Thür herein an den Tisch neben den Zitzelwirth, der ihn mit einem zornigen Blick ansah und schnell die Augen auf den Boden heftete, ohne mehr auf ihn hinzublicken, und einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelte. „Der Hachelsteiner!" — sagten die Meister am andern Tische, wie mit einem Mund, und darauf war Alles mausstill, nur der Sattlermeister brummte noch sein „Also Ding und Teuxl!" nach.

Die Kellnerin trat heran, faßte den neuangekommenen Gast ziemlich unsanft beim Arme und wollte ihn hinter dem Tisch herausziehen. „Geh, Josl! geh hinaus in die äußere Stube, dort will ich dir einschenken, was du willst, hier mögen dich die Leute nicht haben!"

Der Hachelsteiner hielt sich mit seiner Rechten am

innern Tischeck fest, stemmte seinen linken Fuß gegen das Tischgestelle und saß fest wie angenagelt.

„Bier oder Wein,
Ist mir alles gleich.
Der Eine ist arm,
Der Andre ist reich,
Bin ich ein armer Schlucker schier,
Trink ich wohl seltener Wein als Bier!“

so sang der Hachelsteiner in trällerndem Ton, während die Kellnerin an ihm zerrte.

„Schenk ihm nichts ein,“ — brummte der Zitzelwirth, starr vor sich auf den Boden sehend — „weder Wein noch Bier, nichts bringst du ihm, er soll gehen. Hat man keine Ruhe vor dem Menschen, hat man nicht einmal in seinem Ofenwinkel Ruhe, nicht einmal in seinem Ofenwinkel. Ich kann nicht überall sitzen, — mein Kreuzweh, — und hab' ich da keinen Frieden, wo soll ich hin? Wie ein Gespenst, wie ein Gespenst, akkurat wie ein Gespenst, wie ein Plaggeist, nicht, Sie?“ fuhr er auf, und mit funkelndem Auge stürzte er auf den Hachelsteiner los und packte ihn mit beiden Händen an der rechten Achsel, und half der Kellnerin ihn hinter dem Tisch hinauszubringen. „Fort, fort von da!“ — schnaubte er ihn an — „ich will Ruhe haben, Ruhe vor dir; weißt du, Ruhe will ich haben; fort, fort von da!“ Aber der Hachelsteiner rührte sich nicht, und war nur bemüht, den Buschen in der linken Hand fest zu fassen, und wie einen Talisman hielt er solchen dem wuthentbrannten Zitzelwirth entgegen.

„Der Rosmarin, der Rosmarin
Ist mir das allerliebste Grün,
Das Nagele hat ein frisches Blut,
Drum hat's der Bursch auf seinem Hut!"

so sang der Hachelsteiner weiter.

„So bin ich nicht einmal Herr in meinem Haus, in meinem eigenen Haus kann ich nicht schaffen und walten, muß weg von meinem Ort, als wär' ich im eigenen Ort fremd, landfremd!" — meinte der Zitzelwirth, als er sah, daß er und die Kellnerin mit ihrem Schieben und Zerren nichts über den Hachelsteiner vermochten. „Nichts gibst du ihm," — wandte er sich dann von Neuem zur Kellnerin — „er soll nichts haben, weder Wein noch Bier, noch Schnaps, ich will sehen, wer mich zwingt, daß der Mensch aus meinem Keller etwas bekommt!"

„Schenk ein, schenk ein,
Schenk rothen Wein,
In's Glas so rein!
Das Gläschen ist so blank,
Hab' großen Dank,
Wir trinken aus und frei und froh,
Wir trinken aus und schenken ein
Und immer mög' es also sein!"

Dieß Lied trällerte der Hachelsteiner zwischen die Apostrophen des Zitzelwirthes. „Pfui mit diesen Liedern! Sind das Lieder für einen Christenmenschen? Das sind heidnische Lieder, die Heiden singen solche Lieder, — nicht, Sie? — das sind wahre Bachuslieder:

„Wir trinken aus und schenken ein,
Und immer mög' es also sein!“

Ist's ein Wunder, wenn kein Wein mehr wächst, wenn alle Trauben und alle Beeren daran krank werden? Na, da muß ich geh'n. Ade, meine Herren, gute Nacht!“ — und der Zitzelwirth packte seine Zeitungsblätter zusammen und wackelte gebückt und die linke Hand an's leidende Kreuz haltend in die äußere Stube hinaus.

„Nicht, Vater! nicht, Vater! nicht fortgeh'n, bleibt da, bleibt da!“ — eiferte der Hachelsteiner und suchte den Zitzelwirth zurückzuhalten, aber umsonst; die Brille fiel ihm wohl von der Nase, aber er kümmerte sich nicht um die Brille und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Der Hachelsteiner hob die Brille auf, legte sie neben sich hin und sang:

„Bin ich nicht ein lustiger Tirolerbue,
Hab' immer frischen, frohen Muth,
Der Spielhahn haust auf den Almen hoch,
Er leiht mir seine Federn doch!“

„Es ist doch Jammerschade um den herrlichen Burschen, daß er so ganz queraus gekommen ist!“ — sagte der Müllermeister zu seinen Tischgenossen — „es wäre der bravste und tüchtigste Bursche in der ganzen Gemeinde.“ „Also Ding und“ — meinte der Sattlermeister — „Schade noch dazu um sein schönes Anwesen, das jetzt ganz in Verfall kommt. Der Hachelstein ist das trefflichste Bauerngut weit und breit,

und muß Mann und Haus nun jämmerlich zu Grunde geh'n."

Währenddem war der Hachelsteiner aufgestanden und an den Tisch, wo die Meister saßen, herangetreten. Da verbeugte er sich und begann mit hochtrabendem Tone:

„Ich komm' daher und bin gesandt
Vom schönsten Bräutigam im ganzen Land,
Es kommt der Tag, er hat sein Fest,
Euch will er nun als seine Gäst',
Als seine Gäst' in Saus und Braus,
Als seine Gäst' beim Hochzeitschmaus.
Versteht ihr mich und fehlet nicht,
Und wer nicht kommt, der ist ein Wicht."

„Ja, ja, es wird jetzt Ernst und der Hachelsteiner hält Hochzeit, richtig ist die Sache und ausgemacht, und ihr seid Alle miteinander geladen. Topp und die Hand darauf;" — sprach er zum Sattlermeister, ihm die Rechte bietend — „ihr kommt, Meister Sattler!"

„Also Ding und Teuxl!" — entgegnete der Sattler und stotterte noch einmal dasselbe, denn es fiel ihm gerade nichts Gescheidtes zu entgegnen ein.

„Schlagt euch die Flausen aus dem Kopf, Josl! und denkt an etwas Anderes. Ihr führt die Gertrude nicht heim, das könnt Ihr längst wissen. Gebt diese vergeblichen Sachen auf, geht nach Haus, arbeitet fleißig, schaut auf Eure Sache, das ist Euch nütze, sonst geht Ihr mit Eurem ganzen Hauswesen zu Grunde!" — so sprach mit ernstem Tone der Müller-

meister zu Josl. Auf diese Zurede war's bei Josl aus; seine Augen funkelten, seine Hände ballten sich, wie zum Dareinschlagen; er zerzauste den Busch, den er in der Hand hielt, riß sich die Blumen vom Hute und zertrat sie auf dem Boden. „Habt Ihr mich nun gerupft, genug gerupft?“ — knirschte er — „Ihr Federndiebe, Ihr Hahnschinder! wartet, ich will's Euch machen. Ihr sollt Alle miteinander auf meinem Misthaufen kratzen, nicht ich auf dem Eurigen.“ Und hell auflachend stürzte der Hachelsteiner aus dem Zimmer fort.

„Mir blutet das Herz,“ — begann nun der Kronwirth — „so oft ich den Menschen seh', und der ganze Appetit vergeht mir. Früher so fleißig, so arbeitsam, so sparsam, so geschickt in Allem, was er unternahm; sein Gut war das blühendste im Orte, seine Felder die bestbestellten. Ich bin bereits ein alter Narr, und oft hab' ich den jungen Hachelsteiner um Rath gefragt und ich hab's immer getroffen. Und jetzt ist er ganz und gar zu Grunde gerichtet.“

„Das kann dem Zitzelwirth keinen Segen bringen!“ — meinte der Krämer. — „Was will er mit seinem Gedl so hoch hinaus? Der Hachelsteiner wär' eine Parthie für sie, die immer gut genug wäre, und die Gedl wär's zufrieden, wie man sagt. Hoffart kommt vor dem Fall. Er hat den trefflichen Jüngling zu Grunde gerichtet, er hat's auf dem Gewissen.“

„Ja, ja,“ — fiel der Meister Bäcker ein — „ich möchte die Schuld nicht mit ihm theilen. Er bekommt

weit und breit keinen solchen Schwiegersohn. Der Hachelsteinerhof wäre mir lieber, als das beste Wirthshaus an der Straße — aber seine Gertrude soll Wirthin heißen, Frau Wirthin und nicht Bäuerin, das ist der Stein des Ärgernisses. Jetzt mögen sie den Hachelsteiner in's Irrenhaus geben, und sein Anwesen mag kaufen, wer will. Es ist Jammer=, Jammerschade."

Während sie so miteinander sprachen, kam die Zitzelwirthin in die Stube, ein hochgewachsenes, hageres Weib, von blassem, wehmüthigem Gesicht, etwas gebückt, von langsamschleichendem Gang, sie war das gerade Gegentheil ihres Mannes: weichherzig, gutmüthig, freigebig; sie hatte der Werbung des Hachelsteiners nichts in den Weg gelegt, und von ihrer Seite hätte er die Gertrude immerhin ohne Schwierigkeit heimführen mögen. Die Tochter galt ihrem Herzen einmal zu viel, als daß sie ihrer Neigung die geringste Beschwerde gemacht hätte. „Das ist doch ein Elend!" — sagte sie zu den Gästen am Tische — „ich werd' immer ganz krank, wenn ich den Menschen sehe; daß es doch dahin kommen mußte, wer hätte dieß geglaubt? Wenn er doch nicht mehr zu uns herkäme in's Haus, aber so müssen wir ihn noch allzeit um uns haben. Und wer weiß, was noch geschieht? er wird manchmal ganz wüthend, und ich fürchte jeden Tag, wir bekommen bald noch die schlimmere Zeitung zu hören, daß er sich am Ende gar ein Leid anthut." „Allerdings" — meinte der Kronwirth — „ist dazu Gefahr, und wäre es gut, wenn der Josl

in Gewahrsam käme, aber Vater und Mutter hat er nicht und die Verwandten kümmern sich nicht.“

„Wir können auch nichts thun; wollten wir dazu antreiben, so ginge es noch ärger über uns!“ — entgegnete die Wirthin. — „Mein, ob es gar nicht mehr anders wird beim Josl und ob da gar nicht mehr zu helfen ist!“ — fuhr sie fort. — „Ich wollte mich's gerne Alles kosten lassen, und wär' es was es wollte, Alles wollt' ich spendiren!“ „Also Ding und,“ — fiel der Sattler ein — „die Gedl möchte wohl ein Mittelchen sein!“

„Wenn das noch helfen thäte, ich wollte nicht aufhören zu bitten und zu betteln beim Wirth, bis er nachgeben würde!“ — setzte die Wirthin bei. Jetzt kam der Zitzelwirth von der äußern Stube wieder in die innere zurück. „Ist er fort endlich, der müde Mensch?“ — sprach er — „der müde Mensch, der Einen immer plagt und keinen Tag im Frieden läßt? Sollt' Einem das nicht verleiden? Der Narren sind sonst genug auf der Welt, nicht, Sie?“

„Ist Jeder zu bedauern, bei dem es so weit kommt, und dieß Leiden ist wohl das schwerste von allen, die den Menschen treffen können!“ — sagte der Krämer. „Gott behüte uns vor diesem Übel!“ — setzte der Müllermeister bei — „Alles lieber als ein Narr werden! Der gesunde Verstand ist wohl in der That ein köstliches Gut. Lieber blind und taub, lieber lahm sein und mein Lebtag nicht mehr aus dem Bett

kommen, als ein Narr werden. Der Narr ist zu Grunde gerichtet am kostbarsten Theil, an der Seele."

„Ach, mein Gott!" — seufzte die Wirthin — „dieß ist freilich hart, und wir müssen die Schuld haben, daß der Josl dahin gekommen ist!" „Das ist ein ungeschicktes Gerede," — fiel der Zitzelwirth ziemlich heftig ein — „ein ganz albernes Gerede und kein gescheidtes Wort daran. Was, wir schuld daran? Ist's nicht der Wille Gottes, wenn man krank wird, und so wird's auch da sein, oder nicht, Sie?"

„Nachbar," — meinte der Kronwirth — „man sagt bei vielen Dingen, es ist der Wille Gottes, und die Menschen sind selbst schuld daran." — „Ich merk', ich merk'," — erwiederte der Zitzelwirth — „Ihr gebt mir die Schuld, es ist auf mich gemünzt. Geht es mich etwas an, daß der Mensch um den Verstand gekommen ist?"

„Also Ding und," — fiel der Sattlermeister ein — „ich möchte es nicht auf dem Gewissen haben; das ist eine Sache, Nachbar, eine Sache! Macht es gut, wenn Ihr könnt." — „Ich hab' keinen vergnügten Augenblick mehr," — sagte die Wirthin — „in meinem Leben keinen vergnügten Augenblick mehr. So oft ich den Menschen seh', ist's mir, als ob man mir ein Messer in's Herz stoßen würde. Es vergeht keine Nacht, wo er mir nicht im Traume vorkommt. Unlängst kam es mir vor, daß ich auf der Brücke drunten steh', da kam der Josl ganz wüthend dahergerannt und stürzte sich hinab in den Fluß. Ich mußte

es mit ansehen und sah ihn hinabrinnen, bald die Hände, bald den Kopf über dem Wasser, und sah ihn arbeiten und schlagen und jähling untersinken. Mit einem Schrei erwachte ich und war so in Schweiß gebadet, als ob ich selbst aus dem Bach gezogen wär'! Und so geht es mir oft. O mir ahnet nichts Gutes."

„Nichts als Kreuz und Leiden auf der Welt;" — entgegnete der Zitzelwirth — „magst Sorgen und Plage haben genug." — „Kauft sich's oft selbst!" — erwiederte der Krämer.

„Was hilft's, was hilft's?" — begann der Wirth wieder — „schlag' dir solche Dinge aus dem Kopf, sonst wirst du auch noch närrisch! Das sind Einbildungen, pure Einbildungen! Den Weiberleuten kommt gleich allerlei vor, Gift und Dolch, Erhängen und Ersticken. Kellnerin, bring' mir noch ein Weingläschen voll, bloß halb, verstehst du? bloß halbvoll, nicht ganzvoll! Machen wir einen Perlagger, wie ist's, gefällt es?" — „Meinetwegen!" — meinte der Kronwirth. „Also Ding und — meinetwegen auch!" — meinte der Sattlermeister. Der Krämer stimmte auch bei und so waren die vier Ritter beisammen zum Tournier und es ging her über die Karten.

Der Zitzelwirth setzte sich hinter den Tisch, den linken Fuß auf die Bank erhoben, weil ihm diese Stellung besser behagte; mit der linken Hand hielt er das erhobene Knie umschlungen und warf von Zeit zu Zeit aus; mit der rechten hielt er die Karten. Getreu dem erhaltenen Befehl brachte ihm die Kell-

nerin ein halbes Gläschen voll Wein. In diesen Wein, mit seinem Lieblingsspiel verbunden, versenkte er nun all sein Kreuz und Leiden wegen des Hachelsteiners. Mit einem Seufzer über ihre vergebliche Klage entfernte sich die Wirthin aus der Stube in die Küche. Wenn der Zitzelwirth beim Perlaggen saß, war sonst nichts mit ihm anzufangen.

In wilder Hast war der Hachelsteiner aus dem Zimmer fortgestürzt, durch die Küche und Hauslaube hinaus, die steinerne Stiege hinab: Gertrud, des Zitzelwirthes Tochter, stand im Speisegaden, beschäftigt, einen neugeschlegelten Butterwecken mit dem künstlich geschnitzelten Model umkreisend zu zieren. Als sie den Josl so wild fortrennen sah, die Gasse hinab zum Fluß, warf sie den Buttermodel weg und stürzte ihm nach mit dem Rufe: „Jesus, Maria! er rennt in's Wasser!" — denn Gertrud hatte die nämliche Angst, wie ihre Mutter, und glaubte sicher, der Hachelsteiner werde sich noch ein Leid anthun, und daran sei sie schuld, und dieß Schreckensgespenst verfolgte sie Tag und Nacht. Die Leute, die des Weges gingen, wußten nicht, was es sei, als sie den Josl und bald dahinten die Gertrud mit herabgerollten Zöpfen so in wilder Furie dahinlaufen sahen. Bald verbreitete sich im Dorfe das Gerücht: „Der Hachelsteiner ist in's Wasser gesprungen." Wie wohl war der Gertrud, als sie sah, daß Josl im schnellsten Laufe über die Brücke eilte und sich nicht — wie sie jetzt glaubte — über's Geländе hinabschwang in den

Fluß. Jenseits des Flusses am Wege, der steil durch einen Birkenwald hinaufführte, stand auf einem Fels ein gemauertes Stöckl, eine gemauerte Bildsäule; auf einer Nische war der Heiland am Kreuze abgebildet, auf der zweiten der heilige Magnus im Kampfe mit allerlei abscheulichem Unthier und Gewürm, auf der dritten der heilige Joseph als Zimmermann.

Am Fuße des Stöckls setzte sich unser Josl, schweißtriefend und laut keuchend, nieder. Dieses Stöckl war von jeher sein Lieblingsplatz gewesen; es stand am Wege, der nach Hachelstein führte. Schon als Schulknabe hatte er eine besondere Verehrung gegen dasselbe gewonnen, besonders, weil sein Patron, der heilige Joseph, darauf abgebildet war. Seine Mutter hatte von jeher eine Lampe vor dem Bilde des Gekreuzigten unterhalten und Josl begleitete sie oft genug, wenn sie Samstags Abends von Hachelstein herkam, um selbe anzuzünden, und der Knabe hatte seine größte Freude, das Licht in der kleinen Laterne zum Anzünden zu tragen. Da kniete sie dann oft lange Zeit, in lauer Sommernacht, bei der brennenden Lampe und betete, und Josl mit ihr. So blieb ihm die Andacht an diesem Platze, die er von der Mutter geerbt, auch in spätern Tagen, und er hatte es vor einiger Zeit, als er noch in einem andern Zustande war, dahin zu bringen gewußt, daß am Frohnleichnamstage bei der Procession, die am Stöckl vorbeiging, eines der Evangelien beim selben gehalten werde, wobei der Altar von Hachelstein aus aufge-

richtet wurde. Diesen Altar, mit allem dazu nöthigen Aufputz, Leuchtern, Buschen, Pyramiden und Tafeln, hatte er funkelneu und auf's Zierlichste angeschafft. Darum galt dieß Stöckl viel beim Hachelsteiner.

Da saß nun der arme Josl am Fuße des Stöckls auf dem Felsvorsprung, und nahm sich den Hut vom Kopfe und trocknete sich das Gesicht mit dem Schweißtuche. Wie froh war Gertrude, als sie ihn so in Sicherheit sah! Ein Paarmal hatte sie gemeint, er schwinge sich über's Brückengeländе hinaus. Sie blieb einen Augenblick, wie um auszuschnaufen, auf der Brücke stehen; dann ging sie hin zu Josl und sagte: „Josl! wie hast du mich heute erschreckt! Geh' jetzt nach Haus und sei ruhig!" — „Jetzt, Gedl! jetzt wird Alles gut gehen!" — entgegnete Josl. — „Juchhe! jetzt mach' ich mir den Buschen auf den Hut, und du magst dir auch um einen Buschen schauen."

„Ja, Josl! es wird Alles gut gehen, wenn du nur ruhig wärest und gescheidt, aber so muß man immer fürchten, du fangst noch, weiß Gott, was? an!" — sagte Gertrud. „Geh' jetzt nach Haus, ihr habt viel Futter liegen und das Wetter ist schön. Du hast viel Leute auf dem Feld, du mußt dabei sein und schaffen und Acht haben."

„Laß mich nur machen, Gedl!" — erwiederte der Hachelsteiner. — „Zuerst muß eine Distel fort aus meinem Felde, eine Dornstaude muß ich wegputzen,

dann wird's gehen, und früher nicht." — „Wer ist denn diese Distel und Dornstaude?" fragte Gertrud.

„Du weißt es nicht, aber ich, ich weiß es. Diese macht, daß wir nicht Hochzeit halten können!" — sagte Josl. „Das ist die Täufenthalerin, die Hexe im Täufenthal. Diese muß ich wegputzen, dann geht's und früher nicht; gut, daß ich es weiß." — „Was willst du?" — fragte Gertrud entsetzt — „du willst sie . . ."

„Still, still!" — entgegnete Josl, — „fort muß sie, fort muß sie, für sie ist das Messer schon geschliffen." — „Gott im Himmel! du willst sie ermorden? Thue das nicht, Josl, du richtest uns Alle zu Grunde. Die Täufenthalerin hat keine Schuld, die Gedl ist unschuldig. Ich bitte dich, ich bitte dich, laß die Gedl gehen, sonst hat Alles ein Ende!" flehte Gertrud.

„Das verstehst du nicht, Gedl!" erwiederte der Hachelsteiner. „Laß mich nur machen! Die Gedl muß fort, da ist kein Pardon. Sag' Niemanden etwas, ich steig' hinauf in's Täufenthal und werde sie finden, ich allein, Niemand bei mir." — „Gott im Himmel, was wird das noch werden?" seufzte Gertrud. — „Wenn du sie ermordest, kommst du an den Galgen; lieber wärst du mir in's Wasser gesprungen. Folge mir, Josl! geh' nach Haus, arbeite, der Vater gibt noch nach und es geht gut."

„Die Täufenthalerin ist an Allem schuld, bevor diese nicht weg ist, geht's nicht!" entgegnete Josl und stand auf vom Fels und setzte sich den Hut auf und stieg hinauf durch den lichten grünen Birkenwald

dem Hachelstein zu. Die Gertrud betete weinend am Stöckl ein Vaterunser und ging langsam, mit schwerem Herzen, über die Brücke zurück nach Hause.

Während diesem hatte sich, wie schon gesagt, im Dorfe das Gerücht verbreitet, der Hachelsteiner sei in's Wasser gesprungen, und dieß Gerücht war auch der Zitzelwirthin zu Ohren gekommen. Der Zitzelwirth mit den Andern saß noch wohlgemuth beim Perlagg und hatte eben ein prächtiges Spiel in der Hand — drei hatte er im Gleich geboten und drei im Hangen, und kalkulirte, was er aus seinen Perlaggen machen solle, um auch das Spiel zu gewinnen — da stürzte die Wirthin todtenblaß in's Zimmer mit den Worten: „Der Hachelsteiner ist in's Wasser gesprungen!“ Beim Sattlermeister kam natürlich bei dieser Post sogleich sein: „Also Ding und Teuxl!“ — „Wie? was? in's Wasser gesprungen!“ — riefen die Andern durcheinander. Der Krämer warf die Karten fort, der Kronwirth klaubte ebenfalls Alles durcheinander. „Acht gegeben, Acht gegeben!“ — rief der Zitzelwirth. — „Die Karten soll man behalten. In's Wasser gesprungen? Kann's sein, mag's sein? Das ist nicht recht gespielt, das Spiel ist unser, das Gleich ist unser, der Hangen ist unser. Halt! halt!“ — rief er dem Sattlermeister zu, der die Karten alle zusammenpackte — „das ist nicht redlich gespielt. Kann's sein? Mag's sein?“ — „Aber, Nachbar!“ — erwiederte der Kronwirth — „hört Ihr nicht, der Josl, das ist eine üble Post.“

Aber der Zitzelwirth ließ sich von seinem „Kann's sein? — mag's sein?" nicht abbringen, und ließ auch seinen Hangen und Gleich nicht aus der Hand. „Wo denn, wo denn?" — fragte er weiter. — „Wo ist es geschehen? wer hat es gesehen? wer ist dabei gewesen? Es ist doch Jemand dabei gewesen, der's gesehen hat, und der hat ihn aufgehalten und ist hinzugesprungen und hat's gehindert, nicht so?" — Aber die Wirthin jammerte fort: „Ach, mein Gott! ach, mein Gott! so mußte es dahin kommen, meine Ahnung hat mich nicht betrogen." — „Schade um den Menschen," — sagte der Müllermeister — „daß er so ganz von Sinnen gekommen ist, so ganz skrupulant geworden."

„So geht's," — meinte der Kronwirth — „der hat sich zu tief hineingelassen, es hat ihn zu weit vertragen."

„Schade allerdings, ja wahrhaftig Schade," — setzte der Zitzelwirth bei; — „aber wer hat es gesagt? wer ist dabei gewesen?" — „Die Raderburgl hat es gesagt, sie ist gerade vorbeigegangen," — erwiederte die Wirthin.

„Die Raderburgl?" — fragte der Zitzelwirth; — „diese kenn' ich schon, lügt gern. Wo sie etwas hört, greift sie es auf und trägt sie es weiter. Dieser glaub' ich es nicht, glaub' es nicht, und wenn sie es selbst gesehen hat."

Während dieses Gespräches kam die Gertrud mit weinenden Augen zurück, trat in die Küche, und als

sie dort Niemanden fand, unwillkührlich in die Stube. Der Anblick der weinenden Gertrud bestärkte die Wirthin, welche wußte, daß sie dem Hachelsteiner nachgelaufen sei, in ihrem Glauben. „Siehst du da, so ist es richtig, du hast ihn geseh'n!“ — rief sie.

Gertrud erschrack beim Anblick der Gäste, welche in der Stube waren, schlug eilends die Thüre zu und machte sich durch die Küche zurück hinaus in's hintere Stübchen. Die Mutter eilte ihr nach. „Wenn ich's drauf bringe, daß der Lärm ganz umsonst gemacht ist,“ — sagte der Zitzelwirth — „so will ich's einem Solchen bezahlen. In's Wasser springt man nicht so leicht, kein gescheidter Mensch springt in's Wasser.“ — „Aber eben, der Josl ist verrückt,“ — entgegnete der Kronwirth; — „das ist ein schlechter Trost.“

Die Meister tranken jetzt aus; zum Perlaggen war keine Lust mehr vorhanden; zwei sogenannte Nogelen, Nullen, als Merkzeichen zweier verlorner Parthien, standen auf der Seite des Sattlers und Kronwirths, welche zusammengehalten hatten; sie sollten jetzt zahlen, aber in der Verwirrung dachte Niemand daran, obwohl der Zitzelwirth darauf hinzeigte mit den Worten: „Wollen wir's lassen; wie's scheint, so stehen da zwei Nogelen.“ Die dritte Parthie, für den Zitzelwirth ebenfalls so viel als gewonnen, half auch nichts. Die Gäste standen auf, boten sich einen guten Abend und Appetit und gingen davon. Der Zitzelwirth mußte seine Karten zusammenpacken, die

unbezahlten Nogelen abwischen und sein halbes Gläschen Wein austrinken. Der Hachelsteiner hatte ihm heute das ganze Spiel verdorben.

Jetzt ging auch er zu Weib und Tochter hinaus in's hintere Stübchen. Er wollte sie tüchtig herunterkanzeln für das Spektakel, das sie ihm heute während des Spieles gemacht hatten. „Was ich sagen will,“ — begann er — „was ich sagen will, Ruhe muß sein während des Spieles, solche Dinge, solche Dinge kann man nicht haben, da geht Alles drunter und drüber, da geht Alles zu Brocken, und sei's noch so gut, man richtet nichts aus. Man hört auf, man bricht ab, man wirft die Karten weg, man zahlt nicht, zahlt nicht, Alles ist nicht, wie's sein soll, und wenn Alles etwas ist, ist doch Alles nicht.“

Die Wirthin hatte von der Gertrud wohl ihren Irrthum erfahren und wagte den philosophischen Deklamationen des Zitzelwirthes vom Sein und Nichtsein nicht viel zu entgegnen. Auch der Zitzelwirth erfuhr jetzt, wie die Sache sich verhalte, und warum Gertrud fortwährend weine. Die Wirthin gab ihm ernstlich zu bedenken, was jetzt zu thun sei? Wenn der Hachelsteiner ein Unglück anrichte, am Ende gar, wie er so ernstlich drohe, die Täufenthaler Gedl des Lebens nicht mehr sicher sei, so falle die Schuld am Ende doch bei den Leuten auf den Zitzelwirth. Ohnehin heiße es allgemein, der Zitzelwirth sei allein an Allem Schuld, und er könne es nicht verantworten, den Hachelsteiner in so großes Unglück gebracht zu

haben. Wenn nun der Josl am Ende in's Irrenhaus abgeliefert werde, der Hachelstein in fremde Hände komme, so wäre der Lärm noch viel ärger und nicht mehr auszuhalten. Es werde nichts Anderes übrig bleiben, als doch ernstlich auf Mittel zu denken, wenn's möglich wäre, den Josl zurechtzubringen, und das würde wahrscheinlich einzig und allein damit gehen, daß man den Fehler gut mache und ihm die Gertrud gebe. Schluchzend und weinend saß die Gertrud während dieser Rede im Ofenwinkel. Der Zitzelwirth ging im Stübchen auf und ab, sah, stillestehend, wieder eine Zeitlang zum Fenster hinaus in den Hof und sprach kein Wort. Er sann auf Einwürfe, die er der Beredtsamkeit seines Weibes und der Neigung seiner Tochter entgegenstellen könnte. Es wollte ihm nichts Rechtes einfallen; er rieb sich die Stirne, es wollte ihm doch kein guter Gedanke kommen; das ärgerte ihn, daß er der siegreichen Redseligkeit seines Weibes nichts zu entgegnen vermochte. „Was soll ich sagen?" — begann er endlich, das Stillschweigen brechend — „was soll ich sagen? — Sag' du mir, was ich sagen soll!" — fuhr er sein Weib barsch an — „sag' du mir, was ich sagen soll!" — sprach er zur Tochter. „Sage," — sprach die Wirthin — „wozu dich dein Gewissen jetzt ermahnt, das sage aufrichtig, das Gewissen ist die Stimme Gottes."

„Gewissen, Gewissen," — entgegnete der Zitzelwirth. — „Bin ich dem Hachelsteiner etwas schuldig? Bin ich ihm zehn Staar Weizen schuldig? Bin ich ihm

hundert Thaler schuldig? Wenn er kommen und hundert Thaler verlangen würde, thät ich ihm sie geben. Bin ich ihm die Gedl schuldig? Ich bin ihm nichts schuldig, keinen Kreuzer, keinen Pfennig!" — und er zog mit heiterer Miene das Schuldenbuch aus dem Kasten und hielt es dem Weib blätternd hin, um ihr sonnenklar zu beweisen, daß er dem Hachelsteiner nichts schuldig sei, keinen Kreuzer, keinen Pfennig, noch viel weniger die Hand seiner Tochter. Das war allerdings ein Argument, welches in den Augen des Zitzelwirthes eine unwiderlegbare Geltung hatte, denn ihm galt nur, was in seinem Schuldenbuche stand, alles Übrige war Schein und Schatten.

„Daß du in diesem Falle mit deinem Schuldenbuche kommen magst!" — sagte die Wirthin verdrossen. — „Gibt's denn nichts auf der Welt, als Schulden und Guthaben? Muß denn Alles nach dem Einmaleins berechnet werden? Das Herz läßt sich nicht gezwungen in's Schuldenbuch eintragen und im Schuldschein verschreiben und eine Heirath ist keine Quittung. An's Quittiren hab' ich nicht gedacht, als ich dich genommen habe. Wenn dir deine Tochter nichts ist, als ein Schuldposten, weiß ich nicht mehr, was sagen!" Gertrud schluchzte und weinte bei diesen Worten ihrer Mutter im Ofenwinkel viel lauter.

„Also darfst du auch vom Gewissen nicht reden!" — fiel der Zitzelwirth ein. — „Ich kann's nicht leiden, wenn man immer geschwind mit dem Gewissen kommt." — „Das Gewissen ist wie das Salz," —

entgegnete die Wirthin. — „Wie man das Salz zu jeder Speise nimmt und braucht, so braucht man auch zu Allem, was man thut, das Gewissen, und soll's unter jedes Ding fleißig mischen."

„Die Milchsuppe braucht kein Salz, und in das, was ihr Weiberleute am liebsten trinkt, in den Kaffee, werft ihr kein Körnlein Salz hinein!" — meinte der Zitzelwirth. — „Zucker ist noch besser, als Salz!" — erwiederte die Wirthin.

„Wir kommen auseinander, immer weiter auseinander!" — fuhr der Zitzelwirth nach einer Pause fort. — „Ihr geht mitsammen, ich bin allein; ihr geht dorthinaus, ich gehe dahinaus. Und doch gehören wir zusammen und sollen mitsammen gehen, und wir sind weit voneinander."

„Vater!" — entgegnete die Wirthin — „sollen wir mitsammen gehen, muß ein's von beiden umlenken. Und ich meine, das wird dich treffen!" — „Umkehren?" — fragte der Zitzelwirth bedächtig — „umkehren soll ich und sagen, daß ich falsch gegangen sei, daß ich den unrechten Weg getroffen habe? Sonst soll das Weib dem Mann folgen, und das Weib soll dem Manne nachgehen und unterthänig sein, bei uns aber nicht. Das ist wider die Natur und gegen das Gesetz."

„Wir Weiber sollen mit Allem zufrieden sein," — entgegnete die Wirthin — „und euch überall nachgehen über Stock und Stein. Und wenn wir es nicht thun, kommt ihr gleich mit dem Gesetz!" — „Mutter!

Wirthin!" — erwiederte der Zitzelwirth — „wir wollen nicht in Feindschaft kommen miteinander, Krieg ist sonst genug auf der Welt, wir wollen nicht auch da gegeneinander in's Feld rücken und fechten und streiten gegeneinander, und aufeinander einhauen, wie der Ruß und der Franzos. Im Haus muß Friede sein; wenn in der ganzen Welt Krieg ist, muß im Haus Friede sein und Eintracht und Einhelligkeit. Wo kein Friede im Haus ist, dort ist die Hölle, die leibhafte Hölle; wo Mann und Weib nicht im Frieden leben, macht das Hauswesen den Krebsgang. Also Friede sei zwischen uns, und was ich will, das willst du, und was du willst, das will ich, und so wollen wir es allzeit halten."

So meinte der Zitzelwirth die Spaltung in seinem Hauswesen überbrückt zu haben, und glaubte, wenn er kurzweg den Frieden diktire, sei er in der That auch hergestellt. Die Wirthin erkannte wohl, daß mit diesem Überkleistern nicht geholfen sei und der Riß sich bald wieder aufthun werde; noch mehr ging die Sache der Gertrud zu Herzen, als sie gewahrte, daß auch heute nichts Entscheidendes für sie herauskommen solle, nachdem sie sicher auf Nachgiebigkeit von ihrem Vater gehofft hatte. Als der Zitzelwirth, nachdem er so mit den Worten: „Was ich will, das willst du, und was du willst, will ich!" durch die Stubenthüre hinausschreiten wollte, stürzte die Gertrud aus ihrem Ofenwinkel hervor, dem Vater zu Füßen mit den Worten: „Laßt Euch erweichen, Vater! erbarmt Euch

meiner!" Somit war ein neuer Feind auf dem Kampfplatze erschienen, — die Tochter weinend und flehend zu den Füßen des Vaters.

„Bist du auch ein Narr, Gedl?" — fuhr sie der Zitzelwirth an. — „Mein Weib ist ein Narr, du bist auch ein Narr und willst einen Narren heirathen und mich wollt ihr auch zum Narren machen. Soll ich ja sagen, ja, hier, da, auf diesem Platze?" — „Es wird Alles gut gehen," — entgegnete Gertrud schüchtern — „wenn Ihr Eure Einwilligung gebt."

„Da geht kein Ende her," — sagte der Zitzelwirth. „Wenn ich meine, daß ich aus dem Walde bin und in freier Weite, steh' ich wieder mitten im Walde. Ihr wollt mich umstellen und umzäunen, ihr wollt mich umgarnen, wie einen Vogel; zwingen wollt ihr mich. Steh' auf, Gedl! und geh' an deinen Platz. Ich bin ein armer Wandersmann, ihr fallt mich an, wie Räuber, wie Räuber aus der Räuberhöhle heraus, und ihr wollt mich ausplündern und mir Alles nehmen mit Sack und Pack." Gertrud stand auf vom Boden; wie ein scharfes Messer traf diese Rede ihr Herz. „Nein, Vater!" — sagte sie — „ausplündern wollen wir Euch nicht, Räuber und Diebe sind wir keine." Weinend kehrte sie, tiefgekränkt, wieder in den Ofenwinkel zurück.

Der Zitzelwirth hatte die Stubenthüre schon geöffnet; unwillkürlich schritt er hinaus, ohne etwas zu sagen, als dreimal: „Ja, ja, ja!" — er hätte nicht ungerne gesagt, daß dieß dreimalige Ja nicht als seine

Zustimmung zu nehmen sei, aber dieß that er nicht, denn er war in seiner Haltung doch unsicher geworden, und eine Ahnung beschlich ihn, daß er noch werde nachgeben müssen.

Durch den lichten Birkenwald war der Hachelsteiner eine kleine Viertelstunde hinaufgeschritten; dann trat er, das schwere Holzgitter öffnend, in sein Feld ein, das sich in langer, breiter Ebene hinzog, in deren Mitte sich ein Hügel erhob, welcher ringsum mit Obstbäumen bepflanzt war; auf der Höhe des Hügels grünte ein kleiner Fichtenwald, in dessen Mitte ein Vogeltennen stand. Hinter dem Hügel, am Fuße desselben, im Schatten der Kirschbäume stand das große Bauernhaus mit seinen weitgedehnten Dachflügeln, von einem doppelten Söller umkreist; drei schneeweiße Scheiben, am Giebel angebracht, verriethen, daß es auch Schützen im Haus gebe. Neben dem Haus stand der ungeheure Stadel mit den Stallungen. Am Bergesabhang, wo ein munterer Bach durch den dunkeln Fichtenwald herabstürzte, stand die Mühle und eine Sägmühle; langsam zog dieser Bach durch die ebenen Wiesen weiter, von Erlenstauden umsäumt, ein Aufenthalt köstlicher Forellen. Am Ende der Feldung, wo er im Begriffe stand, über den letzten Abhang hinabzurieseln in den Fluß, bildete er noch einen kleinen Weiher, in dessen Mitte ein Fels sich erhob über den grünen Wasserspiegel; auf diesem Fels stand eine kleine gemauerte Kapelle, eine Brücke führte über das Wasser. Die Kapelle war der heiligen Kummernuß

geweiht; auf dem Altare stand ein Kreuz, und auf selbem eine Jungfrau ausgespannt, in langem, purpurnem Gewande, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, die heilige Kummernuß. Von diesem Fels führte der große Bauernhof den Namen Hachelstein. Josl traf seine Leute im vollsten Eifer mit der Heuernte beschäftigt. Obwohl ein abgebrachter Feiertag war, mußte des schönen Wetters wegen doch strenge gearbeitet werden.

Drei Wagen wurden zu gleicher Zeit geladen; an jeden war ein Paar ungeheurer Ochsen gespannt, welche dann in langsamem Schritte den geladenen Wagen dem Futterhause zuzogen.

Als Josl zu seinen Leuten hinkam, ergriff er stillschweigend einen am Boden liegenden Rechen und stellte sich zum Mitarbeiten in die Reihe. „Geh', Josl!" — sagte die Felddirne — „es ist Schade um dein schönes Gewand, das du dir ganz zu Grunde richtest."

„Wo ich bin und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu." —

entgegnete Josl — „das ist aber mein Werktagsgewand vom Fuß bis zum Kopf, vom Kopf bis zum Fuß." — „Mein Josl!" — entgegnete die Maid — „du hast heute wohl dein Feiertagsgewand an und bist gar prächtig zusammengestellt!"

„Das weißt du nicht," — sagte Josl — „wer im Brautstand ist,

Ich will es nicht verschweigen,
Was mir im Herzen nagt,
Und wenn die Sonne fortgeht
Und wenn der Morgen tagt."

„Was nagt dir denn im Herzen, Josl?" — fragte die Mittredirne begierig. „Kein Hund und keine Maus und du auch nicht!" — entgegnete Josl barsch.

Jetzt trat der Bauknecht heran, der es nicht leiden mochte, daß man den Josl, seinen Herrn und Gebieter, so zum Besten habe, und suchte ihn von den Arbeitern wegzubringen. Er war ein alter Diener auf dem Hachelstein, er hatte den Josl noch als Knaben auf seinen Knieen gewiegt und vermochte am ehesten etwas über ihn. So führte er ihn auch dießmal ohne Beschwerde weg in's Haus.

Indeß kam der Abend heran; die Arbeit auf dem Felde war geendet, die Leute versammelten sich im Hause, das Vieh und die Ziegen wurden eingetrieben von der Weide. Beim düstern Schimmer einer Lampe wurde endlich, nachdem Alles in Stall und Stadel besorgt war, zu Tische gegangen und darauf der Nachtrosenkranz gebetet. Josl war nicht um die Wege. Der Bauknecht hatte ihn überall herum gesucht, war auch hinausgegangen zur Kapelle im Weiher. Endlich fand er ihn droben unter dem Dache, wie er in der Dunkelheit unter seltsamem Gemurmel am Schleifstein sein Messer schärfte. Der Bauknecht wußte nicht, was dieß zu bedeuten habe. Lange Zeit stand er auf der Stiege und wartete, um zu sehen, was Josl ferner

mache. Endlich steckte Josl das Messer in die Scheide, schob es in den Sack und schickte sich an, zu gehen. Der Bauknecht schlich voraus herunter. Josl trat in seine Kammer; der Bauknecht schlich sich an die Thüre heran und horchte; er hörte ihn drinnen mit schnellen Schritten auf- und abgehen und vor sich hinmurmeln; er hörte die Fenster und den Kasten auf- und zumachen; endlich ward es still, und er glaubte, Josl sei schlafen gegangen. Nun ging auch der Bauknecht in seine Kammer.

Dem Hachelstein gegenüber, auf der andern Seite des Thales, wo die Straße hinläuft, erhebt sich knapp an der Straße ein bewaldeter Hügel. Von der Straße, anfangs steil aufsteigend, führt ein rauher Weg hinter diesen Hügel durch ein Thal, dessen eine Seitenfläche dieser Hügel, die andere aber eine dahinter aufsteigende schroffe und schauerliche Felswand bildet. Dieses Thal ist das Täufenthal. Es ist nicht lang und von ganz ungleichem Charakter. Von der Straße aufsteigend ist die erste Hälfte desselben wild und schauerlich. Ungeheure Felstrümmer liegen überall herum am Boden zerstreut; von einem düstern Fichtenwalde und einer wunderlich gezackten Felswand überragt, zieht es sich hin; die zweite Hälfte dagegen ist mit raschem Übergange licht und freundlich. Aus dem düstern Fichtendunkel tritt man in den heitersten Birkenwald hinaus; der sauberste Rasenboden ohne Stock und Stein lacht Einen ringsum an; der Hügel senkt sich herab und die niedere Höhe ist ringshin mit Kirschbäumen be-

kränzt. An die Stelle der Felswand tritt ein sanft aufsteigender begraster Abhang, häufig mit Haselstauden bewachsen, und höher lachen die Berghöfe mit ihren grünen Fluren herab in's Thal. Aus dem lichten Birkenwald tritt man heraus in ein stilles, trauliches Wiesenthal, von Roggen- und Weizenäckern umsäumt, und eine ganz neue, liebliche Gegend thut sich vor den Augen auf. Das Täufenthal, in seiner ersten Hälfte, ist übel berüchtigt im Munde des Volkes, und zur Nachtzeit schlägt nicht leicht Jemand diesen Weg ein, obwohl er für die Bewohner des Thales, das sich von N. in die Berge hineinzieht, viel kürzer ist. Seltsame Stimmen wollen die Leute nächtlicher Weile im Täufenthale hören und gehört haben. Auf dem bewaldeten Hügel liegen große Schutthaufen von verfallenem Gemäuer umher; ein Schloß soll auf dem Hügel gestanden haben. Als einst ein Hirtenknabe auf diesem Hügel sich Holzschuhe aus Espenholz schnitzte und mit dem halbfertigen Holzschuh neben sich auf den Boden schlug, gab es einen Klang, und man suchte nach und grub eine Glocke heraus, welche noch in N. auf dem Thurme hängt; vielleicht stand auch eine Kirche oder ein Kloster auf dem Hügel. Nach der Meinung des Volkes ist ein Schatz auf dem Hügel vergraben, und nicht Einmal sind mit Wünschelruthen und auf andere Weise Versuche gemacht worden, sich desselben zu bemeistern. An die Felswand gelehnt stand an der schauerlichsten Stelle eine halbzerfallene Hütte; hier wohnte die Täufenthaler Gertrud, gemein-

hin Gedl genannt. Diese Person stand in sehr üblem Geruche beim Volke ringsum und galt für nichts Geringeres, als für eine Hexe. Sie war ein hochgewachsenes, altes Weib, von massivem Knochenbau für eine Weibsperson; sie bestand nur aus Haut und Bein, so hager war sie. Das Gesicht mit seinen vorstehenden Backenknochen und gewaltigen Unterkiefern, die ausgedorrte, runzlige Haut darüber hatte einen sehr böswilligen, unheimlichen Ausdruck, welchen das verworrene, zerzauste Haupthaar erhöhte. Gedl war und ging fast immer allein; sie hatte mit Niemanden eine Gemeinschaft, was ihr ganzes Wesen noch unheimlicher machte. Es galt für ausgemacht, wenn Gedl in ein Haus trat, daß dem Hause ein Unglück bevorstehe, und man kann sich denken, wie die Leute erschracken, wenn sie in ein Haus kam.

Es mochte etwa gegen zehn Uhr Nachts gehen, als der Hachelsteiner aus seiner Kammer leise fortschlich und sich dem Täufenthale zu auf den Weg machte. Er schlug nicht den gewöhnlichen Weg durch's Feld hinaus ein, sondern bog vom Hause links um den Hügel herum, daß er schnell das Haus aus dem Auge verlor, und eilte auf einem schmalen Fußsteig durch den Föhrenwald hinab in's Thal und hinauf zur Brücke über den Fluß. Niemand war mehr auf dem Wege. Beim Zitzelwirth war an einem Fenster noch Licht, vielleicht wachte die Gertrud in jener Kammer. Wenn sie gewußt hätte, daß eben der Hachelsteiner, mit dem blanken Messer in der Hand,

drunten vorbeigehe, dem Täufenthale zu, sie wäre wohl hinabgesprungen und hätte ihn so lange gebeten, bis er umgekehrt wäre. Bei der Krone standen Leute vor der Thüre mit einer Laterne, es war eben das Felleisen gekommen. Josl kam ungekannt vorbei. Nachdem er eine Zeitlang auf der Straße fortgegangen war, kam er zur Stelle, wo sich der Weg in's Täufenthal abzweigte, und da stieg er hinauf durch den dunkeln Fichtenwald. Aus dem kleinen Fenster in Gedl's Hütte schimmerte noch Licht. Leise auftretend und murmelnd schlich sich der Hachelsteiner herzu an's beleuchtete Stubenfenster und sah hinein, das blanke Messer krampfhaft in der Hand haltend. Gedl saß drinnen am Spinnrade beim düstern Lichte ihres Schmalzlämpchens. Sie war eingeschlafen und saß kopfnickend auf der Ofenbank. Hastig stürzte Josl der Hausthüre zu und wollte hinein. „Josl, Josl! was willst du, was thust du?" — redete ihn da eine bekannte Stimme an, während er sich an der Juppe zurückgehalten fühlte. Es war der Bauknecht. Josl's Betragen war ihm den ganzen Abend sonderbar vorgekommen; er hörte Josl aus seiner Kammer fortgehen und war ihm nachgeschlichen, um ihn da, im rechten Augenblicke, als sein leibhafter Schutzgeist zurückzuhalten von einer grauenvollen That. Das hatte aber allerdings seine große Mühe, und wäre es nicht der alte, treue Bauknecht gewesen, Josl's zweiter Vater, der immer noch am ehesten etwas über ihn vermochte, einem Andern wär' es wohl nicht gelungen und viel-

leicht übel gegangen. Josl wollte sich nicht zurückbringen lassen. „Höre mich, Josl! laß dir sagen, folge mir, nur ein Wort, nur ein Wort laß dir sagen!“ — so flüsterte ihm der Bauknecht zu und entsetzte sich bei dem Gedanken, daß sie vielleicht von der Gedl bemerkt werden und ihrem Fluch verfallen könnten. Endlich brachte er den Josl mit Mühe zurück von der Hütte, und sie gingen etwas in den finstern Wald hinein und setzten sich dort auf einen Felsblock. „Jetzt sag' mir, Josl! was willst du denn eigentlich da machen, was soll denn das blanke Messer in deiner Hand?“ — begann der Bauknecht. „Ja,“ — entgegnete Josl — „die Täufenthalerin, die Gedl, die muß fort, diese ist uns im Wege.“

„Die willst du ermorden?“ — fragte der Bauknecht — „wirklich ermorden?“ — „Sonst bekomm' ich die Gedl nicht, diese muß fort, sie hat Alles gemacht!“ — entgegnete Josl. „Josl, glaube mir,“ — sagte der Bauknecht zutraulich — „das hilft dir nichts; eine Hexe zu ermorden, schau, Josl! bist du nicht im Stande, ist gerade, als ob du dein Messer gegen diesen Felsblock stoßen würdest. Da geht kein Messer ein. Sie nimmt dir das Messer und ermordet dich!“ — „Das will ich sehen,“ — erwiederte Josl aufgebracht — „ob ich sie nicht umbringe? Das Messer ist frisch und blank geschliffen, das geht schon ein, und wenn sie todt ist, dann geht Alles noch, dann geht Alles gut!“

Der Bauknecht zitterte an Händen und Füßen, als er sah, was ohne seine Dazwischenkunft geschehen

wäre. Zudem wußte er nicht, ob er dem Josl die Sache auch auszureden im Stande sei. Er that, was er vermochte. „Nein, Josl! die Täufenthalerin ermordest du nicht. Wenn diese etwas gegen dich hat, so hilft es dir auch nicht, wenn du sie ermordest; damit ist der Bann, den sie dir aufgeladen hat, noch nicht gelöst. Folg' mir, Josl! und gehen wir jetzt nach Haus. Ich will dir ein Mittel sagen, ein sicheres Mittel, daß dir die Gedl nichts mehr anhaben kann." So sprechend suchte der Bauknecht den Hachelsteiner vom Platze wegzuzerren. Er war so glücklich, daß Josl ihm folgte und ihm unwillkührlich nachging. „Jetzt hör' einmal, Josl!" — sprach ihm der Bauknecht weiters langsam und vertraulich zu, herzlich froh, daß er ihn fortbrachte — „wenn dir die Täufenthalerin entgegen ist, so weiß ich dir ein Mittel, ein sicheres Mittel, daß die Hexe keine Gewalt mehr hat und gar nichts mehr über euch vermag. Merk' wohl auf und merk' dir's gut; du mußt mit einer fröhlichen Musik, hörst du, mit einer fröhlichen Musik hinaufrücken in's Täufenthal und, merk' wohl, mit dem Stubenbesen der Gedl, beim Klange der Musik, dreimal in ihrer Stube herumtanzen. Wenn du dieß thust, dann vermag die Gedl nichts mehr über dich und ihr ganzer Hexenfluch hat Feierabend. Hast du verstanden, Josl?"

„Das hab' ich verstanden, Lex!" — entgegnete Josl — „ist es gewiß, hilft dieß auch gewiß?" „Hab' keinen Zweifel!" — erwiederte Lex, der Bauknecht —

„sonst thät' ich dir's nicht rathen. Es bleibt dabei, hörst du? morgen Abends — ich werd' einige Musikanten schon zusammenbringen — steigen wir mit Sang und Klang hinauf in's Täufenthal, und du machst es, wie ich gesagt habe, und dann ist's mit der Gedl aus. Die Fiedel ist da ganz was anders, als das blanke Messer."

„Wenn — wenn, wenn ich die Feder aufsteck' — steck', — wenn ich die Feder aufsteck' und lustig den Schlagring herreck', juchhe, ist mir dann Einer gewachsen mehr?" begann jetzt Josl, daß es laut von der Felswand zurückprallte, zu singen und zu jodeln. Sie waren schon ziemlich weit von der Hütte weg und bereits im Begriffe, zur Straße herniederzusteigen; so ließ es der Bauknecht geschehen und Josl sang und jodelte fort. Lex brachte ihn glücklich auf den Hachelstein zurück, und bewirkte sogar, daß er ihm das Messer übergab, denn er traute ihm nicht. Der Bauknecht konnte die ganze Nacht nicht mehr schlafen und lauschte ängstlich, ob Josl wohl nicht mehr aus der Kammer komme. So sehr hatte ihn die Geschichte erschreckt.

Am andern Tag ging der Bauknecht zum Zitzelwirth hin und erzählte der Wirthin und dem Wirthe treuherzig in der hintern Stube, was die Nacht geschehen sei, und wie nahe Josl daran gewesen, das Schreckliche zu thun. Die Wirthin zitterte am ganzen Leibe bei der Erzählung und schlug in Einem fort die Hände zusammen. Der Wirth fragte wohl zehnmal:

„Wirklich, wirklich, hat er's gethan? Wie sagst du: Mit dem blanken Messer, mit dem ganz blanken, schneidigen Messer? Das ist schrecklich, das ist entsetzlich! Schon bei der Hausthüre ist er gestanden, noch einen Schritt, noch drei Schritte, dann wär's geschehen gewesen! Siehst du, Lex!" — meinte der Wirth — „das hat der heilige Schutzengel gethan. Sonst hättest du ihn nicht aus der Kammer gehen hören, das war ein Glück, das größte Glück. Der heilige Schutzengel hat da gezeigt, daß er zur rechten Zeit auch um die Wege ist. Was willst du aber jetzt thun mit dem Josl? willst du hinaufgehen damit zur Gedl?" — „Wird mir nichts Anderes übrig bleiben;" — meinte der Bauknecht — „er hat's einmal fest auf die Täufenthalerin, und vielleicht so kommt er am ehesten auf andern Sinn."

„Ja, ja;" — entgegnete der Zitzelwirth — „was aber weiters? Willst einen Narren kuriren und Wasser in ein Sieb schütten, das ist Beides gleich." „Ich kann kein Auge mehr zuthun;" — jammerte die Wirthin — „mit meinem Schlaf ist's vorbei, die Geschichte läßt mir nimmer Ruhe!" — „Das muß anders werden. So müßt ihr den Josl einsperren oder schnell fortliefern, so kann es nicht länger bleiben, wer weiß, was er noch anstellt!" — „So bleibt er ein Narr sein Lebtag," — sagte der Bauknecht — „und wird nimmer gescheidt; sein schönes Gut kommt in fremde Hände; wenn der Josl fort muß, ist's Jammer und Elend. Meint ihr denn, es wird nimmer Tag bei

ihm, gibt's gar kein Mittel, ihn zu heilen?" — „Das weiß ich nicht," — erwiederte der Wirth — „das weiß ich sauber nicht."

„Ich bin ein einfältiger Mensch," — sprach der Bauknecht weiter — „aber mir geht der Josl zu Herzen. Dien' jetzt schon vierundzwanzig Jahre auf dem Hachelstein, weiß den Josl noch in der Fatsche, wahrlich in den Windeln, ich hab' ihn oft gewiegt und auf den Armen getragen. Ja, was ich sag', ist wahr, ich hab' seinen Göthen zur Taufe hergeführt, im Schlitten, es ist im Winter gewesen. Der Josl hat mich immer gerne gehabt, und jetzt soll es so gehen und soll ich ihn von Haus und Hof weg als Narren in's Irrenhaus führen. Das kann man Unglück heißen, das sind Kreuz!"

„Ja, rathe, rathe!" — entgegnete der Zitzelwirth — „da ist guter Rath theuer, ja mehr werth als Gold und Silber." — „Ihr seid gescheidt und verständig genug," — meinte der Bauknecht wieder — „und ich bin ein einfältiger Knecht, aber ich will sagen, wie ich's meine: Ich geh' mit dem Josl hinauf in's Täufenthal, wenn er's noch will und daran denkt; probirt dann, sagt Ja, gebt euer Jawort, sehet, was er macht, ob er nicht wieder gescheidt wird. Wir machen die Anstalten zur Hochzeit und Alles, wie's gehört, so können wir sehen, ob der Josl nicht wieder zu sich kommt."

Dieser Vorschlag ging auch der Wirthin ein und sie stimmte mit ganzer Seele bei; der Zitzelwirth hatte

wohl noch manches Wenn und Aber; heimlich meinte er wohl, wenn er sein Jawort abgebe, werde der Josl doch nicht gescheidt werden und so die Hochzeit von selbst unterbleiben, und nach vielem Mäckeln und Drängen versprach er endlich, zur Werbung des Hachelsteiners sein Jawort zu geben zur Probe, wie er sich darauf anlasse.

Mit diesem Bescheid ging der Bauknecht seelenvergnügt vom Zitzelwirth fort und sah sich im Dorfe um einige Musikanten um, die den Zug in's Täufenthal mitmachen sollten; er brachte leicht deren vier, zwei Zitherspieler, einen Sackpfeifenbläser und einen Trompeter zusammen; diese bestellte er auf den Abend zum Kronwirth, als den gemeinschaftlichen Versammlungsort. Nun ging er nach Haus, nach seinem Josl zu sehen.

Jenseits der Brücke zieht sich eine Erlenaue längs des Flusses hinab. Eine Strecke unter der Brücke sah der Bauknecht den Josl stehen, auf's Eifrigste beschäftigt, mit vollen Händen Gras und Blumen, die er ringsherum am Boden und auf der nahen Wiese pflückte, in den Fluß zu werfen. Der Bauknecht ging zu ihm hin und fragte, was er wohl da mache? „Diese gelten alle nichts mehr;" — entgegnete Josl — „es müssen lauter andere kommen!" und er holte sich einen neuen Büschel Blumen und warf sie in den Fluß. „Es muß Alles anders werden, Lex!" — sagte Josl wieder — „da und droben muß Alles neu werden!"

„Geh', Josl! jetzt gehen wir nach Haus, es ist Zeit zum Mittagessen!" — sprach Lex. „Diese müssen alle noch fort;" — sagte Josl, auf die Wiese hindeutend — „bis in acht Tagen müssen lauter andere dastehen, weißt du, Lex!" — und er warf einen Büschel Gras und Blumen um den andern in den blauen Wasserspiegel. Dabei sang er:

„Vergiß mein nicht, Vergiß mein nicht
Ist gar ein liebes Kind,
Es hat zwei Augen himmelblau,
Himmelblau,
Die Augen, die sind blind."

„Das geht schon gut," — dachte sich der Bauknecht — „wenn er die ganze Wiese herrupfen will. Willst du nicht zu Haus droben auch etwas herrichten lassen, neue Böden, neue Thüren, neue Fenster, Kästen?"

„Alles muß neu werden!" — sagte Josl — „das ist ein Wort, Lex! Alles muß neu werden!" „Nun, so komm'," — entgegnete Lex — „wir wollen machen, wir haben dann die höchste Zeit!" — „'s ist ein Wort!" — sagte Josl und ging mit dem Bauknecht nach Haus.

Für den Hachelstein war es allerdings ein Glück, wenn für ihn ein Tag der Erneuerung kam und ein Ostermorgen tagte; seit vielen, vielen Jahren war da Alles im Alten geblieben. Darum glaubte auch der Bauknecht, daß es nicht schade, wenn Josl auf dem Gedanken bleibe, Alles neu zu machen, und daß es

besser sei, wenn er den alten, wurmstichigen, halb verfaulten Stubenboden herausreiße, statt der harmlosen Blumen im Wirthsanger drunten, und wenn die alten, schlotternden Stubenfenster in der Stube, durch welche seit dreißig Jahren kein Sonnenstrahl durchgedrungen, hellern und besser schließenden Fenstern Platz machen würden. Auch war der Bauknecht froh, daß Josl sich mit solchen Dingen eifrig beschäftige und bessern Muthes sei, daß Alles gut gehe, weil er hoffte, daß es auf diese Weise lichter werden dürfte in seiner Seele. So ging es denn auch am selben Tag noch über den alten Stubenboden her und die Tage seines Reiches waren gezählt. Josl arbeitete, daß ihm der Schweiß herabrann. Neue Dielen wurden hervorgesucht und auf den nächsten Tag schon der Tischler bestellt, um sie zu bearbeiten.

Den Bauknecht wunderte es, ob Josl in dieser Beschäftigung noch an die Täufenthalerin denken werde? Richtig, als es Abend war, suchte Josl den Bauknecht auf: „Wo sind sie?" — fragte er — „der Dores mit der Sackpfeife und die Andern? Jetzt haben wir Zeit, wenn wir noch zurecht kommen wollen, heut' muß es sein!" — „Sie erwarten uns beim Kronwirth drunten, gehen wir nur gleich nach dem Essen!" — entgegnete Lex.

Nach dem Nachtessen machten sich die Beiden unbemerkt vom Hachelstein fort. Es war bereits Nacht. Im Dorfe begegnete ihnen des Zitzelwirthes Gedl auf dem Wege zur Kirche, zur Todtenkapelle. Sie fürchtete

sehr, daß die Täufenthalerin dem Josl, wenn er in ihre Stube komme, ihren Fluch anhängen möchte, und wollte die armen Seelen inständigst bitten, da entgegen zu wirken. „Jetzt will ich ihr die Possen vertreiben," — sagte Josl zur Gedl — „daß sie Feierabend hat mit uns, juchhe! heut' gibt's noch Spielleut'!" Gedl konnte kein Wort erwiedern und sah den Beiden angstvoll nach.

Beim Kronenwirth waren die bestellten Musikanten schon lange beisammen und tranken ein's auf den Hachelsteiner; eine solche Gelegenheit bot sich nicht alle Tage. Das war ein Wunder bei der Kellnerin und dem übrigen Wirthsgesinde, was wohl die Musikanten heute für einen Gang vor sich hätten. Auch einige andere junge Bursche waren bei ihnen, um den Zug im Spaß mitzumachen. Auf die Fragen der Kellnerin und der Übrigen ward allerlei zur Antwort gegeben, woraus sie aber keineswegs klug wurden: der Täufenthalerin ihr Besen halte heute Hochzeit, — heute sei ein Besenball und dergleichen.

„Alte Weiber und Besen," —

sang Einer —

„Wie reimt sich das zusamm'?
Alte Weiber muß man schinden,
Die Besen muß man binden,
So reimt sich das zusamm'."

Besen, Hexen, alte Weiber ging da untereinander, daß Niemand klug werden mochte. Währenddem kamen der Bauknecht und Josl und wurden mit schallendem

Vivat empfangen. Josl war ganz kreuzlustig. Es ward ausgemacht, daß sie nach bestandenem Abenteuer nochmals beim Kronenwirth sich laben wollten, und der Kellnerin diktirt, daß sie wach bleiben sollte, und so machte sich der ganze Schwarm fort und dem Täufenthale zu. Da ward gejodelt und gejauchzt und gesungen und gepfiffen, als ob die wilde Jagd komme. Das Echo im Täufenthale hatte es wohl nie strenger, als am selbigen Abend, und mochte wohl sein Lebtag noch keine solchen Sprachen gesprochen und Lieder mitgesungen haben:

„Horax dax, Horax dax,
Ich und der Stax,
Sind wir nicht wax?
Geht doch nichts über ein Gläschen Wein,
Über ein Gläschen Brannteweín!"

So kam der Zug singend und jodelnd vor Gedl's Häuschen. Da spielte der Sackpfeifer einen Lustigen auf, der Trompeter mit schmetterndem Ton begleitete ihn. Nun wurde die Hausthüre aufgemacht, und der ganze Schwarm drang in das enge, düster erleuchtete Stübchen. Das war der Gedl allerdings ein unerwarteter Besuch. „Was gibt's da, was gibt's?" — kreischte sie hinter ihrem Spinnrade — „was wollt ihr bei mir? Macht euch gleich fort, ihr betrunkenen Schweine!" — „Still, Gedl!" — sagte der Bauknecht — „macht keinen Lärm, wir bringen Euch heute lustige Gesellschaft!" Währenddem hatten sich die Musikanten zum Tisch postirt und begannen ihr Spiel.

„Ich soll Tanzmusik leiden in meinem Haus, in meiner Stube?“ — fuhr die Gedl mit neuer Heftigkeit darein, und wollte ihren Stubenbesen im Kehrwinkel zur Hand nehmen, um den ungebetenen Gästen die Thüre zu weisen. Den Stubenbesen hatte aber bereits der Josl zu Handen genommen, und dieser mochte nun denselben gegen die Angriffe der Gedl vertheidigen, wobei ihm wohl auch der Bauknecht als treuer Alliirter zur Seite stand, so daß die Stürme der Täufenthaler Hexe, um das treue Werkzeug ihres Handwerkes, den Besen, aus profanen Händen zurückzuerobern, ein- über das anderemal glücklich abgeschlagen wurden. Während dieses Kampfes um ein anderes Sebastopol spielten die Musikanten unsinnig drauf und machten mit Trompete und Sackpfeife einen wahren Höllenlärm, während sie mit den Füßen stampften, und die andern mitgenommenen Bursche schnalzten und jodelten und hüpften, daß die Fenster klirrten und man nicht wußte, wann das ganze, lose Häuschen ihnen über dem Kopf zusammenbreche. Endlich mochte die Gedl unverrichteter Sachen abziehen, der Besen blieb in der Hand des siegreichen Hachelsteiners; schreiend und fluchend stürzte sie zur Thüre hinaus, wahrscheinlich, um eine andere Waffe, die Ofenschaufel oder etwas dergleichen zu holen. Die Bursche aber waren gescheidt genug, sogleich ihren Vortheil zu ersehen und diese Blöße ihres Feindes augenblicklich zu benützen. Im Nu warfen sich drei auf die Thüre und stemmten sich mit ihren breiten Rücken dagegen;

die Gedl war hinausgesperrt und mochte nun draußen poltern und schreien, wie sie wollte, es half Alles nichts. Drinnen aber in der Stube, in Muße und Gemächlichkeit, konnte der Hachelsteiner zum schmetternden Trompetenklang und gellenden Ton der Sackpfeife seine drei Tänze mit ihrem Besen halten und so den Bann der mächtigen Zauberin lösen. Wäre der Stubenboden ein wenig glimpflicher gewesen, so würde wohl auch den Andern die Lust zu einem Hopser gekommen sein, so aber war die Sache zu gefährlich. Nachdem Josl seine Herkulesarbeit geendet hatte, dachte das Volk, sich aus dem Staub zu machen, denn die Gedl schimpfte und polterte vor der Thüre einmal zu arg. Josl ließ den Besen nicht mehr aus der Hand, sondern gedachte selben zu größerer Sicherheit mitzunehmen und hinüberzubringen auf den Hachelstein, wogegen der Bauknecht auch nichts hatte. So ward denn die Belagerung der Stubenthüre aufgehoben und mit klingendem Spiele zog die Besatzung aus; der Erste, der heraustrat, bekam allerdings von Gedl's Ofenschaufel ein's hinter die Ohren, aber damit war es auch gethan, eine starke Faust packte die Ofenschaufel und zog selbe und die ganze, kreischende Gedl hinter sich nach, bis endlich die Gedl für gut fand, ihre Ofenschaufel fahren zu lassen, und diese, von einem kräftigen Arm geschwungen, weithinein flog in's Waldesdickicht. Besen und Ofenschaufel waren am selben Abend für die Gedl verloren, allerdings ein Verlust für sie, nicht minder schmerzlich, als wenn die Eng-

länder den Russen Kronstadt abgenommen hätten, und man kann sich ihren Verdruß und Ingrimm nach Abzug des Feindes leicht vorstellen. Die siegreiche Schaar aber zog singend und jodelnd hinab zum Kronenwirth, den Josl mit seiner geheimnißvollen Beute in ihrer Mitte, und da feierten sie bei Lied und Gläserklang ihr fröhliches Siegesmahl. Was der Besen in des Hachelsteiners Hand bedeute, war den Übrigen in der Stube ein Räthsel, bis die Kellnerin von Einem herausbrachte, daß sie selben vom Täufenthal herabgeholt hätten. Die Leute wunderten sich nicht wenig über das kühne Wagstück, und meinten, die Geschichte hätte sehr böse ablaufen können. Josl aber brachte seine Trophäe glücklich nach Haus auf den Hachelstein, und war nun sicher, daß er seine Braut ebenso gewiß heimführen werde, als die Täufenthalerin nicht mehr ihren Besen.

Am andern Tage stattete der Bauknecht über die gestrige Geschichte der Zitzelwirthin Bericht ab und meldete zugleich Josl's frohe Gemüthsstimmung; er meinte, wenn man ihm nur nichts mehr in den Weg lege, dürfte es sich noch richten mit ihm. Wenn aber der Zitzelwirth nochmals Anstand erheben würde, könnt' es leicht schlechter werden, als früher. Die Wirthin versprach Alles aufzubieten, daß kein Hinderniß mehr vorkomme; Gedl jubelte in ihrem Herzen.

Nachmittags kam auch der Hachelsteiner zum Zitzelwirth; er erklärte, nochmals seine Werbung anbringen zu müssen, da jetzt der böse Einfluß der Täufenthalerin

aufgehoben sei. In seinem besten Feiertagsstaate, mit einem prächtigen Busch auf dem Hute, auf das Zierlichste herausgeputzt, kam er zum Zitzelwirth. Die Wirthin und Gertrud merkten leicht, um was es sich handle. Jetzt galt es, daß der Vater sein Jawort abgebe, sonst könnte dem Josl wieder weiß Gott was? in den Kopf kommen. Der Zitzelwirth saß in seinem schmerzstillenden Ofenwinkel, in der gewöhnlichen, behaglichen Stellung, mit einem Zeitungsblatte vom Jahre 1797 beschäftigt; es erzählte ihm die Übergabe Mantuas an die Franzosen, und wie nur Wurmser mit fünfhundert Mann und sechs Geschützen freien Abzug erhielt, alles Übrige kriegsgefangen gemacht wurde. Der Zitzelwirth kratzte sich bitter hinter den Ohren und klagte dem Sattlermeister, der eben eine Halbe Bier trank, daß nun auch Mantua, die starke Festung, die sehr starke Festung, gefallen sei.

Da trat der Hachelsteiner ein und ging auf den Wirth zu. „Jetzt, Gott zum Gruß!“ — sprach er — „wißt Ihr, die Täufenthalerin kann jetzt so wenig mehr, als wie eine Katze im Sacke. Wir sind jetzt Handels ein's und Ihr gebt mir die Gedl.“

Die Wirthin stand lauschend bei der Thüre und hielt ihrem Mann die aufgehobenen Hände vor, ihn bittend, daß er keine abschlägige Antwort gebe. Ängstlich harrend stand Gertrud neben der Mutter.

Der Zitzelwirth saß wie auf Dornen und rückte beständig hin und her; Nein zu sagen, wagte er nicht, das Ja wollte nicht heraus. „Ja, meinst du, Josl!“

— entgegnete er — „Handels ein's, — fatale Sache. Der General Wurmser in Mantua hat kapitulirt, hat müssen, — nicht, Sie? — hat müssen. Kapituliren ist hart. Muß ich auch kapituliren? Da belagern sie mich, belagern mich — das ist hart!“

„Ist das Gemslein nicht flüchtig,
Der Vogel nicht schnell,
Und mein Herz ist wie Brunnen,
So lauter und hell!“ —

sang da Josl und setzte sich zum Wirth. „Topp, jetzt die Hand darauf, der Handel ist fertig!“ — sprach er, seine Rechte hinhaltend.

„Wenn man belagert wird, bekommt man am Ende Abzug;“ — entgegnete der Zitzelwirth — „Abzug, ich verlange Abzug, freien, ehrenvollen Abzug. Nicht, Sie?“ — wandte er sich zum Sattlermeister — „Abzug muß mir werden!“ — „Also Ding und;“ — entgegnete dieser — „zuerst sagt Ihr Ja und übergebt, dann zieht Ihr ab, frei und ehrenvoll.“

„Zuerst will ich Abzug und meine Freiheit, dann will ich kapituliren!“ — meinte aber der Zitzelwirth. — „Also Ding und,“ — entgegnete der Sattler — „so ist es nicht der Brauch auf der Welt; zuerst kapituliren, dann Abzug mit klingendem Spiel.“

Währenddem kamen noch andere von den gewöhnlichen Zitzelwirthgästen, der Kronwirth, der Müllermeister, der Krämer; sie erfuhren gleich, worum es sich handle, und diese verstärkten das Belagerungs-

corps und schloßen den Zitzelwirth mit immer strengerer Blokade ein; Alles drang auf Kapitulation.

„Ist gar Keiner auf meiner Seite?" — jammerte der Zitzelwirth — „von Allen Keiner? Ist Alles wider mich? Mutter und Tochter, Vetter und Nachbar! Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, das ist wahr, das ist wahr!" „Ich bin gesund und stark, hab' Haus und Hof,

Und im Unterland drunt
Ist ein Haus und ein Hund;

also gebt mir die Gedl und sagt: Ja, ja, ja!" — entgegnete der Hachelsteiner.

„Weißt du, Josl!" — sagte endlich der Zitzelwirth — „wenn du gescheidt bist, mit klarem Verstand, klar, klar, wie Wasser klar, — was sag' ich? — wie die Sonne hell — dann: Ja, ja, ja!" „Hand drauf!" — entgegnete Josl. Und der Zitzelwirth gab ihm die Hand, und jauchzend und jodelnd stürzte der Hachelsteiner fort, im schnellsten Lauf zur Thüre hinaus, — ein Juchhe um das andere durchtönte die Luft. So war die Belagerung aufgehoben und der Zitzelwirth zog unter dem Jubel der Gegenwärtigen: „Das ist schön! das ist gut! Gott Lob und Dank!" ab. „Mantua kapitulirt!" — brummte der Zitzelwirth darunter — „General Wurmser mit sechs Mann, wirklich nur sechs Mann und fünfhundert Kanonen? sechs Mann und fünfhundert Kanonen, das ist arg! Kapituliren ist arg, vor dem Abzug kapituliren ist arg, ist hart!"

Er war ganz mißmuthig, begab sich in's Hinterstübchen, brummte noch lange: „Kapituliren ist arg, vor dem Abzug, ja, ja, ist hart!" — Heute war von einem Verlaggen keine Rede.

Die Wirthin und Gertrud machten nun ihrerseits auch Anstalten zur Hochzeit. Die Näherin kam in's Haus, und es ging über die Tuchkugeln her und eine große Niederlage ward unter denselben angerichtet. Der Tischler kam und es ging über die Lädenstöße her, und viel lichter und geräumiger ward es in des Zitzelwirths Bretterschoppen. Daß dieß Alles an der Kapitulation Mantua's hange, hatte der Zitzelwirth doch nicht vorhergesehen, sonst hätte er wahrscheinlich noch länger Widerstand geleistet.

Zimmermann, Tischler und Anstreicher fanden auch auf dem Hachelstein durch viele Wochen Beschäftigung; was dem Josl heute noch gut genug war, war es morgen nicht mehr. In seinem Kopfe war es aber noch keineswegs richtig. Eine Magd hatte erfahren, woher der Besen in Josl's Kammer sei, und denselben aus Furcht und Grauen heimlich verbrannt. Josl meinte, die Täufenthalerin hab' ihn fortgezaubert und habe jetzt wieder Gewalt über ihn. Er war ungemein schwermüthig und düster. Stundenlang saß er an einsamen Orten vor sich hinbrütend herum, in der Kapelle im Weiher, in einem dunkeln Fichtenwald, am tosenden Wassersturz der Mühle draußen, oder kniete beim Stöckl in der Todtenkapelle. Der Bauknecht ermunterte ihn, so gut er konnte, und wies ihm die

neuen Arbeiten auf dem Hachelstein; die Wirthin und Gedl sprachen ihm gleichfalls zu, daß Alles gut gehe, er solle sich Alles aus dem Sinne schlagen, wiesen hin auf Tischler und Näherin und mahnten ihn, gleichfalls unermüdet zu machen und zu schaffen auf dem Hachelstein. Aber Josl blieb schwermüthig und düster; kein Lied tönte mehr von seinen Lippen. Er nahm wohl zeitenweise Antheil an der Bauerei und den Reparaturen, aber immer griff er weiter zurück, und war etwas neu gemacht, so hat es wieder weggeschafft oder zerrissen werden müssen, um eine weitergreifende Reparatur vorzunehmen. Er hätte am liebsten das ganze Haus neu gebaut, und wäre dieß geschehen, hätt' es auf einem andern Platz stehen sollen, und wäre das gewesen, wär' er am liebsten ganz vom Hachelstein fortgezogen. Natürlich arbeiteten die Handwerker nach ihrem Gutdünken fort.

Endlich war der Hachelstein fertig und auch Gedls Ausstattung; Josl aber war noch nicht gescheidt, und das war doch des Zitzelwirths Bedingung. Was sollte man mit den Sachen jetzt anfangen? Die Wirthin und der Bauknecht verabredeten sich, die ganze Ausstattung in feierlicher Weise auf den Hachelstein zu bringen, um dem Josl sonnenklar zu beweisen, daß Alles richtig sei. Der Abend ward dazu bestimmt. Zur festgesetzten Stunde wurden die Sachen auf vier Wägen geladen, vor jeden zwei Ochsen gespannt; die Knechte des Zitzelwirthes begleiteten den Zug; Musikanten spielten vorausziehend auf; ein kleines Weinfaß

auf dem ersten Wagen spendete köstlichen Trunk. Jauchzend und jodelnd ging der Zug fort in der Abenddämmerung, dem Hachelstein zu. Die große neue Thüre dort war mit einem Taxusbogen geziert; Böller knallten, als der Zug die Wiese hereinkam. Alles auf dem Hachelstein jubelte ihm entgegen.

Josl saß auf dem großen Dengelstein neben der Hausthüre, düster dem Treiben zusehend. Die Wägen kamen angefahren; die Musikanten spielten auf, daß es klingelte. Der bekannte Hochzeitbitter trat vor und hielt seine Anrede an Josl:

„Von deiner Braute bringen wir
Gar Mancherlei zu Schmuck und Zier,
Das Wasserschaff, der Butterkübel
Sind neu gemacht und gar nicht übel,
Die Kellen und der Küchelspieß
Von Eisen sind, das ist gewiß;
Von weißem Blech, wie nie zuvor,
Ist, denkt einmal, das Straubenrohr.
Die Kästen sind von Zirmenholz
Und grün und gelb bemalt gar stolz,
Und vollgepackt ist Alles d'rin,
Von Leinenzeug und weißem Zinn,
Auch eine Wiege ist dabei,
Gar zierlich und ganz funkelneu."

Lauter Vivatruf erschallte, die Gläser klirrten, die Böller knallten. Die Sachen wurden abgepackt und in's Haus getragen.

„Was ist?" — fragte Josl öfters den Bauknecht — „was ist, Lex?" Dieser erklärte es ihm.

„Ist's, ist's wirklich?" — fragte Josl wieder, und betrachtete die Sachen und betastete Eines nach dem Andern. Auf dem mit bunten Farben und prächtigen Blumenstöcken bemalten aufstehenden Kasten standen die Namen geschrieben: „Joseph Stark und Gertrude Siebscharf"; ebenso auf dem Kopfbrette der Bettstatt. Josl las es öfters. „Siehst du jetzt, daß Ernst ist!" — sagte ihm Lex.

„Das ist von der Gedl, das ist von der Gedl!" — wiederholte Josl oftmal, und er strich sich die Stirne und sein Angesicht heiterte sich auf, und er ergriff ein volles Weinglas und jauchzte: „Jetzt, Vivat, spielt auf!" — und rauschend fiel die Musik ein.

Jetzt trat auch die Gedl vor; sie war mit ihrer Mutter dem Aufzuge nachgegangen, um zu sehen, was die Sache auf Josl für einen Eindruck mache.

„Ist's nun einmal recht, Josl?" — fragte sie ihn.

„Gedl, du bist's!" — entgegnete dieser — „sollst leben, Gedl! Jetzt trink' und thue mir Bescheid, jetzt ist's recht, recht, wenn's nur kein Traum ist!"

„Das ist's ja nicht, Josl!" — fiel die Wirthin ein — „siehst du uns nicht Alle da, wir sind ja leibhaft hier!"

„Ihr seid es auch;" — meinte Josl — „ich kenn' euch ja, Alle miteinander seid ihr's. Grüß' euch Gott auf dem Hachelstein, grüß' Gott, so ist's ja gut, so ist's recht!"

Josl war froh und munter wie ein Kind. „Was dieß nicht Alles ist, und wirklich, wirklich?" — sprach

er oft und sah Alles zehnmal an. „Wo bin ich denn immer gewesen jetzt?“ — fragte er öfters — „was ist mir denn vorgekommen?“

Am andern Tag wurden die Sachen in Ordnung gestellt; Josl konnte nicht mehr zweifeln, alle Skrupel und Flausen schwanden wie Nebel vor dem Sonnenstrahl, der Hachelsteiner war wieder gesund, und der Zitzelwirth mußte sich d'rein geben. „Das ist doch besser,“ — meinte er am Hochzeitstag — „und vernünftiger und gescheidter und reimlicher, daß ein Narr gescheidt wird, als wenn ein Gescheidter närrisch wird, nicht, Sie?“ Und der Sattler, der mit bei der Tafel saß, entgegnete: „Also Ding und, — das ist zehnmal besser, denn für die Gescheidten braucht man kein Narrenhaus.“ „Nicht, Sie?“ — meinte der Zitzelwirth nochmals.

Die Alpenhütte auf dem Seiges.

Die Alpenhütte auf dem Seiges.

Es muß doch etwas daran sein, daß es nicht so gut sei, wenn man allzukühn und verwegen ist und vor nichts Scheu und Respekt hat. Ist doch der Mensch unter den Dingen, welche sich auf der Erde befinden und zwischen Himmel und Erde (geschweige unter dem, was im Himmel selbst ist), keineswegs das mächtigste und stärkste; darum mag es ihm auch wohl thun, wenn er einigermaßen sich zu ducken und schmucken und die Segel zu streichen weiß. Zum Belege dessen will ich eine Geschichte erzählen.

Wer einmal in Tyrol gewesen ist oder, spezieller gesagt, im Innthale, der kennt wohl auch die lieblichen Ufer des Inns mit ihren traulichen, dunkelgrünen Erlenwäldern. An einem dieser Innufer, an einer der lieblichsten Stellen des Innthales, steht ein kleines Dörflein und spiegelt sich mit seinem rothen Kirchthurme in den Wellen des vorbeirauschenden Stromes, und lacht dem Wanderer, der am gegenüberliegenden

Ufer auf bestaubter Strasse zieht, aus Erlendunkel und frischem Wiesengrün gar einladend zu. Oberhalb dieses Dörfleins steht in einem Walde von Obstbäumen, nicht auf trotziger Felsenspitze, ein Schloß im wohnlichsten Zustande, und trägt viel dazu bei, die Gegend malerischer zu machen. Nicht in kecker Ritterzeit ist dieß Schloß erbaut worden; damals hätte es sich nicht herabgewagt auf die grünen Matten, und hätte seinen Platz nicht genommen unter den blühenden Obstbäumen, sondern es wäre droben geblieben auf irgend einem steilen Felsvorsprung, unter Fichten und Föhren. So sind mit der Zeit halt auch die Schlösser freundlicher und zutraulicher geworden. Unter besagtem Dörflein ergießt sich ein brausender Gebirgsbach, der nicht weit droben aus dunkler Schlucht hervorstürzt und auf seinem kurzen Weg über blühende Wiesen noch nicht zahm geworden ist, in den Inn. Er hat schon oft in seiner wilden, ungefügen Art diesen Matten die blühenden Wangen zerfleischt, daß sie lange zu heilen hatten, um das freundliche Antlitz wieder herzustellen. Du kennst nun den Schauplatz unserer Handlung, und so mag ich denn getrost mit meiner Erzählung beginnen.

Bei einem der großen Bauern dieses Dörfleins diente eine Magd, Namens Maria; man nannte sie allgemein die kecke Moidl. Sie war in der That ein weiblicher Ritter ohne Furcht und Tadel. Stark war sie, wie man bei uns zu Hause sagt, wie ein Baum. Daher kam es denn auch, daß ihr die gewöhnlichen

weiblichen Arbeiten nicht behagten; am Spinnrade sitzen, Wolle kardätschen, auf dem Acker jäten u. dgl. war ihr eine Pein. Je härter und anstrengender die Arbeit war, desto lieber war es ihr. Sie zog mit den Knechten hinauf in den Hochwald, um Holz zu fällen, und wußte die Axt zu schwingen trotz dem tüchtigsten Manne. In den letzten Wochen des Winters, wenn die mächtigen Bäume auf der Schlittenbahn nach Hause geschafft waren und zu Holzbrücken geschichtet vor dem Hause lagen, und es sich in den wärmenden Strahlen der wiederkehrenden Sonne angenehm vor der Thüre arbeiten ließ, stand sie den ganzen Tag, die Holzsäge in der Hand, am Schragen und half den Knechten Holz schneiden. Wenn an einem Tage keine solche Arbeit „um die Wege war", und sie am Spinnrocken zupfen mußte, war sie nicht gut aufgelegt und eine Wolke hing über ihr heiteres Gesicht. Zur Zeit der Heumahd hätte man sie nicht vermocht, die Arbeit, welche bei dieser Beschäftigung den Weibspersonen zufällt, zu verrichten, nämlich das gemähte Gras auseinanderzuwerfen und auszubreiten; unter den Knechten stand sie, mit der Sense in der Hand, den ganzen Tag an der Mahd, und hatte ihre größte Freude, ihren Vordermann im Mähen recht vor sich herzujagen, indem sie ihm tapfer nachmähte. Sie war eine gefürchtete Mäherin, und jeder wollte lieber hinter ihr, als vor ihr mähen.

So wählte sie im Verlaufe des Jahres immer die härtesten Arbeiten, soviel ihr dieß möglich war. Ihre

Lieblingssache wär' es immer gewesen, im Winter mit dem Holzschlitten in's Hochgebirge zu fahren, und mit dem beladenen Schlitten auf steiler Bahn über Schnee und Eis herunterzufliegen in's Thal; dieß wurde ihr aber, als für ein Weib gar zu ungebräuchlich, von ihrem Bauer nie erlaubt. Charakteristisch für ihre Gemüthsart mag es auch sein, daß sie Tabak rauchte trotz einem ungarischen Husaren. An Werktagen führte sie ein kleines, eisernes Thurmpfeifchen mit sehr kurzem Rohre, aus welchem der Rauch glühend heiß in den Mund ging, was ihr vorzüglich behagte. An Sonn- und Festtagen prangte sie aber mit einem stattlichen, silberbeschlagenen Ulmerkopf. Auf's Gewand und andere weibliche Putzsachen hielt sie nicht viel und war stets sehr einfach gekleidet, der Stoff ihres Kleides von dunklerer Farbe und derb und fest. Niemand im Dörfchen erinnerte sich, sie jemals auf einem Tanzboden gesehen zu haben. Wohl statteten die jungen Bursche, besonders in den langen Winterabenden, auch ihr ihre Besuche ab und kamen zu ihr auf den Heimgart; da war es aber himmelweit davon, daß sie mit einem derselben sich in eine Vertraulichkeit einließ; ihre größte Freude war es, sie zu necken und zu spotten, was sie auch meisterlich verstand, so daß die Bursche, wenn sie einmal dort gewesen waren, immer auf einige Zeit an ihr genug hatten. Einigermaßen an ihr auffallen mochte es nur, daß sie am Kranzaufsetzen bei der Frohnleichnamsprozession eine ganz ungemeine Freude hatte. Von diesem Tage sprach

sie schon lange vorher. Wenn gutes Wetter in Aussicht stand, war sie besonders gut aufgelegt. Sie schmückte sich mit glänzendweißem Staate auf dieses Fest, so gut sie vermochte, und verwendete darauf wohl mehr als eine der reichen Bauerntöchter des Dorfes, so daß sie unter allen Kranzjungfrauen auch stets die reichgeschmückteste war. Ihre schönen, blonden Haare erfuhren das ganze Jahr keine besondere Pflege, bis einige Wochen vor dem Frohnleichnamsfeste, und vielleicht hatte der Spiegel das ganze übrige Jahr Friede. An dem Tage aber, und besonders wenn sie den dunkelgrünen Rosmarinkranz um das Haar wand, wurde er fleißig gebraucht. Indeß hatte sie auch bei der Frohnleichnamsprocession nichts Gutes; die Statue der Unbefleckten, das sogenannte „Ferkele"[1]), wurde von Jungfrauen getragen, und diese Statue war sehr schwer, so daß die stärksten derselben ausgewählt wurden, worunter auch unsere Moidl war. Es war keine Kleinigkeit, die ganze lange Prozession, oft in der größten Hitze, die Tragstange des schweren Ferkeles, ohne je zu rasten, auf der gleichen Schulter zu haben.

Die Moidl war aber nicht bloß stark, sie war auch im höchsten Grade keck und kühn, was wohl zum Theil von ihrer Stärke herrühren mochte. Sie kannte keine Furcht und keinen Schrecken. Es schien ihr ein Ver-

---

1) Von dem lateinischen Wort ferculum, Heiligenschrein, oder Reliquienschrein.

gnügen zu gewähren, sich an Orten aufzuhalten, die für andere Menschen etwas Furchterregendes und Abschreckendes haben. So verweilte sie gerne und besonders zur Nachtzeit und selbst bis Mitternacht auf dem stillen Friedhof und in der Todtenkapelle. Sie unterhielt da häufig eine kleine Lampe und betete bei ihrem düsteren Scheine an diesem schauerlichen Orte oft stundenlang. Um hundert Gulden hätte es ein Anderer nicht gethan. Einmal fiel sie bei ihrem Aufenthalte auf dem Friedhofe in dunkler Nacht in ein neu aufgeworfenes tiefes Grab, und vermochte, trotz aller Anstrengung, sich aus selbem nicht mehr herauszuarbeiten, so daß sie darin die Nacht zubringen und warten mußte, bis ihr Leute am nächsten Morgen heraushalfen. Andere wären in dieser Lage aus Schrecken gestorben, ihr aber kam kein Gedanke an Furcht. Nicht weit oberhalb des Dörfchens fließt der Inn ganz nahe an einen Bergvorsprung heran, so daß nur ein schmaler Steig hart an den blauen Wogen vorüberführt. Die Stelle ist gefährlich, und ist schon Mancher an selber verunglückt und in das Wasser gekommen, besonders Solche, die von Wein oder Branntwein zu viel geladen hatten. Auch munkelte man öfter von Wegauflauerern an diesem Platze, die die Leute plünderten, tödteten und ihre Leichen in den Fluß warfen. Der Ort war daher übel berüchtigt im Munde des Volkes und in dunkler Stunde von Niemanden ohne Schauer betreten. Man wollte Gespensterlichter, feurige Männer dort gesehen, sonderbare Stimmen

und Laute dort gehört haben. Unsere Moidl mußte den Weg oft und zu jeder Stunde der Nacht machen, ohne daß ihr das geringste Grauen ankam. Sie lachte Andere, die einige Furcht äußerten, nur derb aus.

Daß sie gar so keck und verwegen war, konnten ihr die Bursche des Dörfleins nicht verzeihen, und ärgerten sich gewaltig darob, daß sie an Furchtlosigkeit und Kühnheit von einer Weibsperson weit übertroffen wurden. Sie sannen darum hin und her, ob sie nichts aufbringen könnten, was der kecken Moidl eine Furcht einjagen, oder wovor sie ein Entsetzen kriegen möchte. Sie stellten in dieser Absicht auch manche Gaukelei an, aber nichts wollte verfangen. So höhlten sie einen gewaltig großen Kürbiß aus, schnitten Mund, Nase und Augen hinein, stellten eine brennende Kerze in denselben, daß er zur Nachtzeit fürchterlich strahlte und glotzte. Diesen Kopf hoben sie auf langer Stange um die stille Mitternachtsstunde zu Moidls kleinem Kammerfenster hinauf und glaubten sie damit zu erschrecken. Moidl aber öffnete leise das Fenster, und mit einem derben Schlag ihrer Hand wies sie den ungebetenen Gast von ihrem Fenster weg, so daß er auf den Kopf des Stangenträgers herabpurzelte, und die Bursche, beschämt über ihre schlechte Erfindung, nach Hause schlichen.

Ein andermal verfertigte der Maler des Dörfleins auf transparenter Leinwand ein Ding, das einen blühenden Schatz vorstellen sollte; es glich, bei Beleuchtung und von Weitem gesehen, einem auflodernden

Feuer, wie sich die Leute das Schatzblühen vorstellen. Das ganze Zeug wurde auf einen Hügel, außer dem Dörflein, hinauspostirt und mit brennenden Lampen beleuchtet. Eine schwere, eisenbeschlagene Kiste wurde dazu gethan, auf welche sich einer der Dorfbursche, mit einem weißen Hemde über seine Kleider angethan, setzte. Kaum stand das seltsame Schauspiel eine Nacht draußen am Hügel, so munkelte Alles im Dorfe von dem blühenden Schatze und der schweren Geldkiste, und gar Manchem wässerte der Mund darnach, aber Alle schreckte die bleiche Gestalt des Geistes, der nur zu deutlich auf der schwarzen Kiste saß. Da machte man sich denn an die Moidl und pries ihr das Wagstück, und Mancher hätte hundert Gulden gegeben, wenn er auf eine halbe Stunde die Hälfte ihres Muthes hätt' im Herzen tragen können. Die Moidl aber war klug und erkannte, daß es höchst wahrscheinlich nur ein von den Burschen für sie angestellter Schabernak sei und ging nicht in die Falle. Nachdem die Bursche einige Nächte hindurch ihr Spektakel auf dem Bühel draußen umsonst gemacht und mit Sehnsucht gewartet hatten, daß die Moidl, von der Hoffnung des Schatzes angelockt, herauskommen werde, und sie selbe recht in Angst und Schrecken setzen könnten, mußten sie unverrichteter Sache und beschämt auch dießmal abziehen.

So probirten die Bursche des Dörfleins eine und die andere Gaukelei, ohne ihr Ziel zu erreichen und dem Ritter ohne Furcht und Tadel ein Zittern ein-

zujagen. Berathen und ausgemacht wurden dergleichen Sachen beim Maler. Dieser war ein langaufgeschossener, hagerer, blatternarbiger Junggesell des Dörfleins, der im Kornspeicher des Wirthes neben dem Wirthshause wohnte, in welchem sich obenauf ein Stübchen mit einer Küche befand. Er lebte für sich und war Hausherr, Köchin, Stubenmagd, Alles in einer Person. In seinem Geschäfte als Maler und Vergolder war er ein wenig in der Welt, namentlich in Bayern, herumgekommen. Er war, obwohl schon ältlich, doch voll Rührigkeit und Gelenkigkeit, voll Witz und Laune, zu Spaß und Scherz immer aufgelegt, und konnte nicht leben, ohne bald Diesem, bald Jenem einen Schabernak zu spielen. Um seine Geschichten auszuführen, bedurfte er häufig mehrerer Hände, und deßwegen versammelte er um sich einen Kreis verläßlicher, junger Bursche, die den Umgang mit dem lustigen Maler jeder Unterhaltung vorzogen und ihm bei seinen Streichen gern behülflich waren. So wurde denn von dieser launigen Kameradschaft jede Blöße, die Einer im Dorfe gab, jede linkische Handlung ausgebeutet und zu einem Schwank benützt; die Stube des Malers war den ganzen Tag nie leer, zwei-, dreimal in der Woche war Abends förmliche Sitzung und Rathsversammlung, an wen im Dorfe nun zunächst die Reihe komme, gefoppt zu werden. In diesem Cirkel nun war auch die Angelegenheit in Betreff der kecken Moidl öfter auf's Tapet gekommen und mancher Plan darüber ausgeheckt worden; in

diesem Cirkel kam endlich Einer, der Oberknecht beim selbigen Bauern, bei welchem die Moidl diente, auf einen Einfall, der dann auch im vollsten Maße zum Ziele führte.

Wenn man dem reißenden Gebirgsbach, der bald unter unserm Dörflein in den Inn fließt, nachgeht, kommt man an der Seite der Schlucht, aus welcher er in die Wiesen hervorbricht, auf ein liebliches Mittelgebirg voll Halden und Dörfern und weiter in der Richtung des in der Tiefe brausenden Baches fortgehend, zieht sich der Weg durch ein Thal hinein, das in seinem Grunde nur für den reißenden Bach und einen schmalen Weg Raum bietet, dessen steile Seitenflügel bis hoch hinauf mit Feldern und Gehöften bedeckt sind.

Eine Stunde tief im Thale drin steht eine Kirche mit mehreren Häusern, beim rothen Brunnen genannt, und hinter dieser Kirche zweigt sich vom Hauptthale ein Seitenthal ab, das, viel rauher und wüster als das erstere, tief in die Hochgebirge sich hineinzieht.

Zwischen diesen zwei Thälern erhebt sich ein gewaltiger Gebirgskeil gleichsam wie zwischen dieselben hineingeschoben und hineingetrieben, anfangs steil aufwärts, weiter oben aber ist er abgeplattet, so daß sich bis auf die höchste Höhe im sanften Aufstiege die schönsten Alpenweiden in weiter Ausdehnung ausbreiten. Es ist dieß die bekannte Seigesalpe, eine der schönsten und höchsten Alpen des Ländchens. Die Alpenhütte mit den Gehegen steht ziemlich nach unten

auf dieser schiefen Hochebene. Wer weiter hinaufgeht auf den grünen Alpenmatten, dem weitet sich bei jedem Schritte die Aussicht, und zu oberst mag er lange zählen und rechnen, bis er die verschiedenen Kegel und Bergkuppen im Rundkreise hergezählt hat. Die Alpenhütte auf dem Seiges ist aber übel berüchtigt im Munde des Volkes. Wenn um Maria Geburt das Alpenvieh abgetrieben wird, sei es von Stund an in der Alpenhütte nicht mehr zum Aushalten, ein Unhold treibe dort sein Wesen, und es sei Jedem zu rathen, sich dem Hag auf tausend Schritte nicht zu nahen. Die schauerlichsten Geschichten von Ereignissen, welche Den und Jenen in der Seigeshütte getroffen hätten, liefen im Munde des Volkes herum und vergrößerten die Scheu vor jenem verrufenen Orte.

So meinte denn der Oberknecht, wenn man der kecken Moidl den Antrag machen würde, sie sollte zur Nachtzeit die große Milchseihe von der Seigesalpe herunterholen, so müsse dieß sicherlich ein Wagstück sein, an welchem auch ihr kühner Muth Schiffbruch leiden werde, und man hätte so bei vorkommenden Gelegenheiten ein Mittel an der Hand, ihr den Mund zu stopfen.

Der Vorschlag gefiel in der Burschenversammlung allgemein, erhielt auch den vollen Beifall des Malers; gesagt, hieß es, und gethan. Der Oberknecht mußte sich an seinen Bauern machen, diesen für den Plan gewinnen; der sollte der Moidl den Antrag machen, und ihr, falls sie das Wagstück ausführen wollte, ein

namhaftes Trinkgeld bieten. Der Oberknecht machte seine Sache gut, der Bauer betrachtete das Ganze als einen gleichgültigen Scherz, und dachte nicht daran, daß sich die Moidl so was unterfangen würde.

An einem Abend, es war im Spätherbste und nach Kirchweih, und eben beim „Türkenauspratschen" eine große Gesellschaft beisammen, lenkten sie das Gespräch absichtlich auf die Seigesalpe und ihre unheimliche Hütte; fast Jedes aus der Gesellschaft wußte eine andere Schauergeschichte zu erzählen, so daß den Meisten die Haare gen Berg standen und die Herzen fast laut klopften. Gähling wandte sich der Bauer, der auf seinem Schusterstuhl mit drei Füßen die ausgepratschten Türkenkolben [1]) zu Gehängen zusammenband, an die Moidl und sagte:

„Nun, Moidl! wie ist's? ich gebe dir zwei blanke Kronenthaler, wenn du mir morgen Nachts die große Milchseihe vom Seiges herunterholst. Getraust du dich daran?"

Das war ein unerwarteter Vorschlag; Alles in der Versammlung schwieg und sah gespannt auf die kecke Moidl; Jedes dachte, namentlich auf die gehörten Schauergeschichten, daß es um zwei Staar Kronenthaler die Milchseihe nicht vom Seiges herabholen möchte. Auch die Moidl stutzte über den seltsamen Antrag. — „Zwei Kronenthaler," dachte sie, „das wäre doch auch etwas für mein Geldbeutelchen. Zwei

1) Maiskolben.

Kronenthaler, in einer Nacht verdient, was mag an all' den Geschichten Wahres sein? Die Leute sind Furchthennen, was der Eine plappert, sagt der Andere nach und macht noch etwas dazu; kurz und gut, so dürft' ich auch das Maul nicht mehr aufthun!" — so dachte sie bei sich und: „Topp!" sprach sie, „es ist ein Wort und bleibt dabei, ich geh' morgen Nachts auf den Seiges und hol' die große Seihe herunter, und empfang' die zwei Kronenthaler dafür und lach' mir dann den Buckel voll."

„Moidl, Moidl!" — erwiederte der Bauer, den sein Vorschlag schon gereute, nicht um des Geldes, sondern um des Wagstückes willen; „sei nicht zu keck, es könnte dich doch einmal darankriegen; der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht."

„Ich glaube gar," erwiederte Moidl, „es gereut Euch schon und die zwei Kronenthaler thun Euch leid?"

„Keineswegs," sagte der Bauer, seinen Geldbeutel aus dem Hosensacke herausziehend und zwei Kronenthaler daraus des Nachbars Michel, der mit in der Gesellschaft war, hinreichend; „wenn du dieß meinst, hier sind die zwei Kronenthaler; der Michel mag sie im Verwahr behalten, und selbe dir, wenn du frühmorgens die Milchseihe bringst, unmittelbar verabfolgen."

Und der Michel wies der Moidl lachend die zwei Thaler hin. „Ist schon recht," sagte diese, „und es

bleibt dabei!" und so war der Handel geschlossen und ausgemacht.

Es war eine Zeitlang mausstill in der Gesellschaft; ein Jedes hatte in seinem Herzen über das Wagstück der kecken Moidl zu sinnen und zu brüten und zu schauern. Als das Gespräch wieder in Gang kam, wurde von der Seigesalpe kein Wort mehr gesprochen. Beim Nachhausegehen aber, wo es die Moidl nicht mehr hörte, und am ganzen andern Tage war dieß das einzige Gespräch im ganzen Dörflein, und besonders beim Maler und seiner Tafelrunde wurde vielfach darüber glossirt. Es hätten sich wohl gerne Einige von dieser Sippschaft auf die Nacht in die Seigeshütte hinaufgewagt, um der Moidl einen Spektakel zu machen, aber sie hatten den Muth nicht und mußten die Sache kommen lassen, wie sie eben kommen wollte. Mehrere der mit der Moidl vertrautern Weibspersonen machten sich an selbe und suchten sie auf alle Weise von diesem Wagstücke abzubringen, allein ihre Mühe war vergebens, Moidl blieb unbewegt auf ihrem Vorhaben, wie ein gewaltiger Felsblock auf seinem Platze.

Der Abend kam, an welchem sich die Moidl zu ihrem Gang auf den Seiges anschicken sollte. Die Hausmutter, bei welcher sie im Dienst stand, glaubte ihr apart und etwas Besseres kochen zu müssen, damit sie früher auf den Weg käme und wohlgestärkt selben vollbringe. Sie hätte gern den Handel rückgängig ge-

macht, aber ihr Zureden verhallte. So that sie ihr Mitleiden durch eine tüchtige Portion fetten Pfannkuchen kund, den sie der Moidl nebst eingebrannter Milchsuppe vorsetzte, gab ihr auch einen Laib Brod, ein Stück Käse und eine Flasche Milch auf den Weg mit, damit sie in der Seigeshütte droben in stiller Mitternachtsstunde sich eine Milchsuppe kochen könnte. Die Moidl vergaß nicht, ihren Tabaksbeutel vollzustopfen, einen tüchtigen Fleck Zunderschwamm und eine Schwefelkerze einzustecken, um sich ein lustiges Feuer auf der Alp droben anmachen zu können. Sie wollte dieß Feuer vor der Alpenhütte anzünden, damit es in dunkler Nacht hellauflodernd weit und breit gesehen werden möchte; sagte auch den Leuten im Hause, sie sollten nicht verabsäumen, um Mitternacht vor der Hausthüre das helle Feuer auf dem Seiges zu begucken. So machte sich denn die Moidl, mit einem kräftigen „Behüt dich Gott!" von Allen im Hause, um sieben Uhr Abends, als es schon ordentlich Nacht geworden war, auf den Weg. Ihr Begleiter war der große, schwarze Haushund, den sie sich ausgebeten hatte, und der ihr, weil sie ihn oft mit Milch und Brocken fütterte, gerne folgte.

Der Weg führte sie durch den Friedhof, sie betete ein Vaterunser und sprengte Weihwasser; so eifrig hatte sie in ihrem Leben nie den armen Seelen die ewige Ruhe gewünscht. Es wollte sie aus dem stillen Friedhof nicht fortlassen, immer wieder begann sie ein neues Vaterunser, sprengte von Neuem Weihbrun-

nen; — hätte sie die Nacht auf dem Gottesacker zubringen dürfen!

Endlich riß sie sich los, nachdem sie noch eine Zeitlang unter dem hohen Bußkreuz [1]) auf der bloßen Erde gekniet hatte, und schlug, um die Häuser und die Begegnung der Menschen zu vermeiden, einen einsamen Fußsteig zur Seite des Dorfes, dem Berge zu, ein.

Auf diesem ging sie weiter und dann auf dem breitern Fahrwege fort, der schwarze Donau ihr voran. Oft blickte sie auf das stille Dorf zurück, das mit manchem Lichtauge ihr nachsah. „Wie wird es sein,“ fragte sie sich selbst, „wenn ich frühmorgens wieder da hinabwandle?“ Ein wolkenloser Himmel mit tausend flimmernden Sternen wölbte sich über ihr und das war ihr größter Trost; so hatte sie an den silbernen Himmelslichtern doch ihre Begleiter. Wäre der Himmel umwölkt, die Berge in Nebel gehüllt gewesen, ihr Gang wäre ihr um Vieles unheimlicher vorgekommen.

Bald hatte sie die Wiesenstrecke durchschritten und das Laubholz des Vorgebirges, steil aufsteigend, betreten. Ein wenig höher, in einer natürlichen Felsgrotte stand das Bild des blutschwitzenden Heilandes, die schlafenden Jünger daneben, eine Schaar Kriegsknechte mit brennenden Pechfackeln, Judas an der Spitze, nahend; man nannte es „beim Oelberg“. Ein kleines Lämpchen brannte davor.

---

1) Missionskreuz.

Die Moidl kniete nieder und betete. Es kam ihr der Gedanke, sie sollte nicht weiter gehen, sie sollte umkehren. Der unheimliche Judas mit dem rothen Barte und dem gelben Gewand, den Geldbeutel krampfhaft in der Hand haltend, die finstern Kriegsknechte mit ihren Spießen und Streitkolben erinnerten sie an feindliche Mächte, die in finsterer Nacht schleichen. „Die Nacht ist keines Menschen Freund,“ sagt' es ihr im Herzen, „bleib' in deinem Kämmerlein!“

Aber die Scheu, ausgelacht zu werden, und die zwei blanken Kronenthaler sprachen gegen das Nachhausegehen, und sie siegten. Moidl stand auf vom Boden und stieg fort aufwärts auf dem bethauten Grasboden.

Nachdem sie den Vorberg hinan war, kam sie in die Felder des Mittelgebirges und an einzelnstehenden Bauernhöfen vorüber. Überall glitzerte Licht, entweder aus den Stubenfenstern oder öfter aus den Spalten des Stadelthores. Die Leute saßen oft zahlreich beisammen, um Türken auszupratschen. Bei den Einen war lautes Gespräch und Gelächter, bei Andern Gesang und Lied Einzelner oder Mehrerer im Chor; hier wurde von Einem eine Geschichte erzählt, und Alles horchte lautlos und mit klopfendem Herzen den Gespenstergeschichten, von Ritterschlössern und Burgen, Drachen und vergrabenen Schätzen, feurigen Männern und verzauberten Jungfern; dort deklamirte Einer ein Stück aus einem alten Bauernschauspiel, etwa aus dem Niklausspiel, aus der Genovefa oder einem

andern. So verkürzten sich die Leute Zeit und Arbeit. Der Moidl ward immer wohl, wenn sie auf ihrem dunkeln Wege wieder zu einem beleuchteten Haus kam und ein fröhliches Lied ihr entgegentönte. Sie konnte nicht umhin, durch das Stubenfenster oder durch die Stadelthorritze hineinzuschauen, und gerne, gerne wäre sie hineingesessen unter den fröhlichen Haufen. Sie horchte, was die Leute mitsammen sprachen, horchte auf die Geschichten, welche erzählt wurden und auf die Lieder, welche sie sangen.

Da hörte sie aus einer Tenne das Lied:

„Der Ritter zog hinaus zum Strauß,
Gar wohlgewaffnet sah er aus,
Den Schild hatt' er in einer Hand,
Den Speer die andre blitzend schwang.

Ein Brünnlein in der Höhe quillt,
Nicht bloß den heißen Durst es stillt,
Für alle Krankheit hat es Heil,
Dem Kranken wird es schwer zu Theil.

Ein schmaler Steig nur führt empor,
Und drunten liegt in Sumpf und Moor
Ein Drache, wachend früh und spat,
Auf Jeden, der dem Brünnlein naht.

Der Ritter mit dem flinken Roß,
Der stach ihn mit des Speeres Stoß,
Jetzt wallet friedlich und in Ruh
Dem Brünnlein jeder Pilger zu.

Es ist dieß, wie leicht zu ersehen, ein Lied vom

Ritter Sanct Jörgen, der beim Volke in hoher Verehrung steht.

Aus einem andern Schoppen tönte das Lied:

Da muß ich fort, weiß nicht wohin,
Die Vögel seh' ich wandernd zieh'n;
Wär' ich ein Vogel, allemal,
Dann zög' ich über Berg und Thal.

Da muß ich fort, weiß nicht wohin?
Die Bächlein seh' ich wandernd zieh'n;
Wär' ich ein Bächlein, auf mein Wort,
Auch mit den andern zög' ich fort.

Da muß ich fort, weiß nicht wohin?
Die Wolken seh' ich wandernd zieh'n;
Wie zög' es sich als Wolke hell
Am blauen Himmelsraum so schnell!

Muß auf bestaubter Straße fort,
Bei Tag und Nacht, von Ort zu Ort,
Ob sich der Weg wohl endet doch?
Und führt er mich zur Heimath noch?

So hörte sie allerlei Lieder und Gesänge, die sie auch auf eine oder die andere Art an ihren Gang erinnerten und ihr das Herz schwer beklemmten.

Auf diese Weise kam die Moidl langsam auf ihrem Weg weiter. Als sie die Höhe des Mittelgebirges erreicht hatte, wo sich der Weg fast eben durch das Thal hineinzieht, in dessen Tiefe der Wildbach braust, schlug es an der Thurmuhr der Kirche des eine gute

Viertelstunde seitwärts liegenden Dorfes eben neun Uhr.

„Schon neun Uhr!“ dachte sie sich, und dieß beflügelte ihre Schritte. Sie war froh, daß ihr Niemand auf dem Wege begegnete, aber um diese Zeit war auch nach dem Nachtessen noch Alles bei der Arbeit.

Moidl kam auch auf dem weitern Gange durch's Thal von Zeit zu Zeit zu Häusern, die, von dem dazugehörigen Gute umfriedet, am Wege standen. In den erleuchteten Stuben sah sie da die Weiberleute am lustigen Kaminfeuer sitzen und Flachs oder Wolle spinnen, letztere zu warmen Loden für den herannahenden Winter. In manchen Stuben war Alles mausstill bei dieser Arbeit, und nur etwa das laute Schnarchen des auf der Ofenbank schlafenden Hausvaters oder Knechtes unterbrach diese Stille. In andern Stuben ging es gesprächig und munter her. In solchen einsamen Berghäusern ist die Zither nicht selten zu Hause, und ein Paarmal sah Moidl den schwarzhaarigen, bartreichen Knecht des Hauses an der Tischecke beim Fenster eine Weise pfeifend und selbe mit Zitherklang und lautem Fußschlag begleitend, daß die Fenster klirrten.

Heute war es der Moidl, als ob ihr die Menschen weit lieber wären als sonst, und sie war immer froh, wenn sie wieder zu einem Haus kam.

Bei der einsamstehenden Kirche im Thal drein kniete sie auf den steinernen Stufen vor der Thüre nieder und betete einige Vaterunser. Sie guckte wohl

auch durch das kleine Fenster hinein; die kleine Flamme des ewigen Lichtes kam ihr so heimisch vor, sie blickte so wehmüthig auf das schwachbeleuchtete Tabernakel, und nie vielleicht in ihrem Leben empfahl sie sich dem darin weilenden Heiland so inbrünstig. Die Thurmuhr schlug eben zehn Uhr, der Nachtwächter schritt heran, mit einem langen Pelzrock angethan, eine hohe Pelzmütze tief in den Kopf gedrückt, die Hellebarde unter dem Arm. Moidl wollte sich vor ihm nicht sehen lassen, schlich mit dem Donau durch das Friedhofgatter leise in den Gottesacker und duckte sich hinter der Kirchmauer. Gerade vor die Kirche sich hinpostirend rief der Wächter mit kräftigem Basse die zehnte Stunde aus:

Lost auf, ihr Leute und laßt euch sagen,
Der Hammer und der hat zehn Uhr g'schlagen.
Löscht fleißig aus nun Feuer und Licht,
Daß nirgendwo ein Unglück g'schicht.
Begebet euch jetzt All' zur Ruh',
Schutzengelein schließ' euch die Augen zu!

Sodann schritt er mit gemeßnem Schritte thaleinwärts (denn bei der Kirche war sein äußerster Posten), von Zeit zu Zeit den nämlichen Ausruf wiederholend.

Die Moidl schlich sich aus ihrem Verstecke hervor und machte sich auf den Weg, langsam dem Nachtwächter nach. Den wohlgemeinten Rath:

Begebet euch jetzt All' zur Ruh',
Schutzengelein schließ' euch die Augen zu!

hätte er ihr heute lieber weggelassen, denn sie hörte diese Worte nicht gern.

Je weiter der Wächter weg war von ihr, je mehr aus der Ferne ihr diese Worte mit verhallendem Laute zutönten, desto tiefer drangen sie ihr in's Herz. Es kam ihr vor, als ob ihr Schutzengel selbst so einen mahnenden Ruf an sie ergehen lasse, und sie blieb stehen, um den Nachtwächter nicht länger mehr zu hören. Der neben dem Weg tosende Wildbach verschlang auch bald seine Stimme. Nur einmal hörte sie noch sein Lied, als er über den Bach auf die andere Seite gegangen war und weit von einer Anhöhe herab, auf welcher eine Gruppe Häuser stand, mit doppelter Kraft der Stimme den Ruf durch's Thal tönen ließ:

Begebet euch jetzt All' zur Ruh',
Schutzengelein schließ' euch die Augen zu!

Rasch eilte Moidl durch die hier zahlreich am Wege stehenden Häuser hin, denn sie wollte Niemanden begegnen, was ihr auch gelang. Sonst wäre sie lieber langsam gegangen, weil sie jetzt den Platz erreicht hatte, wo sie alle Menschenwohnungen im Rücken lassen und auf rauhem, steilen Wege durch einen düstern Fichtenwald hinansteigen mußte zur Seigesalpe. Zu ihrem großen Troste stieg an der hochaufstrebenden Seitenfläche des andern Thales, tief drinnen zwischen zwei Bergkuppen, der Mond herauf in's dunkle Blau des nächtlichen Himmels; es kam ihr vor, als ob sich ein neuer, vertrauter Geleitsmann auf ihrem unheim-

lichen Wege zu ihr gesellt hätte, und sie maß mit ängstlichem Blicke den Himmel, ob er wohl ganz wolkenlos sei und nirgends eine aufsteigende Wolke ihr den Mondschein zu rauben drohe.

So bringt dem Menschen manchmal eine Sache Trost und Muth in bedrängten Umständen, auf welche er sonst gar nicht denkt. Sage man, was man will, in stiller Nachteinsamkeit ist das menschliche Herz weicher und mürber, als im lauten Geräusche des Tages.

Moidl stieg nun rascheren Schrittes durch den dunklen Fichtenwald, der nur hie und da eine lichtere Stelle bot, hinan zur Alpe. Zu beiden Seiten hörte sie noch lange das Brausen der Wildbäche. Ein Jauchzen, ein fröhliches Lied der vom Heimgart heimgehenden Bursche, die des Wächters zehnter Stunderuf aufgescheucht hatte, tönte ihr von hier und dort nach.

Von Zeit zu Zeit blieb Moidl, um ein wenig auszuschnaufen, stehen; da wandte sie sich dann um und blickte zurück in's Thal; ein Licht um das andere verschwand in den Häusern, und an die Stelle der erleuchteten Fenster trat die vom schwachen Mondlichte wenig gemilderte Dunkelheit der Nacht. Nur die Kirchenfenster draußen blieben fortwährend erhellt, was sie mit Wohlgefallen bemerkte. Immer einsamer wurde es auf diese Weise um sie herum, und es that ihr ordentlich wohl, als sie, schon weit droben stehend, in der Stille der Nacht, die jeden Laut so leicht fortpflanzt, deutlich den Schall eines Wasserschaffes hörte, das drunten im Thale irgendwo an einem Brunnen

unter's Rohr gestellt wurde, um Wasser aufzufassen. Es war ihr dieß ein Zeichen, daß doch nicht Alles schlafe, daß doch noch Jemand wache.

Das hohe Gehölze verließ sie jetzt auf ihrem Wege, die Fichten schossen nicht mehr weit in die Höhe, die dunkelgrünen, bebuschten Zirmbäume begannen, die Aussicht wurde freier und weiter. Moidl dachte jetzt, am Boden liegendes dürres Reisig und verwitterte Baumäste zu sammeln und in einem Stricke mitzutragen, um das versprochene Feuer vor der Seigeshütte anzünden zu können, da weiter droben und bei der Hütte kein Holz mehr war.

Sie sammelte sich eine tüchtige Last, auch grüne Taxusäste darunter, damit ein dichtqualmender Rauch zum Himmel steige, und im Gedanken an das in stiller Mitternacht lustig auflodernde, helle, weitgesehene Feuer trug sie das schwere Bündel freudig auf dem Kopfe fort.

Sie war jetzt ober dem Holz auf begrastem, sanft aufsteigendem Alpenboden, dessen glatte Ebene nur durch die hie und da sich erhebenden sogenannten Bürzel unterbrochen wurde. Schon sah sie im Mondlichte nicht mehr gar ferne die stille Alpenhütte liegen. Sie blieb stehen und blickte nochmals zurück in das Thal und auf die gegenüberliegenden Bergeshöhen. Der schwarze Donau war ihr vorausgeeilt der Alpenhütte zu, die er kannte und in welcher er schon manche Schüssel süßer Buttermilch bekommen hatte.

Als Moidl so mit dem Rücken gegen die Hütte gewandt und in's Thal zurücksehend dastand, fuhr der Hund auf einmal im schnellsten Galoppe an ihr vorüber, und lief abwärts auf dem Wege, auf welchem sie heraufgekommen waren, so schnell er vermochte. Alles Pfeifen und Locken der Moidl: Donau da! Donau da! half nichts, im Nu war der Hund aus ihren Augen verschwunden; er lief im schnellsten Laufe heim, und der Knecht behauptete, er habe schon um ein Uhr an seiner Kammerthüre gekratzt und Einlaß begehrt.

Die Moidl konnte sich das nicht erklären. Was mag dem Hund bei der Hütte geschehen sein? Ein Schauder ging ihr durch Mark und Bein. Sollte auch sie dem Hund nach, oder sollte sie doch hin zur unheimlichen Hütte?

Sie stand lange unschlüssig und wie angewurzelt, und blickte, ihr Holzbündel auf dem Kopfe, nach der Alpenhütte hin.

„Bin jetzt so weit heraufgestiegen, bin jetzt am Ziele, sollt' ich jetzt umkehren? unverrichteter Sache heimgehen?" so dachte sie bei sich selbst. „Wer weiß, was den Hund erschreckt hat, er ist ein Hund, ich bin ein Mensch."

Langsam schritt sie auf dem bethauten Grasboden fort, sie hatte den Rosenkranz in die eine Hand genommen und betete leise. Jetzt war sie bei der Hütte; Alles war ruhig und still, kein Laut regte sich. Moidl

warf die schwere Holzbürde auf den großen Schweintrog vor der Hütte neben der Thüre.

Die Lust, ein Feuer vor der Hütte anzumachen, war ihr vergangen. Sie löste das Bündel auf und nahm einige dürre Äste; drinnen an der Feuerstätte der Alpenhütte wollte sie ein Feuer anmachen und die mitgebrachte Milch wärmen. Sie hob die hölzerne Schnalle an der Thüre und öffnete selbe; Alles war mausstill. An der Feuerstätte machte sie Feuer und blickte bei der lodernden Flamme sorgsam und spähend umher. Jetzt trat sie durch die niedrige Thüre in den Gaden; dort hing an einem hölzernen Nagel an der feuchten, schwarzen Mauer die große Milchseihe, der Kampfpreis ihres Muthes. Diese faßte sie schnell mit beiden Händen und nahm auch eine eiserne Pfanne, die auf einem Laden des Käsegestelles lag. So trat sie jetzt viel wohlgemuther heraus an das lodernde Feuer, legte die Seihe dicht neben sich hin und kochte in der Pfanne ihre Milchsuppe, indem sie, während die Milch siedete, Brod in eine dastehende hölzerne Schüssel schnitt.

Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt war, hörte sie auf einmal von Weitem her, von oben herab, das Geläute von Heerdenglocken, das immer näher und näher heranzog. Der Moidl rieselte es über den Rücken. Was soll da werden? Horchend und wie versteinert saß sie eine Weile da; die Milch in der Pfanne lief über, so daß das Feuer fast erlosch; immer näher und näher kam das Glockengeläute.

Mit raschem Griff faßte jetzt Moidl die Seihe und wollte mit schnellstem Laufe durch die Thüre hinaus, auf und davon. „Milch hin, Milch her!“ dachte sie.

Da sprang die Thüre auf, ein eigenthümlicher Wind blies herein, ein Mann trat ein, hochgewachsen, mit spitzem, ungefärbtem Filzhut, ein grünes Band um denselben, die krumme Spielhahnfeder und ein Büschel Edelweiß darauf; das Gesicht war hager und bleich, mit dichtem, weißröthlichem Bart überwachsen; die Augen funkelten wie zwei glühende Kohlen unter den buschigen Augenbrauen hervor, so daß ihr Blick nicht auszuhalten war; er trug eine graue, lodene Juppe, eine beschmutzte Hose aus grober Leinwand und massive Holzschuhe, in der Hand einen tüchtigen Bergstock, um die Achsel geschlungen den zusammengerollten Hirtenmantel und eine Schalmei aus Birkenrinden.

So trat er ein, das Holzbündel schleppend, welches Moidl vor der Hütte niedergeworfen hatte; an der Feuerstätte warf er es nieder, legte Holz an das verglimmende Feuer, das sich schier wunderbar schnell entzündete und wieder hell aufloderte.

Die Moidl war im Aufstehen wieder zurückgesunken bei seinem Eintreten und in den innersten Winkel hineingekrochen, wo sie hinter die große Käsebrente sich schmiegte und angstvoll der Dinge harrte, die da kommen würden.

Der Mann im Hirtencostüme setzte sich ganz nahe bei ihr an's lodernde Feuer, das ihm mehr bloß zum

Spiel und zur Unterhaltung, als zum Wärmen zu dienen schien, denn an Kälte schien er nicht zu leiden; vielmehr war's, als ob es bei ihm am ganzen Leibe knisterte und allerorts Funken heraussprühten, als ob der ganze Leib völlig ein glühender Feuerbrand wäre. Besonders schien dieß Feuer vereinigt zu sein in den beiden Augen, die funkelten und glühten wie Stahl, den die Feuerhitze geröthet hat. Dieß war es, was die Erscheinung dieses Mannes für die Moidl so furchtbar machte. In ihrem Winkel zusammengekauert wagte sie fast nicht zu athmen und aufzublicken, und nur verstohlen warf sie hie und da einen Blick auf den geheimnißvollen Mann an ihrer Seite, um zu erspähen, was er mache.

Längere Zeit saßen sie beide nebeneinander da, der Mann hielt einen angebrannten Ast in der Hand, mit welchem er im Feuer stierte und tändelte; von Zeit zu Zeit blickte er die Moidl mit einem fürchterlich glotzenden Blick an, als ob er sie mit seinen feuerstrahlenden Augen durchbohren wollte, und sprach mit hohler, geisterhafter Stimme das eine Wort: „Zittere!" So oft dieß geschah, wurde der Moidl glühendheiß und eiskalt, sie vermochte kaum mehr zu athmen, sie glaubte, jetzt und eben werde der Mann sie packen und zerreißen. Immer öfter und öfter hob der Mann seinen wie in tiefes Nachdenken versenkten Kopf in die Höhe, und glotzte die Moidl an und sprach sein furchtbares „Zittere!" Immer boshafter, zorniger und glühender wurde seine Miene und der ganze Ausdruck

seines Gesichtes, und so schien es auch, als ob das Knistern und Funkensprühen an seinem ganzen Leibe immer mehr zunehme. Die Moidl wußte nicht, was sie machen solle; aus Furcht und Angst, welche ihre ganze Seele überwältigt hatte, war sie nicht im Stande, irgend einen Gedanken zu fassen; krampfhaft hielt sie die Milchseihe, hart an die linke Seite gedrückt, in der Hand, und saß da, wie alle Augenblicke zum Sprunge gefaßt.

Als der Mann neben ihr wieder den Kopf erhob, und sich völlig aufrichtete und die sprühenden Augen auf sie wandte, sein ganzes Gesicht sich in eine teuflische, hohnlachende Zornesmiene verzog, und die Arme krampfhaft zitterten, und die Hände sich ballten, als ob sie etwas packen wollten, da sprang die Moidl unwillkürlich und unwissend, was sie beginne, von ihrem Winkel neben der Käsebrente auf und drängte den Mann mit starkem Arme im Sprunge etwas auf die Seite und flog auf die Thüre zu, die sie in schnellster Hast öffnete. Im Freien lief sie über den bethauten Grasboden abwärts, daß der Donau, wenn er noch bei ihr gewesen wäre, Arbeit genug gehabt hätte, um ihr nachzukommen. Sie glaubte, hart hinter ihr etwas ihr nachlaufen und im Grase rauschen zu hören, und meinte, alle Augenblicke werde die glühende Faust des Mannes sie packen, was natürlich ihren Lauf möglichst beschleunigte.

So war sie bald dort, wo der Holzwuchs begann; glücklicherweise hatte sie instinktmäßig ihren Lauf der

Stelle zu genommen, wo der Weg durch's Gehölze abwärts führte in's Thal; jetzt kam ihr auch zum erstenmal der Gedanke, ob sie die Milchseihe bei sich habe, und als sie selbe in ihrer linken Hand gewahrte, ward ihr das erstemal etwas leichter um's Herz. Sie flog wie ein Vogel auf dem rauhen, steilen Weg hinab, indem sie immer glaubte, etwas weiter zurück ihr was nachtraben zu hören. Da hörte sie auf einmal weit von oben herab von der Alpenhütte die Töne des Alpenhorns und die Melodie des Kuhreigens durch die stille Nacht schallen. Das beruhigte sie einigermaßen; unwillkürlich stand sie etwas still, blickte zurück und gewahrte so, daß sie Niemand verfolge. Sie konnte nicht umhin, einige Augenblicke den lieblichen, sänftigenden Tönen zu lauschen; bald aber faßte sie beim Gedanken an den Mann, der diese Melodie herabblies, ein Schauder und Grausen, daß sie wieder mit aller Eile ihren Weg abwärts verfolgte, um so bald als möglich die Wohnungen der Menschen zu erreichen.

Lange noch tönten ihr die Klänge des Alpenhorns nach, die auf einmal verstummten, als sie von unten herauf laute Worte hörte, zwei Jagdhunde ihr entgegenliefen und sie bald darauf drei Männern begegnete, mit Jagdstutzen auf ihren Achseln, welche in's Hochgebirg auf die Jagd zogen. Die Männer waren sichtlich überrascht durch die Erscheinung der herabeilenden Moidl.

„'s Teufels! wer kommt denn da schon zuwege?"

— sprach Einer stillestehend und den Hut abnehmend. „Das ist beim Kukuk eine Hexe!“ — meinte der Andere. Die Moidl ließ sich aber nicht aufhalten und flog rasch vorüber, ohne ein Wort zu verlieren. Die Männer aber meinten, daß sie heute kein besonderes Glück auf ihrer Jagd haben würden, da ihnen früh Morgens eine Hexe begegnet sei.

Bald erreichte Moidl die Häuser drunten im Thal; es war noch Alles ruhig und still und in Schlaf versunken. Dort, wo sie den Nachtwächter im Hinaufwege das letztemal gehört hatte, auf dem Hügel jenseits des Baches bei der Häusergruppe, rief er eben zum letztenmale die dritte Stunde des Morgens aus:

Lost auf, ihr Leute und laßt euch sagen:
Der Hammer und der hat drei Uhr g'schlagen.
Der Wächter hat für euch gewacht,
Nun wünscht ihm eine gute Nacht;
Er bringt euch einen guten Morgen,
Mit neuer Freud' und neuen Sorgen.

Hie und da glitzerte jetzt ein Licht an den Fenstern der Häuser. Wie wohl war es der Moidl, sich wieder unter Menschen zu wissen! Deßungeachtet nicht langsamer, sondern so schnell als möglich eilte sie fort. Sie nahm sich nicht Zeit, auf den steinernen Stufen bei der Kirche draußen niederzuknien und ein Vaterunser zu beten, es ließ ihr keine Ruhe. Eine Weile weiter draußen gewahrte sie vor sich her zwei Fuhrleute auf dem Wege; sie bog aus und eilte etwas höher durch den Birkenwald ihnen vor. Als sie weiter

bei einem großen Bauernhause vorbeiging, kam ein Bursche heraus, um in dem etwas im Felde drunten gelegenen Stall das Vieh zu füttern und zu melken; er trug die Milchmelter und Seihe bei sich, und jodelte mit heller Stimme das Lied in die Nacht hinaus:

Auf d'Almen geh' ich aufi,
Weil's Wetter ist so schön, juchhe!
Und nicht von wegen der Sennerin,
Und nur von wegen der Grün.

„Seihe tauschen!“ — rief er die Moidl an. „Ist mir nicht feil,“ entgegnete diese und verdoppelte ihre Schritte. Das „Auf d'Almen geh' ich aufi,“ gab ihr einen Stich in's Herz und sie dachte bei sich, daß sie gewiß nie und nimmer in ihrem Leben eine Alpenhütte betreten werde, so wohl und heiter es ihr auch sonst immer auf den hohen, freien Alpen gewesen war.

Als sie hinauskam, wo das große Dorf eine Viertelstunde seitwärts von ihrem Wege lag, schlug es auf der Thurmuhr drüben vier Uhr und die Betzeitglocke tönte herüber. Der Moidl war dieß ein freudiger Laut; jetzt erst glaubte sie sich vom Banne des Geistes völlig befreit, denn wenn das „Angelus“ tönt in der Frühe, müssen die Geister fort.

Ein altes Weibele mit einem Rückkorb wandelte langsam am Wege hin und betete laut ihr Morgengebet. Die Moidl erkannte, daß es eine Base von ihr sei, die Schwester ihrer Mutter.

„Wo kommst denn du heute her?“ fragte das Mütterchen ganz verwundert, als es die Moidl er-

blickte. „Da," sagte die Moidl und wies die große Milchseihe hin, „vom Seiges herunter."

„Gott erbarm!" rief das Mütterchen und schlug die Hände zusammen. „Mensch, was hast du gewagt?"

Aber die Moidl gab keine Antwort mehr, sie war schon voraus und die alte Base mochte so ihre Predigt allein vor sich hinbrummen. Beim Ölberg drunten fand Moidl eine Gruppe von Leuten beisammen, Männer und Weibspersonen, die mit ihren schmalen und kurzen Rechen in aller Frühe auf dem Wege in's Gebirg waren, um Streu zusammenzubringen. Sie hatten eben ihr Vaterunser gebetet und setzten sich, um ein wenig zu rasten, auf die herumliegenden Felsblöcke und Rasenerhöhungen. Die Männer langten ihre Tabakspfeifen hervor und zündeten eins an. Die Moidl wollte sich unter diese Leute, die alle aus ihrem Dorfe waren, nicht mischen, und setzte sich unbemerkt etwas seitwärts im Walde nieder. Sie hörte jedes Wort, das sie sprachen. Das Gespräch war von ihr, denn es waren junge Bursche von des Malers Sippschaft dabei und namentlich auch des Nachbars Michel, der die zwei Kronenthaler in Verwahrung hatte.

„Die magst du dem Großpeintner," — so hieß der Bauer, bei dem Moidl im Dienste war — „schon wieder zurückgeben," sagte Einer zum Michel.

„Das ist vorbei," sagte ein Anderer; „das Stück hat die Moidl nicht ausgeführt."

„Ich hab' aber," entgegnete Michel, „den Senner beim Großpeintner im Stall gefragt, ob Moidl zu

Hause sei, und der sagte mir, der Donau sei um Mitternacht gekommen, von der Moidl aber noch keine Spur."

„So steht es nicht gut mit ihr und der Geist in der Seigeshütte hat sie zu tausend Stücken zerrissen," — sprach der Lotterhiesl, einer von den Burschen, der einen besondern Pick auf Moidl hatte.

„Was Geist zerrissen!" erwiederte ein Anderer; „ich setz' meinen Kopf, die Moidl hat die Seigeshütte nicht gesehen. Sie ist über den rothen Brunnen nicht hinausgekommen und wird schon bald nach Hause zurückkehren, wie ein Hund, der ein Tüchtiges auf den Schweif bekommen hat."

Diese Reden ärgerten die Moidl; sie konnte sich nicht enthalten hervorzutreten, um den Schwätzern den Mund zu stopfen. So kam sie denn aus ihrem Verstecke heraus, die Milchseihe hoch emporhaltend.

„Da," sagte sie, „mögt ihr sehen, ihr Schwätzer! ob ich die Seigeshütte gesehen habe oder nicht. Die zwei Thaler, Michel, sind mein!" Und sie flog den steilen Weg hinab, ohne auf ein Wort Gegenrede zu warten. Die Leute aber waren verdutzt genug, und es dauerte eine Weile, bis wieder ein Wort gesprochen wurde und Lois das Schweigen brach mit den Worten: „Ja, die Moidl, wie die ist Keine!" — „Ihr seid Alle nur Heneler dagegen!" sagte Eine aus den Weibspersonen. „Das sind wir," entgegnete der Michel, „und wenn mir der Großpeintner zweimal die Milchseihe mit Dukaten anfüllen wollte, ich hätte sie nicht heruntergeholt vom Seiges."

Ungefährdet kam die Moidl nach Haus; es war etwa fünf Uhr Morgens und noch stockfinster. Sie trat in die Stube; Niemand war da, als ihre Bäuerin; diese kniete auf der Bank neben dem Tische und betete; sie betete für die Moidl, denn es war ihr angst und bang um sie in ihrem Herzen. Daß der Donau allein nach Hause gekommen, verdoppelte ihre Besorgniß. „Jesus, Maria! bist du's, Moidl?" sprach sie aufspringend, als sie eintrat. „Gott sei Lob und Dank, daß du kommst!"

„Ich bin es, Bäuerin!" entgegnete Moidl und setzte sich, laut und tief athmend, auf die Ofenbank.

„Und du hast die Seihe da bei dir, und du bist droben gewesen auf dem Seiges?"

„Da ist sie; ihr werdet sie wohl kennen!" meinte die Moidl, und legte die Seihe neben sich und zog das Brod aus dem Sacke, das sie nicht zur Milchsuppe aufgeschnitten hatte; die Milchflasche hatte sie in der Seigeshütte droben stehen gelassen.

„Wie ist es dir gegangen, Moidl? Sag' mir, erzähl'! ist dir nichts Ungerades begegnet?" fragte die Bäuerin begierig.

„Was mir begegnet, werd' ich nicht sagen!" entgegnete Moidl; „jetzt aber muß ich in's Bett, mir ist nicht wohl."

Die Bäuerin erkannte wohl, daß Moidls Wunsch, in's Bett zu kommen, nicht leer sei; sie zitterte am ganzen Leibe; ihr Puls schlug, als ob ihr ganzes Blut Feuer wäre.

Die Bäuerin mußte ihr helfen, über die Stiege hinaufzukommen in ihre Kammer. Der Stallbube hatte

die Moidl kommen sehen und machte es schnell den Andern im Hause bekannt, und Alle, der Oberknecht voran, eilten in die Stube, um das Ende vom Liede zu erfahren. Die Allen wohlbekannte, große Milchseihe vom Seiges lag auf der Ofenbank, die Moidl war schon fort. Der Kampf war für sie siegreich geendet.

Moidl bekam das hitzige Nervenfieber; lange schwebte ihr Leben in Gefahr. Nach fünf Wochen kam sie wieder das erstemal in die Stube herunter, im Vergleich mit ihrer früheren Gestalt zu einem Schatten zusammengeschwunden. In ihrer Krankheit, wo sie zwölf Tage fortwährend von Sinnen gewesen, hatte sie immer von ihrem Gang auf den Seiges phantasirt; so begierig die Leute lauschten, um zu erfahren, was ihr begegnet sei, konnte doch Niemand aus ihren Reden klug werden. Es kam Alles durcheinander.

Die Moidl erholte sich nie mehr vollends; ihre frühere Kraft, Frische und ihr ungebeugter Muth war dahin. Sie mußte den Dienst beim Großpeintner, dem sie nicht mehr gewachsen war, verlassen und bezog ein einsames Stübchen, um für sich allein zu sein, wo sie kümmerlich sich mit Spinnen ernährte. Ein Wurm nagte an ihrem Leben, sie schwand zusehends dahin. Was ihr auf dem Seiges begegnet, hat sie erst in ihren letzten Tagen ihrer vorigen Bäuerin, der Großpeintnerin, erzählt, die ihr während ihres Siechthums viel Gutes that. Anderthalb Jahre nach ihrem Gange auf den Seiges sank sie in's Grab. Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe!

Das Buttermännchen.

die Moidl kommen sehen und machte es schnell den Andern im Hause bekannt, und Alle, der Oberknecht voran, eilten in die Stube, um das Ende vom Liede zu erfahren. Die Allen wohlbekannte, große Milchseihe vom Seiges lag auf der Ofenbank, die Moidl war schon fort. Der Kampf war für sie siegreich geendet.

Moidl bekam das hitzige Nervenfieber, lange schwebte ihr Leben in Gefahr. Nach fünf Wochen kam sie wieder das erstemal in die Stube herunter, im Vergleich mit ihrer früheren Gestalt zu einem Schatten zusammengeschwunden. In ihrer Krankheit, wo sie zwölf Tage fortwährend von Sinnen gewesen, hatte sie immer von ihrem Gang auf den Seiges phantasirt; so begierig die Leute lauschten, um zu erfahren, was ihr begegnet sei, konnte doch Niemand aus ihrem Reden klug werden. Es kam Alles durcheinander.

Die Moidl erholte sich nie mehr vollends; ihre frühere Kraft, Frische und ihr ungebeugter Muth war dahin. Sie mußte den Dienst beim Großpeindler, dem sie nicht mehr gewachsen war, verlassen und bezog ein einsames Stübchen, um für sich allein zu sein, wo sie kümmerlich sich mit Spinnen ernährte. Ein Wurm nagte an ihrem Leben, sie schwand zusehends dahin. Was ihr auf dem Seiges begegnet, hat sie erst in ihren letzten Tagen ihrer ehemaligen Bäuerin, der Großpeindlerin erzählt, die ihr während ihres Siechthums viel Gutes that. Anderthalb Jahre nach ihrem Gange auf den Seiges sank sie in's Grab. Der Herr gebe ihr die ewige Ruhe!

Das Buttermännchen.

Wir sitzen eine Zeitlang auf dem Stellwagen und fahren auf selbem von Innsbruck fort, der Hauptstadt im Tyrolerland. So fahren wir auf bestaubter Straße (denn wohlgemerkt, wir reisen im Sommer, bei hellblauem Himmel und gutem Wetter; im Winter oder bei Nebel und Regen möchten wir den Marsch nicht machen) durch lachende Fluren hinauf dem freundlichen Oberlande zu. An der himmelhohen Martinswand vorbei kommen wir nach Zirl, wo die trockenen Türkenwirler zu Haus sind; dann geht die Stellwagenroute über Inzingen, Hattingen und Pollingen. Da kehren wir beim Wirth ein, gerade der Sonderlichkeit wegen, weil seit Methusalems Zeiten noch nie ein Stellwagen vor selbigem Wirthshaus gehalten hat. Neugelabt fahren wir weiter über Flaurlingen, lassen Oberhofen rechts liegen, um Pfaffenhofen kümmern wir uns gleichfalls nichts, und eilen in die Rietzeraue zum Dürreler; der spielt uns zum Schoppen, den wir

trinken, noch ein Lustiges auf der Zither auf, und wenn wir noch einen trinken, noch ein's. Vielleicht haben wir in beiden Sachen am ersten genug; lange können wir uns ohnehin nicht aufhalten, und so fahren wir weiter. Jetzt richte dir drei halbe Kreuzer; am Rietzerbache sitzt immer ein armes, gichtkrankes Weib, die bettelt dich an; und zwei, drei flinke Büblein laufen nach und halten so lange den Hut empor, bis du etwas hineinwirfst. Ich bin einmal mit so Einem im Postwagen gefahren, der hat einen trutzigen Schnurrbart getragen und eine majestätische Adlernase; einen Blick hat er geführt, wie ein Pascha von drei Roßschweifen, und als die Büblein an den Wagen herangesprungen kamen und riefen: „Bitt' gar schön, bitt' gar schön!" hat er zornig das Fenster aufgerissen und hinausgerufen: „Schämt ihr euch nicht, zu betteln, ihr jungen Bursche?" Sie haben sich ohne Zweifel seit dieser tiefgreifenden Allocution geschämt. Und dann hat er das Fenster wieder zugemacht und vor sich hingebrummt: „Man sollte ein scharfes Gesetz erlassen, das strenge Strafe gegen Jeden festsetzt, der solchen Straßenbettlern etwas gibt." Vielleicht bringt es der Mann dahin, daß an den Rietzerbach ein Inspektionshaus gebaut und ein Inspektor und ein Controlleur mit zwei Schreibern angestellt wird, und diese darüber wachen müssen, daß die Rietzerbuben mit keinem Pfennig mehr beglückt werden.

Aber wo komm' ich hin? Wir sind jetzt schon am Tannrain vorbei und da ist Silz und der Steinbock.

Hier essen wir zu Mittag, und iß tüchtig, denn jetzt heißt es zu Fuß wandern und es kommen rauhe Wege.

Der Stellwagen fährt fort, wir haben keinen Theil mehr daran. Wir wandern noch eine Zeitlang auf der Landstraße fort, durch einen lieblichen Föhrenwald, am Dorfe Hoimingen vorbei, und jetzt geht es in's schauerlichschöne Ötzthal, wo die Ziegerbandlen zu Hause sind.

Du mußt schon selbst dich ein wenig umsehen, und dir merken, was dir gefällt; wollt' ich dir Alles beschreiben, wir kämen nicht weiter. In Ötz beim Kaßlwirth trinken wir noch ein Seidl; es ist ein guter dort und noch bessere Leute; es paßt Ein's zum Andern und das ist die Hauptsache auf der Welt, ist aber selten. Weiter gehen wir durch's Thal einwärts. Es fängt schon an, ziemlich schauerlich zu werden; in Glacéhandschuhen und schwarzem Frack tritt die Natur im Ötzthale nicht auf, eher wie ein recht derber Senner mit wildbewachsenem, fettglänzendem Gesicht, berußtem Hemde, lederner Hose und groben Holzschuhen, einen knotigen Bergstock in der Hand und etwa, damit der Figur doch auch etwas Anmuthigeres beigegeben sei, eine krumme Spielhahnfeder auf dem grünen Hute mit einem Strauß von Alpenrosen und die birkenrindene Hirtenschalmei um die Achsel.

Habichen thut es noch; jetzt aber geht es steil aufwärts zwischen Felsentrümmern durch. Wild und schäumend stürzt zu unserer Seite die Ötzthaler Ache nieder, und wir werden sie vor der Hand allein schwätzen

lassen müssen und lieber eine Zeitlang stille sein; es nützt doch nichts, sie gehört zur Opposition.

Auf der Höhe angelangt, wandern wir am scharmanten Tumpen vorüber; Citronengärten und Orangebäume gibt es da freilich keine, aber dunkle Föhren und Fichten nicken überall von den Felsen hernieder. Hier war es, wo vor einiger Zeit zwei grauhaarige Junggesellen hinaufstiegen, um für ihre Paar Ziegen Gras zu rupfen an den Stellen, wo kein Steinbock und keine Gemse hinkommt. Mitten in der besten Arbeit stürzte Einer über den Fels herab und machte Feierabend für sein Leben; der Andere sah ihn hinabstürzen, schaute ihm nach und rupfte Gras fort, als ob eben nichts anderes als ein Stein hinabgepurzelt wäre. Er hat sich gedacht: Es ist genug, daß der vor Sonnenuntergang Feierabend gemacht hat, ich will nicht auch mit halbem Tagwerk nach Hause gehen. Der Habicht hat etwas gehalten auf sein Tagwerk!

Wir kommen nun zur „Engelewand". In grauer Vorzeit stand da ein Ritterschloß, und ein Ritter hauste darin, der hatte eine Frau und ein wunderliebliches Söhnchen. Einst spielte der Knabe auf dem Rasenboden im Hofe oder vor dem Schloßthore, da flog ein gewaltiger Steinadler oder Lämmergeier vom Felsen nieder, packte ihn und trug ihn hinauf in sein Nest, den Jungen zum Fraße. Die Ältern sahen dieß am Schloßfenster und du kannst dir ihren Schrecken denken. Sie jammerten und beteten, und nicht umsonst: ein Engel entriß den Knaben den Klauen des

Adlers und trug ihn sanft und wohlerhalten zur Thalsohle nieder und zum väterlichen Schloß. Daher hat die mächtige, kühn aufstrebende Felswand den Namen Engelewand.

Wenn du willst, gehen wir vorerst nach Umhausen zum Marbergen; dort kannst du deinen Namen in's Fremdenbuch einschreiben und dich so im Ötzthal verewigen. Wir müssen aber wieder zurück und seitwärts rechts hinauf in die Berge; da heißt es freilich schnauben, schwitzen und oft rasten, jedoch hoff' ich, du wirst nicht zurückbleiben. Wir vergessen nichts von dem, was zu solch' einer Alpenparthie nothwendig ist, tüchtige Schuhe an die Füße, Bergstock und Feldflasche; den Proviant tragen wir uns selbst, Speck, kaltes Fleisch, Schinken, Brod, meinetwegen auch Chocolade. Also Gott empfohlen und auf den Weg.

Außer Umhausen führt ein schmaler Gebirgspfad steil aufwärts, an ein Paar Häusern vorbei, die wie ein Geiernest droben kleben in den Felsen und wo selbst die Hennen Fußeisen tragen; man heißt es auf dem Farst. Hinter diesen Häusern geht es durch ein Thal hinein, dessen beide Seiten mit Bergwiesen überdeckt sind, wo ein köstliches Futter wächst. Diese Bergwiesen sind auf schmalem Pfade zu durchwallen, und wer will, mag sich einen Strauß würziger Alpenblumen pflücken, Madaun und Marbel u. dgl. Mitten im Thale führt der Pfad über den Bach auf die linke Seite hinüber und schlängelt sich an derselben steil empor, und da müssen wir hinaufsteigen, denn

hinten wird das Thal durch eine Felswand abgeschlossen, über welche der schäumende Bergbach wohl plätschernd herabstürzen, aber Niemand hinaufkommen mag.

Nachdem man den Pfad an der Seite emporgeklettert ist, kommt man in ein neues Thal, das sich wild und rauh tief hineinzieht und dessen Hintergrund die Riesenpyramide des Acherkogls bildet. Es hat an manchen Stellen einige Breite und bietet im Sommer hie und da eine grasgrüne Ebene am durchschlängelnden Bache zur Viehweide. Die Seitenflächen sind größtentheils mit Steingerölle überdeckt, das von den Kuppen und niederern Felskogeln, die wie Trabanten ihren König, den Acherkogl, umstehen, herabrollt. Hie und da zieht sich ein Fleck ewigen Schnee's, ein Gletscheransatz, etwas tiefer herab, der da im Winter sein Quartier aufgeschlagen hat, aber sich auch im Sommer nicht mehr vertreiben läßt, mag auch die Sonne ihm zehnmal das Quartier aufkündigen und gegen seine Gegenwart protestiren. Unter den herumstehenden Felskogeln gefallen mir zwei besonders; ihre Spitzen sind gegeneinander geneigt, als wollten sie mitsammen plaudern, und sie haben in ihrer ganzen Gestalt so etwas Kindisches und Läppisches, als wären es ABC-Buben unter den Kogeln.

Dieß Hochthal ist nun der Schauplatz der Thätigkeit unseres Helden, des Buttermännchens. Da treibt es bei Nacht und Nebel seine Heerde aus und ein,

und weithin tönt das Geläute der Heerdeglocken; da schallen gar oft in stiller Mitternacht die Töne seiner Schalmei und die Melodie des Kuhreihens durch's einsame Thal von einem Hügel herab. In kalten Wintertagen wagt sich das Buttermännchen wohl auch bei Tag, bei hellem Wetter und Sonnenschein auf kurze Zeit hervor und setzt sich auf den ungeheuern Felsblock vor seiner Wohnung; aber gewöhnlich dauert das nicht lange, und es zieht sich bald unwillig wieder zurück in seine dunkle, feuchte Felsgrotte. Im Sommer aber und bei hellem Wetter ist vom Buttermännchen bei Tag keine Spur zu erfragen, da hält es sich mausigstill in seinem feuchten Loche; erst wenn die Sonne untergegangen ist und die Sterne am blauen Firmamente sich hervorstehlen und die kühle Nachtluft von den Eisfeldern herab durch's Thal streicht, tritt es hervor und treibt seine Heerde auf die Weide und bläst zum Zeitvertreib auf seiner Schalmei, daß die Hirten in der Alpenhütte draußen oft in stiller Mitternachtsstunde aufstehen und dem Buttermännchen lauschen, wie's schalmeien kann.

Das Buttermännchen ist eben ein Buttermännchen und hat ganz die Natur der Butter.

Es muß der Sonne und ihren wärmenden Strahlen aus dem Wege gehen, so gut es kann, denn es würde darin schmelzen und zergehen, wie die Butter. In tiefer, feuchter Felsgrotte, weit drinnen im Thale, hat es darum seine Wohnung; da sitzt es auf kaltem

Stein in ewiger Nacht und Finsterniß. Wenn es hie und da an den alten, herumstehenden Zirmbäumen ein Bündel dürrer Äste in seine Grotte schleppt und sich damit ein lustiges Feuer anmacht, muß es so weit als möglich von selbem hinwegsitzen und darf nicht nahe kommen, sich zu wärmen; es würde augenblicklich schmelzen. Da zündet es so schnell als möglich seine Pfeife an und schmaucht, in den tiefsten Winkel gekauert, und blickt sehnsüchtig auf die hellauflodernde Flamme hin, der es nicht nahen darf; auch die Pfeife darf es nicht lange im Munde behalten, der warme Tabaksqualm würde seinem Munde, Zunge und Zähnen gefährlich werden, und das Buttermännchen möchte seine Lust damit büßen, daß ihm Zunge und Zähne wegschmölzen, wie neugefallener Schnee im April. Deßwegen hat es zur Nachtszeit seinen Tag, es marschirt bei Sturm und Wind, und der Mond ist seine Sonne. Gar manchmal taucht es seinen weißlodenen Hirtenmantel in's kalte Wasser, das neben seiner Höhle von einem Schneefleck über die Felsplatten niederrieselt, und wirft den so durchnäßten um die Schultern, um solcher Art besser vor den Sonnenstrahlen geschützt zu sein.

Woher kommt nun aber das Buttermännchen, und wie geschah es, daß selbes zu solchem Leben verdammt ward, Sommer und Winter droben zu hausen auf wüster Alpe, in Nacht und Nebel sich herumzutreiben mit seiner Heerde und den freundlichwärmenden Sonnenstrahlen aus dem Wege zu gehen?

Darüber will ich dir nun den gehörigen Aufschluß geben.

Das Buttermännchen ist zu Hause tief im Ötzthale; sein Vaterhaus steht auf einem Fleck Erde, daß es schwerlich einen armseligeren auf Gottes weitem, schönen Erdenrunde geben kann. Diesen Erdenfleck will ich dir seiner Gemarkung nach also beschreiben: Es ist eine kleine Erhöhung; auf einer Seite braust der schäumende Wildbach in der Tiefe, auf zwei anderen Seiten, vorn und hinten, haben im Winter die Lawinen ihren Rinnsal herunter, und im Sommer reiten Gießbäche und Muhrbrüche darin herab; die vierte Seite wird begränzt von einem himmelanstrebenden Felskogel.

Auf diesem Erdenparadiese stehen vier aus Holz gezimmerte Hütten und bei jeder Stall und Stadel, gleichfalls aus unbehauenen Fichtenstämmen aufgezimmert, und darunter auch das Vaterhaus unseres Buttermännchens. Die Bewohner dieser Hütten haben das angenehme Schauspiel, daß im Winter die herabdonnernde Lawine gerade bei ihrer Hausthüre vorbeireitet wie ein Postillon auf flinkem Pferde, und im Sommer rechts und links zu beiden Seiten bei einfallendem Ungewitter reißende Gebirgsbäche stehende Fichten und wuchtige Felsblöcke vorbeiführen. Es hat auch sein Schönes, mitten zwischen mächtigen und zerstörenden Elementen sich so ganz in Sicherheit zu wissen und dem wilden Strudel und Treiben ruhig und unbekümmert zusehen zu können.

Wo sind nun aber die Felder und Wiesen, auf welchen die Bewohner dieser Hütten ihre Korn- und Heuärndte halten?

Blicke hinauf links jenseits des Wildbaches! Dort siehst du über den Felsen hie und da einen schmalen Fleck mit Hafer oder Gerste besäet, das sind die Landgüter dieser Leute, und weiter hinauf bis völlig in's blaue Firmament hinein sind ihre Wiesen und Grasböden. Da stehen sie droben, mit Steigeisen an den Füßen und völlig in der Luft hangend, und mähen das Gras und müssen sehen, daß es nicht hinabfliegt bis in den Bach und sie etwa selbst mit ihm. Der Ort, von dem ich da rede, heißt Winterstall, und es mag der Name seine gute Bedeutung haben und der Winter da wirklich Quartier und Herberge aufgeschlagen haben. Ich habe von einer Dienstmagd gehört, die in Winterstall zu Hause war und, um sich durchzubringen, hinauswandern mußte auf's Land, wo sie Magd ward bei einem wohlhabenden Bauern in einem hübschen Dorfe in freundlich angenehmer Gegend. Die gute Haut erkrankte da, und ihr letztes Stündlein rückte heran. Die Bäuerin fragte sie, wenn sie jetzt sterbe und in den Himmel komme, und sie müßte wieder herab in die Welt, und Gott thät sie herabschicken, nochmals als Mensch zu leben, und sie hätte die Wahl und könnte sich einen Ort auswählen — vom Himmel herab könnte sie ja Alles wohl überschauen, wo es am lieblichsten wäre — was sie denn für ihr zweites Erdenleben für einen Ort sich wählen würde? Die

Bäuerin meinte, doch etwa einen Ort, wo Türken und Weizen wächst und Obstbäume das zierliche Dorf umkreisen, oder gar, wo der Wein wächst, und noch eher, wo der Kaffee zu Hause ist und die Zuckerhüte an den Bäumen hängen. Die gute Magd aber dachte auf dieß alles nicht und meinte offen und ehrlich, wenn sie nochmals vom Himmel herabfallen müßte, so möchte sie halt wieder auf Winterstall fallen.

Da also war unser Buttermännchen zu Hause, kam aber frühzeitig schon hinaus in jenes Dorf, dessen spitzigen Kirchthurm wir zuletzt gesehen haben, zu einer Base. Seine Arbeit daselbst war, im Winter als Fütterbube dem Melcher zu helfen im Stall und im Stadel, und des Sommers mußte er hinauf in die Alpe, in der wir stehen und in welcher er jetzt als Buttermännchen haust.

Ein solcher Kühbube auf der Alpe hat eben auch sein Geschäft und seine wichtige Bedienstung. Er hat am meisten Schlaf und soll der Erste auf sein. Im Hochsommer steht der Tag früh auf, auf den Hochalpen noch früher als drunten in den dumpfen Thälern. Der Kühbube soll aber noch früher aufstehen, als der Tag. Und dann heißt es melken, und dann das Vieh austreiben helfen. Wo ein gefährlicher Platz ist und das Vieh nicht hineindarf, da muß der Kühbub der Heerde voran und vorstehen bald rechts und bald links. Die Hirten argumentiren, daß ein solches Büblein flinke und leichte Füße habe, leichtere, als sie selber, und daß es ihnen selbst in ihrem Stande als

Kühbuben nicht besser gegangen sei; darum schlendern sie gemächlich der Heerde nach; wehe aber dem Kühbuben, wenn er nicht zu rechter Zeit am rechten Flecke steht!

Wenn das Vieh am bestimmten Weideplatze ist, muß der Kühbube in den Hag zurück; da hat der Senner den großen Treibkübel für ihn gefüllt, und da muß er daran und so lange drehen und schwitzen, bis es dem Rahm beliebt, sich in Butter zu verwandeln. Der Knabe möchte wohl eine Butterschnitte verdient haben, hie und da wird sie ihm auch zu Theil; meist aber muß er sich mit einem Schluck Buttermilch begnügen.

Ist diese Arbeit gethan, muß der Kühbube daran, die Ställe zu säubern. Sodann mag er hinaus und sehen, wie er eine Last dürrer Äste zusammenbringt; denn das ewige Feuer in der Hütte gehört auch in's Portefeuille des Kühbuben, und muß er gleichfalls für Speis und Trank sorgen.

Hat er die schwere Holzbürde in die Hütte zurückgebracht und neben der Feueresse niedergeworfen, dann endlich mag er sich ein Stündlein gütlich thun und sich hinauslegen in die wärmende Sonne auf den Grasboden. Da braucht er kein Wiegenlied, um in Schlaf zu sinken, und er würde ohne Zweifel fortschlafen, wenn auch ein Donnerwetter am Himmel heraufzöge und es krachte und blitzte; und selbst wenn ein tüchtiger Wetterregen ihn taufte, würde er nur unwillig

sich von einer Seite auf die andere wenden, aber nicht aufwachen.

Da kommt aber der Senner und stößt ihn etwas unsanft mit den Holzschuhen und donnert etwas herab, wie einen kräftigen Fluch, daß der gute Bube aufwacht und sich die Augen reibt und herumsieht, wo er sei und sich wundert, da er doch gerade eben eingeschlafen, daß es schon so spät sei und die Sonne indessen einen so weiten Ruck gegen die Berge hinab gemacht habe.

Nun heißt es auf und sich waffnen mit Stock und Hirtentasche und Holzschuhen, und der Kühbube muß jetzt zum Vieh und die Heerde zurückgeleiten, wie er sie fortgeführt hat.

Dann mag er wieder melkend von einer Kuh zur andern, von einem Stall zum andern wandern — die Sterne sind über dieser Arbeit alle am Himmel aufgegangen — und wenn es Feierabend ist, dann kommt das, was dem Kühbuben das Liebste ist, ein in Butter schwimmender Pfannkuchen oder ein fettes Melchermuß. Der Senner hat es gekocht und mit Virtuosität in der Pfanne über dem Feuer geschwungen; der Kühbube hat ihm, in einen Winkel am Feuer gekauert, zugesehen und mit doppeltem Interesse, einmal mit wässernden Zähnen nach dem köstlichen Gerichte, dessen ein Theil auch in seinen Magen soll, und mit dem sehnlichen Verlangen, auch bald die Kunst des Pfannenschwingens als Senner zu praktiziren.

Nun ist noch der Rosenkranz zu überstehen, den

wohl der Kühbube gerne schenken würde, der Oberhirt aber nicht auslassen will, und dann endlich mag der Bube über die Leiter hinauf in die Dille und auf's Stroh sich werfen und schlafen, schlafen, — möcht' es nur lange dauern und der Morgen nicht so bald wieder über die Berge heraufgucken! Das Bett, womit er sich zudeckt, ist freilich nicht von Eiderdunen, sondern nur ein abgetragener Kotzen von Wolle; das macht aber nichts. Im Stroh, das nicht von gestern her ist, haben sich gewisse braune Thierchen angesiedelt, und ihre Kolonie hat in ihrem Wachsthum die kühnsten Erwartungen übertroffen. Mancher würde sich etwas unbehaglich in solcher Nachbarschaft fühlen, das gibt aber unserem Kühbuben nichts zu schaffen; denn bei ihm thaut der balsamische Schlaf auf die Augenlider reichlich nieder. So schläft er, bis der Morgen leise hinter den Bergen heraufsteigt; und der ruft wieder an's gewohnte Tagewerk.

Wenn der Bube seinen Curs als Kühbube vollendet hat, dann bringt er es zum Unterhirten, sofort zum Oberhirten und, wenn's gut geht, zum Sennen.

Auf der Alpe, auf welcher das Buttermännchen jetzt sein Unwesen treibt, machte selbes seine Hoheschule als Kühbube, Unterhirt und erstieg den höchsten Gipfel dieser Stufenleiter von Ehren und Würden, indem er es bis zum Sennen brachte.

Als Senne war er der oberste Herr und Gebieter in der Alpenhütte; die ganze Alpenwirthschaft stand unter seinem Befehl; wie der Oberhirt die Weide und

äußere Besorgung der Heerde über sich hatte und so der Minister des Äußern war, so war der Senne der Minister des Innern. Er hatte die Aufsicht und Pflege der Milch und der Verwandlungen derselben in Butter und Käse; die goldgelben Butterwecken, der Reihe nach im Gaden aufgestellt, standen unter seiner Herrschaft und die großen, gewichtigen Käselaibe ebenso. Da durfte Niemand es wagen, den Gaden zu betreten, wo dieselben aufbewahrt wurden, nicht einmal der Oberhirt. Der Schlüssel dazu befand sich in der Hosentasche des Sennen, so bei Nacht wie bei Tage. Auch das Kochen war sein Geschäft, und von seiner Laune und seinem Willen hing es ab, wie die Andern verpflegt wurden und was sie zu essen bekamen; sie mußten also sehen, den Sennen bei guter Laune zu erhalten, sonst gab's magere Kost, ein Türkenmuß, einen Türkenwirler, oder trockene Schottennudeln statt der Strauben und des Melchermußes. So hatte der Senne große Macht und Gewalt in der Hand, und viel war ihm übergeben.

Unser Buttermännchen war aber ein ungerechter Haushalter. Die Butterwecken und Käse gehörten von Rechtswegen den Bauern, deren Kühe die Milch dazu hergegeben hatten; die Hirten auf der Alpe hatten für ihre Mühe Kost und Lohn und das sogenannte Hirtenmahlele am Tage, da sie von der Alpe in's Dorf zurückkamen.

Damit war aber unser Buttermännchen nicht zufrieden; die Butterwecken, die unter seiner Obhut

standen, hatten nichts dagegen, wenn er sie in Silberzwanziger für seinen Geldbeutel verwandelte; sie waren gutmüthige Kerle, hatten weder Augen noch Ohren, noch einen Mund, und wußten nicht, ob sie dem Peter oder Paul, dem Hiesl oder Wastl zugehörten. Sie mochten wohl ahnen, daß sie nicht in alle Ewigkeit Butterwecken bleiben könnten. Ob ihre Verwandlung nun etwas früher oder später vor sich gehe, ob sie früher oder später in die glühende Pfanne hinein müßten, war ihnen bei ihrem stoischen Starkmuthe eins und dasselbe.

Diese Gutmüthigkeit und Einfalt der Butterwecken benützte unser Buttermännchen vortrefflich zu seinem Vortheil, und gar mancher Wecken spazierte nicht in den Schmalzkübel derjenigen Bäuerin, der er eigentlich zugehörte, sondern anderswohin.

Wenn Niemand in der Alpenhütte zu Hause war, die Hirten bei der Heerde, der Kühbube auf dem Rasen außer dem Hag in der warmen Sonne schnarchte; da kam gar manchmal ein kurzes, altes Männchen mit einer Kopfkraxe in die Hütte. Es hatte stark gebogene Beine, vielleicht weil es sein Lebenlang viel auf krummen Wegen gegangen war; von den gekrümmten Beinen aufwärts bis zum Hals lief es wie eine Pyramide zusammen, und der kleine Kopf saß darauf, wie wenn man einen Stein auf eine abgestumpfte Pyramide legen würde. Es mochte früher im Gesichte etwas fetter gewesen sein; jetzt hatte sich die überflüssige Haut in tüchtige Falten zusammen-

gelegt, welche gebräunt und gesteift aussahen, als ob das Gesicht ein halbes Jahr im Rauch gehangen hätte; zudem war es von Blatternarben im Überflusse verwüstet. Ein grauer Schnurrbart hing melancholisch über den breiten, zahnlosen Mund herab, wie das graue Moos über die verwitterten Äste einer uralten Fichte. Die Augen waren tiefliegend, klein und scheu unter starken, buschigen Augenbrauen verborgen; keinem Menschen schauten sie gerade in's Gesicht, sondern immer etwas schief und quer. Das Männchen sprach wenig, wenn es bei Leuten war, aber desto mehr allein und mit sich selbst.

Dieses Männchen also kam gar manchmal im Laufe des Sommers mit seiner Kopfkraxe auf die Alpe. Auf abgelegenen Pfaden schlich es heran, denn es wußte auf's Genaueste alle Steige und Schliche. Bis die Nachmittagsstunde heranrückte (welche Zeit es zur Ausführung seines Vorhabens als die geeignetste erprobt hatte), hielt es sich unweit der Hütte unter einer überhangenden Felswand verborgen; es war reichliches Gestäude dort, und es konnte unbesorgt auch schlafen, was es nicht ungerne that, weil es zur Nachtszeit seine Wege machen wollte. Es führte ein sogenanntes Schelmpfeifchen bei sich, das einen weithingellenden Ton gab; und da die Stelle unter dem überhangenden Fels nicht weit ober der Alpenhütte lag, gab es mit selbem dem Sennen das Signal von seiner Ankunft. Dieser mußte nun machen, daß Niemand in der Hütte und ringsherum sei, mußte den Küh-

buben sobald als möglich zu seiner Dille senden; und war kein wachendes Menschenauge mehr in der Gegend, dann blies der Senne wie zum Zeitvertreib vor der Hütte ein Paar unschuldige Gesätzlein auf der Schalmei und der Mann mit der Kraxe schlich heran. Da fand keine Begrüßung, kein Grüß dich Gott, kein Händedruck statt; in eiliger Hast machten sich Beide in die Hütte hinein und in den Gaden; da wurden stillschweigend die Butterwecken gewogen und mit römischen Ziffern ihr Gewicht mit Kreide an die Hinterseite der Gadenthüre geschrieben; die gewogenen Wecken spazierten auf die Kraxe des Fremden; nun ward zusammensummirt, soviel Pfund und soviel Zwanziger; die Rechnung war bald gemacht und ausbezahlt, und der Fremde machte sich mit der beladenen Kraxe so eilig aus dem Staube, als er gekommen war, hinauf in den Hinterhalt unter dem überhangenden Fels, wo er wartete, bis die Sonne hinunter war und der klare Mond am blauen Himmel aufstieg, bei dessen Silberlicht er dann über Berg und Thal seinen Weg fortsetzte.

So trieb unser Buttermännchen manchen Sommer ein sehr böses Spiel. Die Weiber im Dorfe drunten lärmten wohl, daß ihre Schmalzkübel sich mit der von der Alpe gebrachten Butter nicht wie in frühern Zeiten füllen wollten und meinten, die Kühe müßten verhext sein; die Männer machten lange Gesichter, wenn sie auf die Alpe kamen, die gewonnene Butter abzutragen und den geringen Vorrath bemerkten. Aber

der Senne war auch mit Ausreden nicht verlegen. Bald waren die Nächte zu kalt für das Vieh, Schnee und Reif hatte die Weide ganz verdorben, die Kühe waren zur Milch nichts werth, das Wetter war auch viel zu trocken gewesen u. dgl.

Der Krug geht aber so lange zum Brunnen, bis er bricht. So ging es auch mit unserem Buttermännchen. Selbes war zwar ein Bursche in den besten Jahren, vorn in den dreißigen, voll Leben und Gesundheit, und die robusten Knochen, die breiten Schultern, die derben Fäuste, die braunrothe Farbe des scharfen Gesichtes hätten mögen schließen lassen, daß dieser Mensch ein Alter von hundert Jahren erreichen dürfte. Aber dem war nicht also.

Wieder einmal war das fremde Männchen mit seiner Kraxe auf der Alpenhütte gewesen; dießmal kam es als Pfeirer Branntweinträger und brachte ein kleines Branntweinfäßchen mit. Der Inhalt desselben mundete unseren Älplern vortrefflich, vom Kühbuben angefangen bis zum bejahrten Ob'erhirten. Es ging fröhlich her in der Alpenhütte und das Gläschen im lustigen Tanze um die Feueresse herum. Mit der Zeit aber fing der Geist, der im Fäßchen und im Gläschen ganz still und ruhig sich gebärdet hatte, in den Köpfen zu rumoren an; der Kühbube schwankte zuerst über die Leiter hinauf dem Bette zu, und es schaukelte ihn heute die ganze Alpenhütte, als ob er in einer großen Wiege liege; der Unterhirt drehte unaufhörlich den großen, eisernen Stoßring am Finger und wollte

die ganze Welt zusammenschlagen; bei all' seiner eingebildeten Kraft war er aber doch kaum im Stande, über die Leiter hinaufzukommen. Der Oberhirt sang ein Lied um's andere und betheuerte zu wiederholtenmalen, daß es ihm heute besonders fein dünke auf der Welt.

Mit der Zeit zog auch er sich in's Reich der Träume zurück. Der Senne suchte absichtlich so nüchtern als möglich zu bleiben, um seinem mit dem Kraxenträger abzumachenden Geschäfte, die Auslieferung der Butterwecken, gewachsen zu bleiben.

Während die andern drei auf dem Stroh auf der Dille schnarchten, wog der Senne dem Fremden die Butter zu. Dieser packte auf und schlich sich in stiller Mitternachtsstunde fort; der Senne setzte sich wieder an's Feuer und holte einige tüchtige Äste, um die verglimmende Gluth hochauflodern zu machen, denn um's Schlafengehen war's ihm nicht mehr zu thun. Er fühlte Kälte und Frost in allen Gliedern; es rieselte und schauderte ihn, und es wollte nicht besser werden, ob er auch schier in die Flamme hineinkroch.

Der Kopf that ihm weh zum Zerspringen, und das Herz schlug, daß er es laut pochen hörte. Vom Branntwein war noch ein bedeutender Rest in der Flasche geblieben, und von diesem goß er nun brav zu, in der Meinung, durch dieses Universalmittel müßte es besser werden; er goß aber nur Öl in's Feuer.

Kurz und gut, eine sehr heftige Lungenentzündung

hatte ihn befallen; all' sein Blut kam in Feuer und Flammen.

Er mußte sich hinauflegen auf's Stroh. Man holte den Bader vom Dorfe herauf, der ihm zur Ader ließ, einmal und zweimal, auch große, große Gläser hinaufschickte, aber er zuckte die Achseln dabei. Man holte den Gesellpriester, der dem Sennen die heiligen Sakramente spendete auf der Alpenhütte droben; man holte den Dorfvorsteher, dem der Senne im Geheim etwas, wie es schien, sehr Wichtiges zu sagen hatte; vielleicht betraf es seinen Butterweckenhandel. Die Hitze nahm trotz Aderläßen und Medikamenten immer mehr überhand; der Senne „kam vom Kopfe" und phantasirte allerlei her und besonders solche Dinge, die ihn im Leben vorzugsweise bekümmert hatten; die Leute um ihn verstanden zwar nicht viel von der Sache; aber es kam ihnen sonderbar vor, daß der Senne in seinen Phantasien immer so schacherte und marktete: — ich kann nicht Alles weggeben, — die Leute müßten es merken, — was, nur zwanzig Kreuzer für's Pfund? — halt reinen Mund, — warte, bis es Nacht wird — u. dgl. sprach er.

Er starb nach fünftägiger Krankheit, und sie brachten die Leiche auf einem Schlitten von der Alpe herunter in's Dorf. Draußen, wo der Bergweg aufhörte und das Feld anfing, harrten vier Junggesellen mit der Bahre, luden sie auf und brachten sie in's erste Häuschen. Der Senne hatte im vergangenen Jahre dieß Häuschen mit dem dazu gehörigen Bauern-

gute gekauft; heuer im Herbste, nach der Alpfahrt, wollte er sich verheirathen; die Braut war schon auserlesen unter den Töchtern des Dorfes und das ganze Übereinkommen getroffen; es sollte eine Hochzeit werden, prächtig und lustig, wie seit langer Zeit keine war gefeiert worden im ganzen Thale. Nun aber trat der Tod, als ein anderer Hochzeitlader, dazwischen, und hat einen andern Tanz aufgeführt; und die vier Junggesellen, die als Jungbursche mit gefüllten Weinkannen am Hochzeitstage dem Brautzuge vorantanzen sollten, trugen den Sennen auf der Todtenbahre in's Dorf. Sie haben ihn, nach christlichem Gebrauche, auf dem Friedhofe begraben, und es gingen viele Leute mit der Leiche. Der Wechsel des Schicksals, ein Begräbniß statt der Hochzeit, hatte tiefen Eindruck auf die Herzen gemacht, und bei solchen Begegnissen gehen die Leute weit lieber mit der Leiche als sonst.

Auf dem Friedhofe hat der Priester die Leichenfeier mit den Worten beschlossen: „Er ruhe im Frieden!“ Die Bitte, scheint's, ging aber bei unserm Sennen nicht in Erfüllung; er fand den Frieden nicht, den ihm der Priester zugewünscht hatte.

Seit jener Zeit trieb das Buttermännchen auf der Alpe seinen Spuk. Seine Wohnung hatte es unter dem überhangenden Fels, der seinem Butterkaufmann stets zum Schlupfwinkel und Unterstand gedient hatte und eine tiefgehende, naßkalte Höhle bildete. Bei Tag im Sommer hielt es sich im innersten Winkel verborgen; zur Nachtszeit tönte das Geläute seiner Heerde-

glocken, trieb es das Vieh aus und ein; gar oft blies es in stiller Mitternacht auf seiner Schalmei, daß es weithin durch's Hochthal gellte und ein zwei- und dreifaches Echo ihm antwortete. Nicht selten sah man an der schwarzen Felswand qualmenden Rauch aufsteigen. Dieß Spiel und Getreibe war im Winter ebenso wie im Sommer, nur mit dem Unterschiede, daß das Buttermännchen im Winter auch bei hellem Tag zu sehen war und oft selbst in den Strahlen der Sonne sich wärmte. Wenn die Leute mitten im Winter, wo nichts zu sehen war ringsum als klaftertiefer Schnee, hinauffuhren mit ihren Schlitten, um das im Sommer gewonnene Heu herabzubringen, kam es ihnen seltsam vor, das Geläute der Heerdeglocken zu hören und die Melodie des Kuhreihens, als wenn es mitten im Sommer wäre und das Vieh Thal aus, Thal ein getrieben würde.

So büßte der frühverblichene Senne für seine Butterdiebstähle. Die Sache machte natürlich das größte Aufsehen im Dorfe drunten. Man kann sich denken, wie erbost die Weiber waren, als sie gewahr wurden, wie es mit ihren Butterwecken gegangen sei.

Sie wünschten das Buttermännchen hinab in die tiefste Hölle; und wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, selbes, statt der Butterwecken, in ihrer Schmalzpfanne zu schmelzen, das wäre eine Hauptfreude für sie gewesen; sie hätten es gewiß am liebsten bei langsamem Feuer gethan.

Da in der folgenden Zeit die gewohnte Quantität

Butter wieder von der Alpe kam, erneuerte und steigerte sich der Zorn und Verdruß jedesmal durch die Erinnerung an den vorigen Verlust, und so wurde des Fluchens und Scheltens kein Ende.

Es dauerte mehrere Jahre, daß solcher Gestalt das Buttermännchen auf der Hochalpe hauste. Sollte es aber immer so fort gehen und nicht auch ihm eine Erlösung werden?

Woher, weiß ich nicht, aber es entstand die Sage, das Buttermännchen werde erlöst von seiner Strafe und zur ewigen Ruhe kommen, wenn selbes es über sich bringen könnte, am Sankt Annentage, 26. Juli, von seiner Alpe herabzukommen in's Dorf und der großen, feierlichen Prozession, die an diesem Tage dort gehalten wird, in seiner gewohnten Alpentracht als Senne beizuwohnen. Das sei der Preis, um welchen es seine Erlösung erkaufen könne, so hieß es im Dorf und in der Gegend.

Seiner zurückgelassenen, verwaisten Braut war ganz natürlich die traurige Geschichte mit ihrem Bräutigam eine fatale Sache. Sie mußte viel Bitteres hören, und hätte ihr Hab und Gut und selbst ihr Leben darum gegeben, wenn das ewige Gerede einmal verstummt wäre und das Buttermännchen seine Ruhe gefunden hätte.

Dazu sah sie nun kein anderes Mittel, als hinaufzusteigen auf die Alpe und das Buttermännchen, ihren Bräutigam, zu bereden und zu bewegen, den einzigen Weg zu seiner Rettung einzuschlagen und mit

ihr zur St. Annenprozession hinabzusteigen in's Thal. Ihr altes Mütterchen, dem sie die Sache vortrug, bestärkte sie in diesem Vorhaben.

Ein und das andere Jahr war die Braut, sie hieß Agnes, entschlossen, dieß zu thun; aber immer war der Annentag ein sonnenheller Tag, kein Wölklein am blauen Himmel; glühendheiß schoßen die Strahlen der Sonne herab, und es war keine Möglichkeit, bei solchem Wetter das Buttermännchen herabzubringen.

Endlich war einmal das Gegentheil der Fall; der Himmel war bewölkt, ein kühler Wind wehte durch's Thal, Nebelhauben saßen auf den Bergspitzen. Das war ein Wetter zu solchem Unternehmen. Am Vorabende des Annentages, am Jakobitag Nachmittags, machte sich Agnes mausstill, nur ihr Mütterchen wußte etwas davon, auf den Weg hinauf in die Alpe, allerdings ein keckes Unternehmen für ein Mädchen. Sie stieg hinauf, und weil Feiertag war und es schon gegen Abend ging, begegnete ihr kein Mensch auf dem Wege. Um's Nachtwerden war sie droben. Der Hütte durfte sie nicht zugehen, denn sie wollte von den Älplern nicht gesehen werden. Auf einem Umwege schlich sie dem überhangenden Fels, dem Haag des Buttermännchens, zu und nahte mit klopfendem Herzen. Ob sie ihn wohl auch treffen wird? ob sie ihn auch bereden kann?

Der Felshöhle nahend gewahrte sie aufsteigenden Rauch; das war ihr ein freudiges Zeichen; richtig war er zu Hause; Feuer brannte in der Höhle, das

Buttermännchen saß in seinem Winkel, Schellen von Ziegen und Kälbern tönten um die Höhle, Thiere aber sah sie keine.

Als das Buttermännchen Jemand nahen hörte, sprang es auf vom Steine, griff nach dem Alpenstock und Zornesröthe färbte die bleiche Wange. Agnes trat ein.

„Was? was? bist du es, Agnes?“ sprach das Buttermännchen verwundert.

„Ich bin es, Hans!“ entgegnete Agnes; sie konnte nicht mehr sprechen und kniete zum Feuer hin, als wolle sie sich wärmen; sie vermochte nicht mehr zu stehen.

„Was willst du hier oben?“ fragte Hans weiter.

„Was ich will? ich will dich erlösen von deiner Strafe; ja, das will ich; aber du mußt mir folgen, Hans!“

„Du mich erlösen? das geht nicht, das kannst du nicht, Agnes! Ich bin auf die Alpe gebannt, und da muß ich bleiben und leiden bis zum jüngsten Tag; für mich ist keine Erlösung!“

„Wohl, Hans! doch — verzage nicht; verzage nicht, du kannst erlöst werden; folge mir!“

„Und was, Agnes! was?“

„Morgen ist St. Annentag,“ begann Agnes, „und ist drunten im Dorfe der feierliche Umgang, wie du weißt; da mußt du hinab, wie du bist, so in Gewand und Gestalt, und mußt mitgehen unter allen Leuten;

dann wirst du frei, deine Strafzeit ist aus, und du gelangst zur ewigen Ruhe."

„Agnes, das kann ich nicht," meinte das Buttermännchen seufzend, „das kann ich nicht! Mitten im Sommer hinabsteigen in's Thal, zur wärmsten Zeit, da wäre es gar aus mit mir; ich schmölze hin wie neugefallener Schnee. Leichter bringst du einen Schneeballen hinab von der Bergspitze, als mich."

„Morgen ist neblichtes Wetter und der Wind geht kühl, ganz kühl; du darfst nichts fürchten. Ich habe große Leintücher mitgebracht, diese tauchen wir von Zeit zu Zeit in kaltes Wasser, und ich hüll' dich ein damit, und so geht es gut."

„Ich werd' es nicht aushalten, Agnes; und wie leicht könnte sich das Gewölk zertheilen und die Sonne heiß hervorbrechen, und es wäre aus mit mir; ich käme nicht mehr zurück! Und die Leute, so viele Leute beisammen!"

„Aber bedenke, wenn du immer so bleiben mußt, auf wüster Alpe, im Sommer und Winter, in feuchter Höhle frieren; keinem wärmenden Strahl darfst du nahen, mußt immer frieren und so bis zum jüngsten Tag!"

„Freilich ist es hart," meinte Hans, „ist sehr hart, aber" —

„Kein Aber, Hans! du mußt mir folgen; ich werde nicht umsonst heraufgegangen sein; ich bitte und beschwöre dich, ergreife das Mittel, auf daß du zur Ruhe kommst und die schadenfrohen Mäuler damit."

„Soll ich?" meinte Hans, „soll ich?"

„Ja, du sollst und du mußt!" entgegnete Agnes.

„Weißt du was," sprach Hans, „wir warten, bis der Morgen graut, dann sehen wir, welches Wetter bevorsteht und ob ich's wagen darf. Koch' dir indeß etwas am Feuer; ich kann dir's nicht thun."

Und Agnes machte sich daran und wärmte sich die mitgebrachten Nudeln; sie wollte auch ihren Bräutigam zur Mahlzeit laden; der aber sagte ihr, daß er nichts zu essen brauche und nie etwas genieße. So verzehrte Agnes ihre gewärmten Nudeln allein, mit bekümmertem Herzen, ob es ihr gelingen werde, den Zweck ihres Ganges zu erreichen. Hans ging indeß hinaus vor die Höhle, um zu sehen, was für ein Wetter zu erwarten stehe, unentschlossen mit sich selber kämpfend. Erlösung finden von seiner Strafe, frei werden von dem trübseligen Leben, das er führte! Aber die Art und Weise, wie er diese Erlösung finden sollte, entsetzte ihn. Er sollte hinabsteigen in's Thal, einer vielbesuchten Prozession beiwohnen, aller Augen auf ihn gerichtet, aller Zungen von ihm redend und so der Hohn und Spott und Fluch der Leute sein! Er glaubte, dieß nicht über sich bringen zu können, und nachdem er eine Zeitlang auf einem Steine vor der Höhle gesessen war, mit sich kämpfend, in Nacht und Nebel hineinblickend, — es fing eben leicht zu regnen an, — trat er zurück in die Höhle und sagte zu seiner Braut: „Agnes! ich kann nicht; das kann ich nicht thun!"

Von Neuem bot nun Agnes all' ihre Beredsamkeit auf, ihn zu überreden: „Wie, du willst dieses leichte Mittel zu deiner Ruhe nicht gebrauchen? Unstät und ohne Ruhe willst du ein Jahr um das andere da droben in der wüsten Alpe im Sommer und im Winter verleben, vielleicht noch viele, viele Jahre, und ein Tag und eine kurze Selbstverläugnung wird dich zur ewigen Ruhe bringen. Sei nicht so stolz! Du hast gefehlt, du mußt dich demüthigen; dem Demüthigen wird Gnade, dem Hoffärtigen widersteht Gott. Laß die Leute reden und auf dich zeigen; es gilt einen Nachmittag, dann hast du Ruhe vor ihnen; sie reden so auch von dir, und werden reden, so lange du hier oben „um die Wege" bist. Dießmal ist das Wetter günstig; wer weiß, wann es wieder einmal so kommt. Darum sei entschlossen; stoß' dein Glück nicht leichtsinnig von dir; ich werde nicht weggehen, bis ich dich mitbringe."

So sprach Agnes dem Buttermännchen zu, das finster und trübselig auf dem feuchten Stein in dem Winkel der Höhle an seinem gewohnten Platze saß, von Zeit zu Zeit einen glühenden Ast aus dem Feuer nahm, um seine Pfeife damit anzuzünden, aber, mit allerlei Gedanken kämpfend, das Feuer in derselben immer wieder erlöschen ließ.

So kam der Morgen, der um diese Jahreszeit sehr früh hinter den östlichen Bergen heraufsteigt; Agnes trat vor die Höhle, um zu sehen, wie das Wetter sich mache. Es hatte aufgehört zu regnen;

die Nebel zogen thaleinwärts und in die Höhe, von einem erfrischenden Winde gejagt; in den wunderlichsten Gestalten fuhren sie daher und umtanzten die Bergkuppen, umlagerten besonders den Acherkogl, dessen weißes, schneebedecktes Haupt hie und da auf einen Augenblick aus der Nebelhülle hervorguckte. Drunten in der Alpenhütte stieg Rauch auf, ein Zeichen, daß die Älpler schon wach seien.

„Das Wetter ist vortrefflich," sagte Agnes, „und unserm Vorhaben ganz günstig. Wir müssen nun ungesäumt aufbrechen. — Wohlan, jetzt gilt es, Hans!" sprach sie, vor Hans hintretend; „dir zu Lieb bin ich heraufgekommen; diese Liebe wirst du mir erweisen und meinen guten Rath annehmen. Sei entschlossen, die Prüfung währt kurze Zeit und dann hast du's überstanden für ewig."

Und sie nahm den Hut, den Hans trug, und pflückte vor der Höhle von einer Alpenrosenstaude einen Straus und steckte ihn auf den Hut und setzte ihm denselben auf den Kopf; den zusammengewickelten Hirtenmantel und die Schalmei trug sie; die Hirtentasche mit der Messingkette warf sie dem Hans um die Schultern, schob die Holzschuhe vor seine Füße und reichte ihm den wuchtigen Hirtenstock.

„Wohlan, jetzt gehen wir!" sprach sie nun, und Hans steckte seine Füße in die Holzschuhe und ergriff den Stock, schob die kurze Tabakspfeife in die Hosentasche und stand auf.

„Wohlan, es sei!" sprach er mit einem Seufzer.

Zweifelsohne hat auch das Buttermännchen bei seinem Weggehen Abschied genommen von seiner Höhle und den hervorsprudelnden Quellen und den Bergeshäuptern ringsum und dem friedlichen, stillen Alpenthale, dessen Bewohner er so lange Zeit im Winter und Sommer gewesen.

So stiegen Hans und Agnes herab vom Berge; sie nahmen den Weg oberhalb der Alpenhütte hin, um den Älplern nicht zu Gesichte zu kommen, Hans voran, der alle Steige gut wußte, Agnes hinterdrein mit Hirtenmantel und Schalmei. Auf dem äußersten Hügel, wo man das letztemal in die Alpe zurücksah, wollte Hans noch seinen Abschiedsgruß auf der Schalmei zurückblasen und ließ sich das von der Agnes nicht wehren. Die Älpler traten aus der Hütte hervor; denn es kam ihnen ungewohnt vor, von dieser Seite her das Buttermännchen die Melodie des Kuhreihens blasen zu hören, und sie schauten umher, woher das Lied komme.

Hans und Agnes stiegen weiter hinab in das andere Thal und setzten den Weg durch die Bergwiesen fort. „Wehe mir!“ sagte das Buttermännchen oft, „ich werd' es nicht aushalten. Mit jedem Schritt wird es wärmer.“ Sie mußten sich oft setzen; bei jeder kalten Quelle wusch sich Hans Hände und Gesicht. Agnes tauchte ihr mitgebrachtes Leintuch in's kalte Wasser und umhüllte ihn damit. So ging es langsam weiter, um nicht in Hitze zu kommen.

Mit ängstlichen Blicken schaute Hans oft zum

Himmel, ob sich das Gewölke wohl nicht zertheile, der Himmel sich aufhelle.

„Die Nebel ziehen so schnell in die Höhe und sind so unruhig, der Wind weht so erfrischend, das ist nicht gut; ich fürchte, ich fürchte, es hellt sich auf, und trifft mich der Sonne Strahl, so sink' ich dahin."

Agnes suchte ihn zu beruhigen und ihm seine Furcht auszureden.

Auf einmal zeigte sich ein Flecken des blauen Himmels. „Siehst du, siehst du!" schrie Hans ganz erschrocken, „meine Furcht erwahrt sich! Ich kann, ich darf nicht weiter; laß mich zurück in meine kühle Höhle, sonst bin ich verloren!"

„Fürchte nichts, Hans!" entgegnete Agnes. „Wir sind jetzt schon so weit herunter; den größeren Theil des Weges haben wir gemacht. Schon sehen wir das Thal und das Dorf mit dem grünen Thurme und die Leute zur Kirche gehen. Jetzt gehst du nicht mehr zurück; dort findest du Rettung und Heil, dort findest du die ewige Ruhe; und du wolltest so thöricht sein und wieder zurückgehen in deine dunkle Höhle, und von Neuem hausen droben in Schnee und Eis?"

So sprach Agnes und sie gingen wieder langsam vorwärts, immer tiefer und tiefer hinab, der Thalsohle zu.

Schon hörten sie vom Kirchthurme herauf das festliche Geläute und das Knallen der Böller, und sahen, wie von allen Seiten her Pilger dem Gotteshause zuwallten.

Schweigend stieg Hans den steilen Weg herunter; das festliche Geläute, das Knallen der Böller durchdrang ihm Mark und Bein. Unendlich schwer kam ihm die Aufgabe vor, die er jetzt vor sich hatte.

Das Gewölk am Himmel ward immer leichter; abwechselnd traten die Bergspitzen aus den Nebeln hervor und damit ein größeres Stück des blauen Himmels.

„Wie schwül und drückend ist es da drunten im Vergleich mit der frischen Alpenluft; o, ich werde schwinden und schmelzen, wie der Schnee auf dem grünen Anger im Mai!" klagte Hans.

„Sei ohne Furcht," erwiederte Agnes, „der Himmel wird Alles gut lenken. Bald haben wir das Dorf; dort kehrst du ein in meinem Hause; im kühlen Keller drunten wartest du, bis der Umgang beginnt; es wird sich Alles fügen."

Schon waren sie drunten auf der Ebene, wo die Felder anfingen. Dort steht ein Bildstöckchen, die Himmelsmutter ist darauf gemalt mit dem Jesukind. „Laß mich da niederknieen," sprach Hans, „und ein Vaterunser beten." Und er kniete nieder und betete.

Da theilte sich das Gewölke und ein großes, weites Stück des blauen Himmels kam zum Vorschein, und die Sonne trat hervor und sandte brennendheiße Strahlen nieder.

„Mir geht es," sprach Hans, „wie ich gefürchtet habe; für mich ist kein Entrinnen mehr; es wird Alles hell! Von hier komme ich nicht mehr weiter!" Und

er setzte sich auf den platten Stein, der zum Knieen am Bildstöckchen diente.

„Bete und bereue deine Sünden," rief Agnes; „der Himmel wird deinen guten Willen annehmen!"

Das Buttermännchen aber schmolz zusammen in dem sengenden Sonnenstrahl, wie der neugefallene Schnee auf grünem Anger im Mai. Seine Braut kniete daneben und betete; und als es gänzlich zusammengesunken und geschmolzen war, kam die feierliche Prozession durch's Feld daher an die Stelle, und die Leute sahen die Agnes weinend auf dem Steine knieen und beten und wußten nicht, was ihr sei; neben ihr lag der Hirtenmantel, die Schalmei, der Hut mit dem Alpenrosenstraus und der wuchtige Hirtenstab.

Man hat an der Stelle ein Bildstöckchen zum Andenken errichtet, das Buttermännchen da knieend und hinschmelzend im Sonnenstrahle, und darunter stehen die Worte:

Du sollst nicht lügen und nicht stehlen,
Und was du findest, nicht verhehlen.

Auf der Alpe aber ist Ruhe geworden, und hat seitdem vom Buttermännchen Niemand mehr etwas gesehen oder gehört.

Der Einsiedler.

er legte sich auf den platten Stein, der zum Altare [illegible] hatte.

„Reu und bereue deine Sünden," rief Agnes; „der Himmel wird deinen guten Willen annehmen!"

Das Buttermännchen aber schmolz zusammen in dem sengenden Sonnenstrahl, wie der neugefallene Schnee auf grünem Anger im April. Seine Braut [illegible] daneben und betete; und als es gänzlich zusammengeschmolzen und geschmolzen war, kam die feierliche Prozession durch's Feld daher an die Stelle, und die Leute sahen die Agnes [illegible] auf dem Steine beten [illegible], was sie [illegible] neben ihr lag der Hirtenmantel, die Schalmei, der Hut mit dem Alpenstrauß und der zwilchige Hirtenkittel.

Man hat an der Stelle ein Bildstöckchen zum Andenken errichtet, das Buttermännchen [illegible] und hinschmelzend im Sonnenstrahle, und darunter stehen die Worte:

> Du sollst nicht [illegible],
> Und was du [illegible] nicht [illegible].

Auf der Alpe aber [illegible], und hat seitdem vom Buttermännchen Niemand mehr etwas gesehen oder gehört.

Der Einsiedler.

Der Pathengang.

Es war an einem Osterdienstage Nachmittags. Ostern war in jenem Jahre tief im April, der Frühling bereits im Anzuge. Die Luft war mild, die Wiesen standen im herrlichsten Grün; Zeitlosen, Primeln, Veilchen, Gentianen, Anemonen und solche Kinder des März und April hatten sich schon hervorgemacht aus dem Boden und blühten an den Säumen der Wälder und in den laublosen Vorhölzern. Die Bäche und Bächlein, welche durch die Thälchen und Tiefen des Vorgebirges niederrieselten, hatten ihre besten Tage des Jahres, denn höher im Gebirge schmolz eben der Schnee, und alle Quellen sprudelten voller und reichlicher.

Von einem der freundlichsten Dörfer des Innthales, das, mit einem Kranze von Obstgärten umsäumt, auf weitgedehntem Felde, mitten im Thale

liegt, stieg eben eine Mutter mit drei Kindern hinauf zu einem einsamen Maierhofe im Vorgebirge, um die um Ostern gewöhnlichen Pathengeschenke den Göthenkindern hinaufzutragen und zu holen. In einem rothen Tüchlein eingebunden trug die Mutter zwei große Bretzen, Ostereier, Äpfel, Nüsse, dürre Kastanien und ein Zeug zu einem Miederleibchen und einer Juppe, dazu eine Rolle schwarzen Kübeltabaks, eine Beigabe für den alten Göthen; die Mutter hatte schwer zu tragen. Von Zeit zu Zeit nahm ihr das größte Mädchen von ihren drei Kindern den Pack ab, und war nicht wenig stolz darauf, den Göthenpack tragen zu dürfen. Der Knabe, Wastl genannt, von den dreien das jüngste und erst sieben Jahre alt, hätte wohl auch gern getragen, aber er mußte sich begnügen, die Hand nur so in's Tuch zu stecken, als ob er tragen hälfe, und begierig guckte er wiederholt hinein, was etwa wohl eingebunden sein möchte, und es wässerten ihm die Zähne nach den Ostereiern und Äpfeln.

Von einem einsamen Feldsteig neben der Kirche wanderten sie hinaus in's Freie, kamen dann auf einen Feldweg hinaus an den Fuß des Berges; da stiegen sie über grüne Wiesen und begraste Hügel hinauf; manchmal führte der Weg durch laublose Espen- und Birkenwälder, deren Blätter eben ein wenig hervorzugucken begannen in die Welt; eine Zeitlang wallten sie durch ein freundliches Thälchen an der Seite eines flinken Bächleins hin; das Thal war zu beiden Seiten mit einem Erlenschlag besäumt,

die Streu war eben frisch aufgeputzt worden und hin und hin war Alles mit Primeln und Frühlingsanemonen, an den wärmern Stellen mit blauen Veilchen besetzt. Das war ein Leben für die Kinder, und natürlich mußte ein tüchtiger Strauß dieser Blumen bei Wastl auf den Hut, bei den zwei Mädchen an's Mieder; zwei Sträuße pflanzte der Wastl auf den Hut, einen, wie er sagte, wollte er dem Göthen bringen; auch die Mutter mußte einen aufpflanzen, und jedes der Kinder nahm noch einen dazu in die Hand. So pilgerten sie vorwärts und der Weg führte durch einen dunkeln Fichtenhain; der Kukuk saß auf einem Baum und orgelte sein Frühlingslied herab. Aus dem Fichtenwalde heraus kamen sie nun an den Saum der Felder des Bingishofes, jenes Maierhofes, wo der Göthe wohnte und welcher das Ziel ihrer Reise war. Zwischen einer Allee von Eschenbäumen stiegen sie hinan, und auf einem nähern Fußsteig aufwärts über einen steilen Bühel, der ringsum mit Kirschbäumen umkränzt war. Wastl wußte diese Kirschbäume gut, ob sie rothe oder schwarze, große oder kleine Kirschen tragen und an welchen die besten wachsen. Er war im vorigen Sommer zur Zeit der reifen Kirschen heroben gewesen und hatte unter diesen Kirschbäumen gesessen, und der Göthe hatte ihm Kirschen herabgeklaubt, eine Kappe voll um die andere. Das war ein Leben gewesen, und mit einem Seufzen dachte Wastl an jene glückliche Zeit und wünschte sich nur eine Kappe voll Kirschen von jenen, die er dort

viel zu viel gehabt. Aber leider, die Kirschbäume standen noch leer, nur hie und da an den sonnigen Stellen guckte eine weiße Blüthe ein klein wenig hervor.

Droben auf der Höhe unter einem der Kirschbäume saßen zwei Kinder, ein Knabe Hießl und ein Mädchen Loise, und dieser Knabe, mein lieber Leser, daß ich es nur gleich sage, ist der Hauptheld meiner Erzählung. Der Knabe war neun Jahre alt, Loise etwa sieben. Die zwei Kinder warteten schon eine Stunde oder darüber auf ihre Göthen, und als sie dieselben unten heraufkommen sahen und den rothen großen Pack kostbarer Sachen in der Hand ihrer Gothel gewahrten, da schlug ihr Herz noch so schnell und sie sprangen auf und hüpften und eilten hinein in's Haus, — eines wollte dem andern zuvorkommen — um es der Mutter zu melden, daß die Gothel komme. Und die Mutter legte geschwind ein besseres Fürtuch an, und die Kinder hüpften und flogen voraus, durch den Rasenplatz vor dem Hause und durch den breiten Obstgarten und durch den neugepflügten Türkenacker, der Gothel und ihren Gothenkindern entgegen. Diese waren indeß hinaufgestiegen über den steilen Bühel und schnaubten auf der Höhe ein wenig aus. Jetzt fand die Bewillkommnung statt: „Grüß Gott, Gevatterin!" und wieder: „Grüß Gott, Gevatterin! Wie habt Ihr so schwer aufgeladen! das ist viel zu viel." Und die Gevatterin vom Bingishofe nahm der Gevatterin vom Dorfe den schweren Pack ab, Wastl aber nahm den einen von den beiden Blumensträußen vom Hute und pflanzte

ihn dem Hießl auf und meinte, was er ihm da Großes und Herrliches geschenkt habe. Nun liefen die beiden Knaben voraus, dem Hause zu, die drei Mädchen hatten zu plaudern, was sie auf Ostern von neuem Gewande bekommen hätten, die Gevatterinnen gingen Schritt für Schritt durch's Feld und blieben je nach zehn Schritten wieder stehen, denn sie hatten einander unendlich viel zu sagen, da sie schon ein halbes Jahr, seit Allerheiligen, nicht mehr beisammen gewesen waren. Natürlich war in dieser langen Zeit der Gegenstand ihres Gespräches in's Ungeheure angewachsen über die neuen Dirnen, die um Lichtmessen in's Haus gekommen, woher sie seien, was an ihnen zu loben und zu tadeln, wie es mit dem Gespinnste stehe, und wie die Kühe Milch geben und es mit den Schmalzkübeln aussehe u. dgl.

Unter solchen Gesprächen waren sie in's Haus gekommen. Unter der Hausthüre wartete der Göthe mit der neu angerauchten Tabakspfeife, die Hände hinter der breiten, mit Zinn beschlagenen Binde, hinter welcher auch das Schnupftuch war, einen breitkrämpigen gelben Hut auf dem Kopfe. Auch er mußte ja die Gothel empfangen. Nun wurde der Einzug in's Haus und rechts in die große getäfelte Stube gehalten. Aus der halbgeöffneten Stubenthüre der oberen Parthie — das Haus hatte zwei Parthieen — blickte lauschend ein Mädchenkopf hervor; das Mädchen hieß Mena, von Philomena abgekürzt, und war die einzige Tochter ihrer reichbegüterten Eltern. Ihre

Gothel war schon gestern mit einer reichen Schankung kostbarer Sachen dagewesen, und Mena hielt auch in jeder Hand ein Osterei und wollte nun lauschen, ob der Hießl und die Loise etwa mehr bekommen, als sie. Sie prüfte die beiden Ostereier durch Klopfen an die Zähne, ob sie eine harte Schale haben, und wollte dann, wenn die Gothel weg ist, mit Hießl und Loise „Spitz oder Guff" machen, d. h. zwei Ostereier zusammenstoßen — jene Parthei der Spielenden, welcher das Ei zusammenbricht, hat es verloren.

In der Stube drinnen stand auf dem Tische schon eine wackere Schüssel rahmiger Milch und Weißbrod; die Kinder ließen sich auch nicht lange laden; Hießl sprang zuerst hinter den Tisch und zog den Wastl hinein, und legte ihm zum Zeichen seiner Zuneigung seinen eigenen Löffel vor, während er für heute mit seines Vaters Löffel sich begnügte. Die Loise war so höflich, ihre beiden Gothlen Marie und Seph zuerst hineinsitzen zu lassen und dann erst nachzurücken. Nun brockte Hießl's Mutter, die Bestgeberin, die schneeweiße Milch mit köstlichem Waizenbrod voll an, während Wastl und Hießl mit ihren Löffeln am Tisch kratzten und es fast nicht erwarten konnten, bis das Signal zum Essen gegeben ward. Kaum war das Einbrocken geendet, so wußte man nicht, ob es der Milch schlechter gehe oder den Brocken; doch fast noch schlechter den Brocken, denn diese waren weit früher verzehrt, und da die bloße Milch nicht munden wollte, mußte noch eine Ladung Brocken nachgegeben werden,

wodurch es dann geschah, daß Milch und Brocken zu gleicher Zeit endeten. Die beiden Gevatterinnen saßen wohl auch am Tische, der alte Göth mit der Tabakspfeife aber blieb auf der Ofenbank — denn er wollte die Pfeife nicht auslöschen lassen. Noch ein größerer Tabakliebhaber war aber sein Bruder Franz — er saß neben ihm auf der Ofenbank im Winkel — ein alter, blatternarbiger Junggeselle, der sein eigenes Hauswesen führte, sich selbst kochte, seine Ziegen molk, sein Feld bestellte, und was er Zeit erübrigte bei Tag und halbe Nächte darauf verwendete, ein Stück Grund, das an einem wilden Gebirgsbache lag und alljährlich vom selben mit Stein und Gries überschüttet wurde, abzuräumen und urbar zu machen. Hatte er dieß im Herbst und im Frühjahre gethan und das Stück angepflanzt, so ward ihm im Sommer beim nächsten, besten Gewitter wieder Alles überschüttet; Franz aber verlor die Geduld nie und nimmer und begann kaltblütig wieder sein Landgut abzuräumen. Franz wartete hart, bis der Wastl und Hießl die Milchschüssel geleert hätten; — er hatte für beide schon eine Tabakspfeife vollgestopft und hergerichtet, und wollte so die beiden Knaben auch mit an den Seligkeiten seines Erdenlebens Theil nehmen lassen. Nun kam aber nach der Milch noch eine gewaltige Schüssel voll Strauben, Krapfen, Brod- und Äpfelküchel, Alles untereinander, daß Einem die Wahl wehe that, was nehmen. Dieß war eine neue Aufgabe für Wastl und Hießl, die dabei die schwerste Parthie übernehmen

mußten, und sie ließen in Lösung derselben nichts zu wünschen übrig; wie zwei Maulwürfe wühlten sie den Straubenberg zusammen, so daß in kurzer Zeit nur noch ein fingerlanges Ende in der Schüssel blieb, allenfalls ein Gedenkmal ihres vorigen Inhaltes. Jetzt erst mochte Franz seine beiden Pfeifen anbringen, und hatte seine unsinnige Freude daran, daß der junge Göthe auch schon so tüchtig nebeln konnte.

Nachdem sich die beiden Knaben mit ihren Magen abgefunden hatten, trieb es sie hinaus in's Freie. Auch den Mädchen ward's in der Stube zu enge. Diese machten ihr Spiel auf dem grünen Rasen am tiefen Ziehbrunnen vor dem Hause; der Hießl und Wastl aber mit ihren Tabakspfeifen spazierten hinaus in's Feld, denn Hießl wollte seinen Göthe überall herumführen und die Äcker zeigen, die ihnen gehörten, und die Wiesen. Da gingen nun die Knaben Weg aus, Weg ein, und bei jedem Acker, der Hießl's Vater gehörte, stand er still und sagte dem Wastl: „Der gehört auch uns!" und bedeutete ihm die Gränzmarken und daß der anstoßende Acker Mena's Vater gehöre, und erklärte, was heuer darauf wachse oder noch angebaut werde; der Knabe war in Allem bewandert.

Der Einsiedler.

Auf ihrer Wanderung durch die Felder waren die beiden Knaben westlich vom Bingishof an eine waldbewachsene Anhöhe gekommen. Der Saum derselben

gegen die Felder war mit Kirschbäumen ringsum besetzt, der übrige Hügel mit Haselstauden, Birken, Fichten und Lerchbäumen bewachsen, groß und klein untereinander; der Boden war mit blühendem Haidekraut überzogen. Oben auf dem Hügel war eine kleine Ebene und darauf stand eine Kapelle, klein, aber sauber und reinlich gehalten, Maria Schnee geweiht. Neben der Kapelle stand ein Häuschen oder Hüttchen, aus Holz erbaut, ganz Parterre; durch die Hausthüre ging's in die Küche und von da in's Stübchen, und wer in's Freie wollte, mußte auf demselben Weg wieder zurück; von der Stube führte eine schmale Stiege unter's Dach, das zum Heuboden und Stadel diente; ein kleiner Stall für zwei Ziegen war an's Häuschen angebaut; ein Gärtchen, mit Fichtenästen umzäunt, lag dabei, und den übrigen Raum der Fläche nahm ein kleiner Acker ein, zum Anbau von Erdäpfeln bestimmt. All' diese Herrlichkeiten und Habseligkeiten gehörten einem Einsiedler, der in dem hölzernen Häuschen wohnte, in der Kapelle betete und nebenbei in Feld und Garten seine Wirthschaft besorgte. Seine Ziegen weideten frei und frank am waldbewachsenen Hügel auf und nieder.

Der Einsiedler war ein Mann hoch in den vierzig Jahren, lang und hager, mit röthlichem Bart, in eine grobe Kutte gehüllt. Die Einsiedelei stand schon seit langer Zeit und ein Bewohner derselben war dem andern gefolgt, meistens Männer, die Manches in der Welt erfahren hatten und sich auf dieses einsame

Plätzchen, als in einen Hafen der Ruhe aus stürmischem Meere zurückgezogen hatten. Unser Einsiedler aber war jung in diese Klause gekommen, in seinem schönsten Frühlingsalter von innerer Sehnsucht zu solchem Leben getrieben, nicht von einem bittern Schicksal mürbe gemacht. Er hatte als Jünger das Einsiedlerleben unter dem vorigen Einsiedler als seinem Altmeister förmlich gelernt, und war von diesem durch Testament in Besitz der ganzen Einsiedelei gelangt. Nur den Stall hatte er dazugebaut und um den Viehstand der zwei Ziegen die Habseligkeiten vermehrt.

Das Plätzchen der Einsiedelei war ein gar trautes Plätzchen, ruhig und still, von Haselstauden umfriedet, wenn man aber an den Rand des Hügels vortrat, eine weite Aussicht bietend hinab in's herrliche Innthal, auf Dörfer und Felder.

Wastl hatte vom Einsiedler auf dem Einsiedeleck, wie man den Hügel gewöhnlich nannte, schon gehört, auch den Mann in der groben Kutte in der Kirche gesehen. Jetzt war er nahe an seiner Wohnung, hatte auch wohl absichtlich und aus Wunder den Gang hieher gelenkt, und so konnte er's nicht über sich bringen, heute seine Neugierde nicht zu befriedigen. Flugs war er an dem Zaun. Der Hießl sah es nicht gerne; er hätte seinem Göthen lieber noch länger von ihren Äckern vordeklamirt, ihn sodann in den Stall geführt, um ihm alle Kühe, Kälber und Schafe darin namentlich aufzuführen, die Braune, die Müttel, die Mümmel, die Riesel u. s. w. „Der hat nichts,“ sagte

er unwillig zum Wastl, als sie mitsammen den Hügel hinan eilten, „als einen Acker und zwei Gais,“ gleichsam den Wastl vom Hinaufgehen zu schrecken.

Der Einsiedler war in seinem Gärtchen beschäftigt, als die beiden Knaben hinaufkamen und Wastl etwas scheu zum Zaun aus Fichtenästen hintrat und hineinguckte. „Was thust du heute?“ fragte Hießl schon vertrauter den Einsiedler. „Gärtlen, Hießl, wie du siehst,“ erwiederte dieser.

„Wir haben wohl einen viel größern Garten, als du!“ meinte Hiesl. „Bei euch sind auch mehr Leute,“ entgegnete der Einsiedler; „ich hab' an diesem genug.“

„Wie heißt du, Knabe?“ fragte er jetzt den Wastl. „Wastl heiß' ich und bin des Hießl Göthe!“ entgegnete dieser.

„Möchtest du nicht da bleiben und Einsiedler werden?“ — „Nein, Wastl! da bleibst du nicht,“ fiel Hießl in's Wort, ohne auf des Wastl's Antwort zu warten; „er hat nichts.“

„Was hat die Gothel gebracht, Hießl?“ fragte der Einsiedler, die Schaufel weglehnend und heraustretend zu den Knaben. „Zeigen will ich dir's schon, wenn sie fort ist,“ entgegnete Hießl, „aber hergeben thue ich nichts.“

„Wohl doch, ein Osterei wenigstens.“ — „Nun, ja,“ meinte der Knabe, „ein Osterei sollst du haben, wenn sie viele gebracht hat.“

„Der Wastl aber wird Einsiedler bei mir!“ sprach der Einsiedler und zog den Wastl bei der Hand zu

sich. „Ja, wenn ich läuten darf!“ entgegnete dieser, auf das Glöckchen am Kapellendach deutend.

„Das darfst du ja allerdings läuten, wohl dreimal im Tage!“ entgegnete der Einsiedler.

Dem Hießl war bei der Geschichte nicht mehr wohl und er fürchtete, Wastl möchte da bleiben und Einsiedler werden, bei welchem Gedanken es ihm kalt über den Rücken lief. Er zog darum seinen Göthen bei der Juppe und sagte: „Geh', wir gehen nach Haus, die Mutter weiß sonst nicht, wo wir sind.“ Der Wastl hätte freilich noch gerne geläutet, aber er mußte dem zerrenden Hießl folgen, und so liefen die Knaben auf dem schmalen Weg den Hügel hinunter und drunten am Fahrwege aufwärts, dem Bingishofe zu.

Am Wege drunten, auf sonniger Stelle, wo blaue Veilchen zu Dutzenden standen, waren die vier Mädchen (auch Mena hatte sich zu ihnen gesellt) und pflückten die Blumen. „Der Wastl hat wollen Einsiedler werden,“ sprach Hießl zur Mena; „ich aber hab' ihn nicht gelassen. Der hat nie etwas zu essen, als Erdäpfel, gelt, — wir aber haben Krapfen und Strauben!“

„Der Einsiedler hat nicht einmal ein Osterei,“ erwiederte Mena, „mir aber hat die Gothel dreißig gebracht. Spitz oder Guff, Hießl!“ „Warte nur, noch sind die unsrigen im Pack, den die Gothel gebracht hat,“ entgegnete Hießl; „wenn sie fort ist, dann will ich dir's machen.“

Die Kinder gingen nun dem Hause zu, die Knaben

holten noch bei einem unfern stehenden Birnbaum ihre Tabakspfeifen, die sie ausgeraucht dort weggelegt hatten.

Die Gevatterinnen hatten ausgeplaudert, und jene vom Dorfe schickte sich zum Heimgang an, mit einem neuen Pack von Zeug und Sachen für ihre Kinder beschwert. Eine Rolle schwarzen Kübeltabak hatte der Göth als Entgelt an seinen Gevatter oben in den Pack geschoben. Göth und Gothel vom Bingishof begleitete die Gevatterin noch eine Strecke den Fahrweg hinunter. Die Kinder liefen voraus, auch Mena dabei, bis die Mutter rief: „Hießl, Loise, heimwärts jetzt!“ Die Trennung wurde nicht schwer; ohne „Behüt' Gott!“ und „Lebt wohl!“ eilten Hießl und Loise zurück zur Mutter; nur der Wastl glaubte den bittern Abschied durch den Beisatz versüßen zu müssen, daß er schon wieder heraufkommen werde — namentlich wenn die Kirschen reif sein werden, meinte er.

Spitz oder Guff.

Nach Hause gekommen konnten die Kinder nun ihre Neugierde darüber befriedigen, was die Gothel ihnen gebracht habe. Die Sachen lagen alle miteinander auf der wurmstichigen Truhe in der Nebenkammer von der Stube hinein. Jetzt ging's an das Theilen; Hießl packte das Seinige in einen alten Korb, den er unter der Bettstatt hervorzog, und lieferte es hinauf in die Kammer des alten Franz, weil er hoffte,

daß dieser es am besten schützen werde. Loise bat die Mutter, es in Verwahrung zu nehmen, und sie hoffte lange, lange daran zu zehren. Ein Paar Ostereier, die festesten daraus, nahm aber jedes, denn Mena wartete noch immer und stand bei der Hausthüre, um das Spiel „Spitz oder Guff" mit ihnen zu treiben. So eilten denn die Kinder zueinander und probirten ihr Glück, zuerst Loise und Mena. Sorgsam umhüllte diese das Ei mit ihren beiden Händen und ließ nur die höchste Spitze hervorgucken; Loise schlug mit der Spitze ihres Eies darauf; ihr Ei brach ein und ward so als Siegesbeute von der Mena gewonnen. So ging's ihr auch beim zweiten, wobei sie im Schmerz über die verlornen beiden Eier zu weinen anfing und hoch und theuer sich vornahm, das treulose Spiel nicht mehr zu versuchen. Jetzt mußte Hießl vorrücken und that es mit einer Passion, der Mena ihren Siegeslorbeer zu entreißen. Er hatte in Betreff seines Kampfeies eine gute Wahl getroffen und mit richtigem Takt das festeste auserkoren. Mena verlor eins um das andere; sie war eine hitzige Spielerin, nicht wie Loise; je mehr sie verlor, desto mehr entbrannte ihr Eifer und wollte sie ihr Glück erzwingen. So lief sie um ein Paar Eier nach dem andern, bis endlich das letzte daran gesetzt war. Erst als alle mitsammen verloren waren, lief sie in die Stube, steckte ihren Kopf in einen Winkel und weinte und schluchzte, daß man es außer dem Hause hörte. Hießl hatte anfangs eine unsinnige Freude über sein Glück und sprang und

hüpfte wie toll auf dem Rasenplatz vor dem Hause; um einen Thaler hätte er das siegreiche Ei nicht hergegeben. Als Mena aber immer weinte in der Stube und nicht aufhören wollte, ging ihm das Ding doch zu Herzen; er schlich sich in die Stube, beobachtete die weinende Mena erst von Weitem, trat dann näher und begann endlich seine Trostreden: „Sei still, Mena! hör' auf zu weinen!" Und ein Ei nach dem andern von den verlornen hinlegend, sagte er: „Siehst du, Mena! da hast du ein Ei und da noch ein's!"

„Behalt' nur die zerbrochenen Eier," erwiederte Mena schluchzend, „ich mag sie nicht mehr!" Dabei schielte sie aber doch auf die Bank hin, und als sie gewahrte, daß alle ihre Eier wieder beisammen waren, versiegte der Thränenquell und das Weinen ging in's heiterste, freudigste Gelächter über. „Aber verstehst," meinte Hießl, „den Prost hab' ich davongetragen und ein solches Ei, wie meines, gibt es nicht!"

Hießl hatte allerdings mit der Zurückgabe der Eier ein großes Opfer gebracht; mit seinen Ostereiern war er bald fertig; er hatte wohl auch deßwegen seine Sachen in Franzens Kammer geflüchtet, um stets freien Zutritt dazu zu haben. Am nächsten Tage um Mittag war schon das letzte Ei verzehrt; seiner Schwester durfte er nicht kommen, von dieser erhielt er nichts, diese ließ ihre Sachen verfaulen. Aber Mena half; sie verzehrte kein's ihrer Eier, alle wurden sie, als freiwillige Gabe, zum zweitenmale dem Hießl zu Theil.

Bruder Viktor.

Bruder Viktor — so hieß der Einsiedler — war der einfachste und einfältigste Mensch von der Welt, einfältig in seinem Innern, einfach in seiner ganzen Lebensweise. Als der Sohn armer Eltern, deren Häuschen, fern von andern Wohnungen, im Winkel einer stillen Erlenaue stand, war er von Jugend auf an die einfachste Lebensweise gewöhnt.

Schüchtern und scheu wie ein Reh, war er als Knabe immer allein gewesen, und so war von Jugend auf das Leben eines Einsiedlers sein heißester Wunsch, der ihm endlich auch erfüllt wurde. In diesem Stande war er der glücklichste Mensch von der Welt, je weniger er besaß, desto glücklicher war er; bei ihm war das Einmal Eins ein wahres Einmal Eins und nicht mehr. Seine ganze Lebensweise war auf das Pünktlichste eingerichtet, Alles bei ihm hatte seine Zeit und seinen Ort; etwas Mehreres zu überschauen aber wäre er nicht im Stande gewesen, und deßwegen befand er sich um so glücklicher, je einfacher seine ganzen Verhältnisse waren. Ein kleiner Acker war sein Feld, und hätte er die schönsten Äcker und Wiesen dazu geschenkt bekommen, er hätte damit nichts anzufangen gewußt, sie wären ihm wie ein Alp auf dem Herzen gelegen. Seine drei Schüsselchen in der Küche und drei Häfelchen standen immer genau am selben Platz, keine Linie verrückt; über eine einzige eiserne

Pfanne ließ er es nie hinauskommen, sowie nicht über einen einzigen Rock und nicht über zwei Ziegen. Er konnte nicht begreifen, wie die Leute bei einem Stall voll Vieh, bei einem Haus voll Dienstboten, bei weitgedehnten Feld- und Waldgründen und angehäuften Kornkisten ein Vaterunser beten oder eine Stunde ruhig schlafen können. Hätte man unserm Bruder Viktor einen großen, schönen Bauernhof geschenkt, er hätte das Haus zusammenschrumpfen gemacht zu einem Küchelchen und Stübchen, den Stall zu einem Ställchen für zwei Ziegen und Feld- und Wiesmarken zu einem kleinen Acker für Erdäpfel. Über all' den irdischen Plunder hinaus wollte unser Bruder Viktor den Aufblick zum Himmel frei haben, und zeitlich Hab' und Gut hätte ihm diese ganze Aussicht verbaut. Bruder Viktor war keinen Augenblick des Tages müßig, jede Viertelstunde hatte ihre Beschäftigung, Gebet oder Arbeit. Bei aller seiner herzlichen Frömmigkeit konnte Bruder Viktor derselben doch nie recht froh werden; bei jedem Schritt und Tritt wurde er von Ängstlichkeiten und Zweifeln gequält. Er hatte einige biblische Sprüche im Kopf, welche seine Lebensregel bildeten, die er aber auf das Strengste buchstäblich für sich anwendete. So hielt er es für ganz unerlaubt, irgend eine Sorge zu tragen für Speis und Trank, Kleidung u. dgl., und wenn auf seinem kleinen Acker die Sonne Alles versengt, der Hagel Alles zerschlagen hätte, er hätte es für Sünde gehalten, wenn sein Herz die geringste Sorge darob

beschlichen hätte. Hätte Bruder Viktor zwei Röcke gehabt, sie wären nicht einen Tag im Stübchen gehangen; immerdar hätte es ihm zugerufen: „Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, welcher keinen hat," und ihm keine Ruhe gelassen, bis er den einen Rock an den rechten Mann gebracht hätte. An heißen Sommertagen war es eine Lieblingsbeschäftigung für Bruder Viktor, den Leuten auf dem Felde herum einen frischen Trunk Wassers zuzutragen; da sah man den guten Bruder Viktor in seinem dicken, braunen Lodenrock bei der größten Hitze am ganzen lieben Tag Wiese auf, Wiese ab marschiren, zwei große, irdene Henkelkrüge in den Händen und den Mähern frisches Wasser zutragen. Sein Trunk aber mußte frisch sein, und oft fragte er die Leute, ob das Wasser wohl nicht abgestanden, ob es noch frisch genug sei, denn es heißt: „Wer dem Mitmenschen einen Trunk frischen Wassers reicht, wahrlich, es soll ihm nicht unbelohnt bleiben." Deßwegen holte Bruder Viktor sein Wasser stets von der frischesten Quelle, vom sogenannten Hopfgartenbrünnlein, das draußen am Fuße des Berges in einem schattenkühlen Thälchen sprudelte. Seine eigene Mühe hatte Bruder Viktor mit seiner Mahlzeit; da marterte ihn besonders der Ausspruch des heiligen Paulus: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen." Wenn er seine Wassersuppe oder sein Schüsselchen voll Erdäpfel sich zubereitet und auf den kleinen Tisch gestellt, auch sein langes Tischgebet:

Dein heiliges Kreuz ist unser Tisch,
Deine heiligen Nägel sind unsere Fisch' u. s. w.

gesprochen hatte und sich endlich zum Essen niedersetzte, mußte er sich oft lange zusprechen und zureden, ohne Angst und Zweifel zuzugreifen und sich's schmecken zu lassen. „Bruder Viktor," so debattirte er mit sich selbst, „jetzt keinen Skrupel, Bruder Viktor, keinen Skrupel! jetzt iß, jetzt hast du gearbeitet, jetzt kannst du essen, Bruder Viktor! jetzt keinen Skrupel!" Und es währte oft lange, bis er sich selbst überzeugte, daß er gearbeitet habe und ohne Skrupel essen könne.

Wollte man zwischen Bruder Viktor und dem jungen Hießl einen Vergleich anstellen, so waren Beide in vieler Beziehung das genaue Gegentheil von einander. Hießl war noch ein Knabe, aber sein ganzer Sinn war schon auf das gerichtet, was ihn einst in reifern Jahren in Anspruch nehmen sollte. Mit der größten Herzenslust ging er durch's Feld und besah sich die Äcker seines Vaters, und schaute, wie Alles keimte und wuchs und blühte. Das that er nicht ein und das andere Mal, das that er immer und immer wieder. Sein zweites Lebenselement war der Stall voll Vieh; er sah sich nie genug. Das war eine Freude, wenn sich die Schafheerde mit jungen Lämmern, die Ziegenheerde mit Zicklein vermehrte! Sein Gaudium schien um so größer zu sein, um so höher zu wachsen, wenn er seines Vaters Habe und Besitzthum mit den bescheidenen Besitzungen unsers Bruders Viktor verglich. Gern weidete er im Frühjahre seine

Schaf- und Ziegenheerde am Einsiedlereck herum, um sie den zwei Ziegen des Einsiedlers gegenüberzustellen. Da beschrieb er dem Bruder Viktor mit der größten Redseligkeit, wieviel er habe und wieviel der Einsiedler. Wenn sie ein neues Lamm, ein neues Zicklein bekommen oder ein Kalb, wanderte Hießl zum Bruder Viktor hinüber, um es ihm zu erzählen. Ebenso konnte Bruder Viktor, so wenig er solches zu erfahren begehrte, genau vom Hießl erfahren, wieviel Fuder Heu sie eingeheimst hätten, wieviel Roggen- und Weizendocken auf ihren Äckern stehen, wieviele Fuder Türken, von zwei tüchtigen Ochsen gezogen, sie gemacht hätten, wieviele Staar Erdäpfel, wieviele Stiehler Flachs — über den ganzen Jahressegen wußte Hießl den genauesten Aufschluß zu geben. Dem gegenüber sollte nun auch Bruder Viktor, wie Hießl schelmisch verlangte, angeben, wieviele Heufuder er eingebracht habe, wieviele Waizendocken auf seinen Äckern ständen 2c., wobei freilich die Zahl nicht gar hoch stieg. Aber nicht bloß über das Hauswesen seines Vaters führte Hießl ein so genaues Register, dasselbe that er auch in Betreff des Hauswesens von Mena's Vater. Es war schon um diese Zeit zwischen Hießl's und Mena's Eltern der Plan festgesetzt, daß Hießl die Mena heirathen und so der ganze Bingishof einem einzigen Besitzer, wie es vor Zeiten gewesen, zu Theil werden sollte. Es war schier, als ob Hießl von diesem Projecte eine Ahnung habe, denn er betrachtete die Besitzungen, Äcker und Wiesen, die Mena's

Vater gehörten, fast wie die eigenen. Wenn Hießl und Mena mitsammen durch's Feld gingen, versicherten sie einander gar oft, daß sie Alles mitsammen haben wollten, und wenn sie einst groß wären, wollten sie das Heu der Wiesen zu Einem Stock zusammenhäufen, und das Korn zusammenschütten, auch das Vieh in Einen großen Stall zusammenhängen, ja selbst die Marksteine der Äcker herausreißen, damit die Äcker so um desto größer würden. Wenn sie ihre Schafheerde mitsammen weideten, war es ihre Freude, sie untereinander zu lassen, und Hießl schwelgte beim Anblick der so vergrößerten Heerde. Deßwegen war Hießl ebenso besorgt und bekümmert um das Wachsthum und Gedeihen auf Mena's Feldern, als um die eigenen, ebenso erfreut und vergnügt, wenn dort Alles schön und herrlich stand.

Diese Gesinnung des Knaben war nun, wie ganz natürlich, dem guten Bruder Viktor ein wahrer Gräuel. Bruder Viktor dachte immer an das Wort: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich." Er war fest überzeugt, daß der nicht in den Himmel komme, wer nicht arm im Geiste sei; und da er nun sah, daß es dem Hießl an Armuth des Geistes ganz und gar fehle, so schloß er, daß es mit dem Knaben nicht gut gehen werde. Darum schüttelte Bruder Viktor bei den redseligen Beschreibungen und Erzählungen des Knaben hundertmale bedenklich den Kopf und meinte, man müsse arm sein im Geiste, sonst gehe es nicht; Hießl solle nicht wissen, wieviel

sie Kühe im Stall hätten, oder Staar Türken in der Korntruhe, oder Ellen Tuch auf der Bleiche, sonst sei er nicht arm im Geiste, oder, wenn er dieß doch wisse, solle es ihm eins und gleich sein, ob sie zwanzig oder nur eine Kuh im Stalle hätten, sonst sei er nicht arm im Geiste und könne nicht in den Himmel kommen. Das wollte nun aber unserm Hießl durchaus nicht einleuchten, er ließ sich auch durch die Bemerkungen des Bruders Viktor im Geringsten nicht irre machen. Dieser mochte immerhin alle Haus- und Wirthschaftsereignisse erfahren, und hatte Hießl ein neues Stück Gewand, einen neuen Hut mit grünem Seidenband, eine neue schwarzlederne Hose, neue Halbstiefel u. s. w. erhalten, so mußte er's dem Bruder Viktor zeigen und am Kontrast mit dem ewig alten, abgetragenen Rocke des Einsiedlers seines neuen Gewandes erst recht froh werden.

Des Blattes andere Seite.

Das Sprüchwort sagt: Alles auf der Welt hat zwei Seiten. So war es auch im Verhältniß, das zwischen unserm Hießl und dem Bruder Viktor stattfand. Nicht immer war Hießl gegen Viktor im Vortheil, sondern auch manchmal im Nachtheil. An einem Nachmittage im Hochsommer stiegen dunkle Wolken auf am südwestlichen Himmel, und ein Ungewitter zog heran von jener Seite, von welcher es die Leute für gewöhnlich am Gefährlichsten hielten, über den Schloß-

berg her. Die Saaten, Roggen und Waizen standen fast in der Reife, die herrlichste Ärndte war in naher Aussicht. Ein fürchterlicher Hagelschlag aber vernichtete all' die schönen Erwartungen des Landmannes, und besonders fürchterlich hauste das Unwetter auf dem Bingishof, der zuerst in dessen Bereich kam. Kein Kornhalm stand mehr aufrecht, Alles war hineingeschlagen in den Boden. Da waren die Roggen- und Waizendocken freilich bald aufgestellt und gezählt auf dem Acker. Hießl stand neben seinem und Mena's Vater während des Ungewitters unter der hochgewölbten Hausthüre, und sah dem Kleingewehrfeuer der Hagelschlossen gegen die dichten Reihen der Kornhalme zu, und sah, wie sie gliederweis niedersanken, vom fürchterlichen Geschoß getroffen die Reihen immer lichter und dünner wurden und bald nur noch einzelne aufrecht auf dem weitgedehnten Acker herumstanden. Als der Kampf geendet war und die vollen Ähren, statt ihr Haupt im Winde zu wiegen, ausgeleert und zerschmettert am Boden lagen, ging Hießl mit seinem Vater durch's Feld, den Gräuel der Verwüstung zu sehen. Das war freilich ein anderes Gefühl jetzt im Herzen des Knaben, als jenes, das er empfand, wenn er die reichgesegneten Fluren durchwanderte. Er trat hin zu den abgebrochenen Halmen und wollte sie aufrichten, aber sie sanken wieder um und die Ähre war leer und zerschlagen; für diese Verwundeten gab es keine Bandagen und keine ärztliche Hülfe.

Mit nassen Augen ging Hießl dann zum Bruder

Viktor hinüber, wie er fast instinktmäßig bei jeder wichtigeren Begebenheit es that. Vielleicht wollte er die Verwüstung auch auf Bruder Viktors Feldern mit ansehen und sich trösten durch den Schaden eines Andern, vielleicht wollte er ihm das Unglück klagen und rechnete auf ein theilnehmendes Herz. Aber der Feldsegen des Bruders Viktor war mit ganz heiler Haut davongekommen; an den bereits welkenden Kartoffelstauden konnte der Hagel nicht viel verderben, und die Kartoffel selbst lagen wohlgeborgen unter der schützenden Erddecke. So saß denn Bruder Viktor, der eben zuvor mit einer schweren Bürde von Holzästen heimgekommen war, ganz gemüthlich auf der Bank vor der Thüre, und dachte nach, ob er mit seinem vielen Holztragen nicht zu sehr für die Zukunft sorge, als Hießl herankam und ihm schluchzend das Unglück erzählte. Wäre Bruder Viktor etwas schelmisch gewesen, so hätte er jetzt den Knaben wohl auch fragen können, wieviel Roggendocken er heuer auf dem Acker aufzustellen gedenke? Das fiel aber dem guten Bruder nicht ein, und er rieth dem Knaben mit aller treuherzigen Einfalt seines Herzens und mit der besten Meinung seiner gottergebenen Seele, bei diesem Vorfalle nur mit Job zu sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit.“ Zur Höhe dieses Ausspruches vermochte sich Hießl freilich nicht zu erschwingen.

Ein andermal war eine Krankheit unter das Vieh gekommen, ein Stück fiel um das andre. Das war

ein Jammer, ein Herzeleid für unsern Knaben! Da mocht' er wohl oft weinend zum Bruder Viktor hinüberpilgern und ihm erzählen, wie daß heute die Weiße, oder die Gelbe, oder die Braune gefallen sei. Die Krankheit traf gerade seine Lieblingskühe, verschonte auch Schafe und Ziegen nicht. Bruder Viktors zwei Ziegen aber blieben immerdar gesund und wohlgemuth, und Hießl fürchtete, wenn es so fortgehe, dürfte sein Viehstand auch auf jenen des armen Einsiedlers herabkommen. Er ärgerte sich darüber, daß an des Einsiedlers Stall das Unglück so unbekümmert vorübergehe, und er hätte es gerne gesehen, wenn auch Bruder Viktor den Verlust einer seiner zwei Ziegen zu beklagen gehabt hätte.

Wenn Hießl so schluchzend und klagend zum Einsiedler kam und ihm sagte: „Heute ist uns die Muttel hingeworden, jene mit der hellen Glocke am breiten Bande, die allzeit voran und die erste ist, — heute ist uns die Lairinn hingeworden, die auf der Alpe den Prost gehabt und den großen Alpenbüschel nach Haus gebracht hat, der auf dem Hausfirst steht!" so erwiederte Bruder Viktor: „Jetzt, Hießl! jetzt siehst du: Eitelkeit über Eitelkeit, und Alles ist eitel, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Du mußt sagen lernen mit dem gottseligen Thomas von Kempen: „Schütze mich, huldreichster Gott, vor den Sorgen dieses Lebens, damit ich nicht zu sehr verstrickt werde. Warum zehrest du dich ab durch eitlen Gram und quälest dich mit unnützen Sorgen?""

Und wieder meinte Bruder Viktor: „Der gottselige Kempen sagt: »Nützlich ist es, nicht Vieles zu besitzen, sondern es zu verachten und aus dem Sinn zu schlagen.«“ Ein andermal tröstete der Einsiedler den Knaben bei seinen Klagen: „Siehst du, Hießl! siehst du jetzt, was der fromme Thomas sagt: »Und doch ist Niemand reicher, Niemand freier, Niemand mächtiger als der, welcher sich seiner selbst und aller andern Dinge entschlagen und sich zu den Niedrigsten zählen kann.«“

Das waren für unsern Hießl freilich alles spanische Worte, und beim besten Willen hätte er der kräftigen Aufforderung des Bruders Viktor, solche recht tief im Kopfe zu behalten, nicht genügen können. „Jetzt, Hießl! jetzt siehst du,“ meinte Bruder Viktor dann immer wieder, „du mußt schon noch ein Einsiedler werden. Denn der gottselige Thomas sagt: »Die Einsamkeit wird um so viel anmuthsvoller, je länger man sich an sie gewöhnt hat; nur denen, die sie nicht recht kennen, ist sie verdrießlich.« Siehst du, Hießl! jetzt, wenn du Einsiedler bist, dann kümmert es dich nicht, ob eure Gelbe oder Braune hin wird, denn es heißt, wie ich dir jetzt sage: »Des Menschen Glückseligkeit besteht nicht darin, daß er Überfluß an solchen Gütern hat. Ein Weniges erklecket ihm.«“ — „Nein,“ meinte Hießl dagegen, „Einsiedler werd' ich nicht. Wir haben schon doch noch viel mehr Vieh im Stalle, als die Einsiedler haben, und kaufen uns, hat der Vater gesagt, auf dem Michaelimarkt neue, schöne Kühe,

daß wieder der Stall voll wird, und Mena's Vater macht es auch so.“ Und mit diesen Trostgründen sich selbst aufrichtend wanderte Hießl wohlgemuther vom Bruder Viktor weg nach Hause, um beim nächsten Unglück bald wieder zum selben zu kommen und solches ihm zu klagen.

Was Hießl sich gedacht, geschah auch; der alte Bingishofer wanderte mit einem schweren Gurt von harten Thalern auf den Michaelimarkt nach Imst, kaufte sich dort eine hübsche Anzahl der schönsten Patznauner Kalben, auch zwei ältere Kühe, und bevölkerte so den Stall wieder. Zur Telfserbrücke hinab kam Hießl dem Vater entgegen und wartete dort den halben Tag auf ihn, und wie hüpfte des Knaben Herz, als er ihn und den Bauknecht von Weitem den stattlichen Viehzug herantreiben sah. Jetzt konnte er dem Bruder Viktor gegenüber wieder kecker auftreten. Nun galt es vor Allem, jedem einzelnen Stück seinen Namen zu geben, und Hießl gab nicht nach, die alten Namen der hingewordenen Kühe mußten auf die jungen übergehen, und es traf sich, daß so von den Patznauner Kalben, die alle von gleichem Schlage und gleicher grauer Farbe waren, die eine die Gelbe, die andere die Weiße u. s. w. hieß.

Noch ein größeres Unglück war dem Bingishof aufgespart; wahrscheinlich von verruchter Hand wurde Feuer gelegt, und der ganze Bingishof wurde ein Raub der Flammen. Nur wenige Habseligkeiten wurden außer dem Vieh gerettet. Das war ein harter

Schlag für die guten Leute. Was an Betten, Wäsche, Tuch u. dgl. Sachen gerettet worden, wurde zum Bruder Viktor hinübergeschafft, und des Einsiedlers Hütte ward so vollgestopft mit allerhand Zeug und Sachen, daß der gute Bruder fast Skrupel bekam, als er seine Hütte so vollgepfropft sah, ob er sich wohl nicht gegen die schuldige Armuth verfehle, und sich recht oft die Worte seines Thomas wiederholte: „Nützlich ist es daher, nicht Vieles zu besitzen, sondern es zu verachten und aus dem Sinne zu schlagen.“ Auch Hießl wurde beim Bruder Viktor untergebracht; in einem Winkel seines Stübchens ward sein Bett aufgeschlagen. Als er das erstemal früh Morgens in seinem neuen Quartier, vom Liede der Lerche und der Zittel aufgeweckt, erwachte und erkannte, wo er sich befinde, und so von Neuem das ganze Unglück mit frischem Eindrucke seiner Seele sich vergegenwärtigte, da fing er laut an zu weinen. Bruder Viktor hatte jetzt Arbeit genug, den Knaben zu trösten und mit seinem Thomas herauszurücken. Er setzte sich an das Bett des Knaben und las ihm vor, bald diese, bald jene Stelle, z. B.: „Was schauest du dich hier um? Hier ist für dich kein Ort der Ruhe. Deine Wohnung muß nur im Himmel sein; auf alle irdischen Dinge mußt du nur einen flüchtigen Blick werfen; sie vergehen alle und du mit ihnen. Hänge dich nicht an sie, sonst bist du gefangen und gehest zu Grunde.“ Oder: „Wende, mein Sohn, allen Fleiß an, daß aller Orten und allenthalben dein Gemüth frei ist und du deiner mächtig bist. Unter-

wirf dir Alles, dich aber keiner Sache. Sei kein Sklave deiner Handlungen, sondern ihr Herr, ihr Anordner, gleich einem in Freiheit gesetzten Hebräer; du bist in die Freiheit der Kinder Gottes gesetzt, die das Zeitliche verschmähen und auf das Ewige sehen, die das linke Auge auf das Sterbliche richten, das rechte auf das Unsterbliche." „Siehst du jetzt, Hießl! so spricht der gottselige Thomas, und er sagt: »O seligste Wohnung der himmlischen Stadt! seligster Tag der Ewigkeit! keine Nacht verdunkelt dich! Hier in der Entfernung seufzen die Kinder der Eva über das Trübselige dieses Tages, der so kurz und böse ist, so reich an Gram und Schmerzen.«"

Hießl war ja ein Kind der Eva und schluchzte und seufzte, im Bette sitzend, und dachte bei sich, daß wohl zehnmal gescheidter die kleine Hütte des Einsiedlers mit seinen sieben schlechten Zwetschgen abgebrannt wäre, als ihr schönes, gut eingerichtetes Bauernhaus, und daß wohl besser der Einsiedler zu ihnen hinübergeflüchtet wäre. Hießl war jetzt schon etwas größer geworden und konnte beim Aufbauen des Hauses Manches mitarbeiten. Es war ihm eine Lust, selbst über seine Kraft mitzuhelfen; überall war er voran. Und welche Freude empfand er, als auf dem schwarzen Mauerwerk wiederum ein neugezimmerter, schmucker Dachstuhl sich erhob, dessen zwei Windläden vorn am First in zwei gegeneinander stoßende Steinbockköpfe sich endeten, als das Innere so unter Dach kam und es nicht mehr bis in die Stube herabregnete, als wieder

Stiegen und Fußböden angebracht wurden, neubeglaste Fenster und Thüren eingehängt und endlich nach vielem Mühen und Schaffen das ganze Haus neu und zierlicher und netter dastand, als früher, so daß sich Hießl in der freundlich lichten Stube nicht genug aufhalten konnte. So ward auch Stadel und Stall neu und zweckmäßiger hergestellt, als früher, das Vieh hineingestellt, der Stadel mit Heu und Stroh gefüllt, und der Bingishof erhob sich so neu und herrlich, wie der Phönix aus seiner Asche.

Der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

Je älter, größer und stärker unser Hießl wurde, desto mehr nahm auch Lust und Freude an seinem Besitzthum in ihm zu. Auf dem höchsten Punkt des Feldes stand ein mächtiger Kirschbaum; unter selbem pflegte Hießl manche müßige Stunde so an Sonn- und Feiertagen Nachmittags zuzubringen. Es war auch ein herrliches Plätzchen; Hießl übersah von da aus das ganze Gebiet seiner Feldungen, in deren Mitte das stattliche Bauernhaus stand; jenseits eines engen, tiefen, mit dunkelgrünen Fichten bewachsenen Thales schauten die Ruinen eines verfallenen Schlosses von einem mit Eichen bekränzten Hügel herüber; durch eine Schlucht hinab erblickte das Auge den hohen, schlanken Spitzthurm eines Dorfes; gerade gegenüber mochte Hießl die Wohnung seines Gegenfüßlers, des Einsiedlers, gewahren, der ihm nun einmal als Contrast

aufgestellt schien, eine Schattenparthie in der Landschaft, um seine Lichtparthie desto besser hervorzuheben. Mit welchem Hochgefühl blickte Hießl von diesem Punkte aus oft, besonders im Sommer, wenn Alles auf dem Felde im üppigen Wachsthum stand, in der Runde herum, und um so selbstgefälliger und befriedigter, je mehr auch er selbst jetzt durch eigene Kraft und Werkthätigkeit zum Flor des Ganzen beitrug.

Bei verschiedenen Anlässen zum Bruder Viktor hinüberzupilgern und ihn zu necken konnte Hießl auch jetzt nicht lassen; da fragte er ihn dann, auf das einzige kleine Pfännchen, in welchem Bruder Viktor seine Erdäpfel zu schmälzen, seine Wassersuppe zu kochen pflegte, deutend, was er mit soviel Pfannen mache, und in welcher er die Nudel zu kochen, die Strauben und Krapfen zu backen pflege u. dgl. Bruder Viktor ließ sich durch solche Reden nicht irre machen und wußte denselben gewöhnlich einen Ausspruch seines Thomas entgegenzusetzen, z. B.: „Unmäßige Begierde beunruhigt das Gemüth. Der Stolze, der Geizige hat nie Ruhe, der Demüthige hat großen Frieden. Eine schwache Seele, die noch am Fleischlichen hängt und sich nach dem Sinnlichen neigt, wird sich schwerlich von irdischen Begierden ganz losreißen.“

Mit Wohlgefallen bemerkte Hießl die gleiche Häuslichkeit, Fleiß, Liebe zur Arbeit, die ihn beseelte, an Mena. Es war ihm kein Geheimniß, daß deren Hand für ihn bestimmt sei. Die gegenseitige Neigung bei Beiden blieb auch nicht aus. Wenn Hießl auf einen

Markt ging in der Umgebung, kam er nie nach Haus, ohne der Mena irgend einen Kram zu bringen. Es verging kein Sonn- und Festtag des Sommers, an welchem nicht ein Blumenstrauß von Mena's Blumenstöcken auf Hießl's Hut prangte, und er that es in dieser Zierde allen Burschen des Dorfes zuvor. Gerne wallfahrtete Mena an Sonntagen Nachmittags zum sogenannten Moritzenkirchlein hinaus, das auf der andern Seite des Inns eine leichte Stunde entlegen war und bei welchem sich ein Kalvarienberg befand. Hießl machte gewöhnlich den gleichen Weg; hinauswärts verrichtete Jedes für sich bei den vielen Kapellen seine Andacht; auf dem Heimwege wußten sie sich schon zu treffen, und es war ziemlich komisch, daß Jedes sich stellte, als ob es vom gleichen Weg des Anderen ganz und gar und sauber nichts gewußt hätte und sie Beide nur der pure Zufall zusammengeführt habe. Als Ursache ihres Weges wußte Mena immer irgend ein Geschäft anzugeben, das sie in Telfs in der Färberei oder in einem Kaufladen abzumachen habe; Hießl hatte immer beim Gerber oder sonst wo etwas zu thun. Allemal aber führte Hießl die Mena in's Wirthshaus und zahlte ihr eine Halbe und einen Braten, oder sechs Paare geröstete Würstlein dazu, denn die Leute hatten guten Appetit. Bei guter Zeit gingen sie dann mitsammen nach Hause; der Weg führte sie das steile Einsiedlereck hinauf, bei der Hütte des Einsiedlers vorbei, und Hießl ging da nie vorüber, ohne ein weithin gellendes Juchhei ertönen zu lassen. Der

Bruder Viktor schüttelte dann den Kopf und sprach vor sich hin zu seinem Troste einen Ausspruch seines Thomas: „Mache dich nicht mit Weibspersonen bekannt, sondern befehle überhaupt Alle, die rechtschaffen sind, Gott dem Herrn an.“ Daß er so glücklich sei, der Weisung seines Thomas folgen zu können, brachte eine überschwengliche Seligkeit in sein Herz.

Mena mußte auf ein halbes Jahr in's Dorf hinab, um das Nähen zu lernen. Während dieser Zeit war für Hießl der Bingishof wie ausgestorben; Alles war ihm leer und öde und geschmacklos, er hatte an nichts mehr rechte Lust und Freude. Wenn er unter dem Kirschbaume draußen saß, brütete er vor sich hin und schaute nicht so seligkeitstrunken mehr auf die reichgesegneten Äcker und Wiesen umher. Eines war noch, was ihn vorzüglich vergnügte, an Samstagen das Feierabendgeläute vom Dorfe herauf zu hören, denn es verkündete ihm, daß der Sonntag komme, und am Sonntage sah er die Mena auf dem Kirchenwege, oder sie kam auch gar oft Nachmittags auf den Bingishof herauf. So wurde in Hießl's Herzen seine Neigung zu Mena bald heftige Leidenschaft.

Der alte Bingishofer bewohnte sein neugebautes Haus nicht lange; die Unglücksfälle waren an seinem Körper nicht spurlos vorübergegangen; hochbejahrt war er auch. So hatte Hießl das traurige Geschäft, seinen geliebten Vater hinabzugeleiten auf den Friedhof des Dorfes. Der Stallknecht wand ein Paar der tüchtigsten Ochsen unter's Joch und spannte sie vor

den neuen Leiterwagen; auf diesen wurde die Leiche gelegt, der Stallknecht machte den Fuhrmann; mit brennender Kerze, Hießl voran, folgten alle Bewohner des Bingishofes betend dem Fuhrwerke, das langsam auf dem holperigen Wege voranschritt. Bei jeder Bildsäule, bei jedem Stöcklein, bei jeder Kapelle ward gehalten und fünf Vaterunser gebetet; der Weg dauerte lange.

Hießl's Mutter und Mena's gleichfalls hochbejahrter Vater dachten nun darauf, das alte Heirathsprojekt zwischen ihren Kindern auszuführen und die Last des Hauswesens auf junge Schultern zu wälzen. Die alten Gränzmarken sollten weggetilgt, die Marksteine ausgerissen, der ganze Bingishof zu einem Gut vereinigt werden. Neue Thätigkeit und neues Leben begann auf demselben: der Tischler, der Maler, der Schneider, die Näherin wechselten miteinander ab; was vom Neubau nicht vollends fertig war, mußte ausgebaut werden, selbst die Kammer des alten Franz, die, weil gewölbt, vom Feuer verschont geblieben war, mußte sich's gefallen lassen, renovirt zu werden, so sehr sich Franz dagegen sträubte; der alte, wurmstichige Fußboden mußte heraus und das alte, zerlumpte Fenster damit, und ein neuer Fußboden und ein neues Fenster trat an die Stelle; der alte Franz bejammerte diese Verunstaltung seiner Kammer.

Endlich war der Samstag da, an welchem das neue Brautpaar mit den zwei Zeugen und dem Brautführer zum Handschlag in den Widdum gehen sollte.

Das war allerdings ein stattliches, herrliches Paar, und die Leute standen am Wege still und sahen nach, so lange sie konnten. Bruder Viktor sammelte dürres Holz am Wege, wo sie vorüberzogen. „Bruder Viktor," rief ihm Hießl zu, „kommt auch mit, Ihr könnt so das Nachtkochen ersparen und bekommt vielleicht etwas Besseres."

„Ist schon gekocht für mich," meinte Bruder Viktor, „brauch' nur zu wärmen!" und zwischen den Zähnen murmelte er während des Holzklaubens stille vor sich hin: „Es ist besser, im Verborgenen seine Seele besorgen, als Wunder thun und dabei sich selbst verabsäumen. Zu loben ist der Fromme, wenn er selten ausgeht, sich wenig sehen läßt und selbst auch Andere nicht gerne sieht. Was willst du das sehen, was du nicht haben darfst? Die Welt vergeht und ihre Lust mit ihr."

Nachdem das Brautexamen im Widdum vorbei war, ging's in das Wirthshaus, um das Handstreichmahl einzunehmen. Da ging es lustig und munter zu. Einer der Zeugen war Hießl's Göthe, bereits hochbejahrt, aber noch so munter und gelenkig, wie ein Dreißiger. Der Gegenstand, von dem er allein und immer sprach, war der Krieg; in Kriegszeiten und unter fortwährenden Kriegsstürmen aufgewachsen, war der Krieg auch im Greisenalter sein Wagen und Pflug. Fand zu irgend einer Zeit in Europa eben kein Krieg statt, so diskurirte er von einem Krieg in Amerika, oder China, oder Japan; das Birmanenreich

oder Afghanistan ging ihm da so nahe, als die Schweiz oder Bayern. So war ihm denn beim Handstreichmahle seines Göthen der Krieg zwischen Rußland und der Türkei eine gemähte Wiese. Bei der Hitze seines Gespräches war keine Möglichkeit, die Tabakpfeife brennend zu erhalten, und immerfort mußte er wieder nach Feuerstein und Schwamm greifen; bei seiner Beschreibung der Belagerung von Silistria stand es nicht übel, wenn er mit seinem Feuerzeuge wacker zuhämmerte, so daß die Funken nach allen Seiten stoben. Hießl verstand vom ganzen redseligen Gespräch seines Göthen blutwenig; dafür sprach er der Schüssel und dem Glase brav zu, und sorgte, daß seine Braut nie den Teller leer vor sich hatte. Erwünscht kam es ihm, daß sich nach und nach eine ziemliche Anzahl junger Bursche vom Dorfe im Wirthshause einfanden, um dem jungen Bingishofer Bescheid zu thun und ihn anzutreiben, daß er bei seiner Hochzeit fein gewiß Spielleute haben solle, sonst sei es ja kein Hochzeitmahl, sondern ein Todtenmahl. Es war merkwürdig, mit welchem Eifer ein ziemlich bejahrter, blatternarbiger Junggesell für diese alte, bereits etwas gefährdete Sitte sprach, und der kurze Uhrmacher, dem der Branntwein ziemlich im Kopfe rumorte, unter der beständigen Versicherung: „Einige Schnäpse sind gut!" ihm beistimmte; als Flügelhornspieler stand ihm ein guter Tag in Aussicht, und er kämpfte da als Cicero pro domo sua. Hießl war so gut aufgelegt, daß er nichts abzuschlagen vermochte, und hätten sie drei

Tanzmusiken nebeneinander verlangt, so hätte er eingewilligt.

Spät Abends bei hellem Mondlichte ward der Heimweg angetreten; die jungen Bursche begleiteten das Brautpaar hinaus außer das Dorf, bis zur Straße und weiter bis zum Rosenhof. „Ei was," sprach der Uhrmacher, „gehen wir ganz mit hinauf, der Hießl hat so einen guten Kerscheler in der Truhe und einige Schnäpse sind gut!" Gesagt, gethan, und unter beständigem Jauchzen und Jodeln, daß es weithin hallte durch die stille Nacht, wallte das ganze Volk dem Bingishofe zu. Auch der alte Göth mit seinem Kriegsdiskurs hinkte hintendrein und hatte einen der Bursche am Arm gefaßt, dem er nun weit und breit vormachte, daß die Russen ohne Weiteres der Türkei Meister werden müssen. Der Bursch ließ zwischenein wieder einen Jodler los und gab dann mit hundert „ja, ja, so geht's, so wird's geh'n!" dem alten Göthen recht.

Auf dem Bingishof angelangt, mußte der Hießl mit der Flasche Kerscheler, einem sechsjährigen, heraus, und der kleine Uhrmacher war der Erste hinter dem Tisch und hatte der Erste die Maßflasche in der Hand und füllte die kleinen Trinkgläser; eines davon fassend und hoch emporhaltend mit der Rechten, während er die Linke, hin- und herwendend, unter der Versicherung: „Einige Schnäpse sind gut!" am Kopfe emporhielt, ließ er das Brautpaar leben und der Chor

stimmte ein; die Lebenstage des sechsjährigen Kerscheler aber waren an selbem Abend gezählt.

Nachdem die Sippschaft auf dem Bingishof ihr Tagewerk vollendet hatte, brachen sie auf, um auf Vorschlag des Uhrmachers auch dem Schloßjoch, dem Schloßbauern drüben auf dem Schloßhügel jenseits des Thales, einen Besuch abzustatten, wo der Uhrmacher auch einen seit langer Zeit gebannten Geist, einen „Beereler" zu erlösen wußte; denn für diese Nacht war an kein Schlafengehen mehr zu denken — „einige Schnäpse waren einmal zu gut."

Der Weg führte sie bei Bruder Viktors Klause vorbei, dem bei dieser Gelegenheit ein Ständchen gebracht wurde. Vor die Klause sich hinstellend, sangen sie ein Lied um's andere. Den Anfang machte das neue Schützenlied; der kleine Uhrmacher, mit ungemein gellender Stimme, sang vor:

Von Berg und Thal herbei, herbei,
Gott grüß Euch, liebe Brüder!
Was klingt so hoch, was klingt so frei,
Wie Schützengruß und Lieder?
Schützen hoch! Schützen hoch!

Nicht lieben wir die Stubenluft:
Ein Hui! von Felsenspitzen,
Die Fahne, die zum Feste ruft,
Das ist die Lust des Schützen.
Schützen frisch! Schützen frisch!

Dem folgte:

Der Einsiedel am Bach,
Hat lauter gut' Sach',
Gut Essen und Trinken,
Gute Nudel auf d'Nacht.

Der Einsiedl am Bach,
Hat 's Singen aufbracht,
Er singt ja und jodelt,
Bei Tag und bei Nacht.

So ging es fort, lange Zeit, und es folgte ein Lied um das andere, bald ein lustiges, bald ein trauriges; endlich kam dem Uhrmacher der „Beereler" drüben beim Schloßjoch in den Kopf und dadurch bekam der Bruder Viktor Frieden; wie die wilde Jagd ging es über das Einsiedlereck hinab in's Thal; ob der Uhrmacher in selbiger Nacht noch einige Schnäpse aufgetrieben hat oder nicht — wir lassen die Sippschaft ihre nächtlichen Wege gehen. Der Bruder Viktor auf seinem harten Läger in der Zelle wiederholte sich oft die Worte aus seinem Thomas: „Selig sind die Ohren, die nicht hören, was außerhalb erschallt, sondern nur der Wahrheit zuhören, die innerher redet und lehrt."

Nach altem Brauch durfte das Brautpaar am Sonntage, wo die neuen Brautleute das erstemal von der Kanzel verkündet wurden, dem Gottesdienste in der Heimathkirche nicht beiwohnen; Hießl und Mena hatten eine Wallfahrt „zum heiligen Blut" nach dem Kloster Stams verabredet. In aller Frühe wallten sie bei des Einsiedlers Klause vorbei am Einsiedlereck herab zur Straße und auf selbiger fort nach Stams.

Dort wohnten sie den vielen Messen und dem sonntäglichen Gottesdienste bei, und beteten noch eine Stunde in der heiligen Blutskapelle, um sich den Segen des Himmels für ihren neuen Stand herabzuflehen. In Tannrain wurde auf dem Rückweg Mittag gemacht. Sie wurden als Brautleute von den Wirthsleuten erkannt, und unter Anderm mit allerlei Schleckereien und Zuckerbackwerk bedient, was dem Hießl vorzüglich mundete; die Mena packte ein tüchtiges Tüchel voll solches Zeug zusammen, um es nach Haus zu bringen und dort zu vertheilen.

Beim Dürreler, einem Wirthshause in der Rietzeraue, fanden sie den kleinen Uhrmacher und seine Sippschaft von gestern wieder bei einigen Schnäpsen. Es hatte an diesem Tage dort ein Widderstoßen stattgefunden; der siegreiche Widder, bekränzt und um und um mit rothseidenen Bändern geziert, stand vor dem Wirthshause, an der großen Linde angebunden, um im Triumphe nach Hause geführt zu werden. Die Sache war für Hießl zu interessant, als daß er nicht zukehren sollte beim Dürreler, um sich zu erkundigen um das ganze Detail und alle Umstände des stattgefundenen Wettkampfes, wie viele Stöße der Gegner ausgehalten habe rc. Jetzt war an kein Loskommen mehr zu denken. Spät erst wallte das ganze Volk nach Haus, und Bruder Viktor konnte vom Glücke reden, daß ihm nicht auch heute wieder ein Ständchen zu Theil wurde.

Am andern Tage stand Mena nicht mehr auf;

am hitzigen Fieber lag sie schwer darnieder. Das war eine traurige Geschichte für Hießl. Die ersten Tage war der Stand ihrer Krankheit zweifelhaft und somit Hoffnung zu ihrem Aufkommen; aber es wurde immer gefährlicher und die Hoffnung geringer. — Hießl wußte in der Angst nicht, wo aus und wo an; um nichts zu hören und zu sehen, verkroch er sich in die abgelegensten Winkel des Hauses oder eilte hinaus in die dunkeln Fichtenwälder; aber auch dort litt es ihn nicht lange, der Wunder und das Verlangen, zu hören, wie es gehe, führte ihn bald wieder zurück. Am liebsten rettete er sich hinüber in die Kapelle des Einsiedlers; schluchzend und weinend betete er da stundenlang vor dem Muttergottesbilde „Maria Schnee", und der Anblick der Himmelsmutter mit dem lieblichen Jesuskindlein auf dem Arme schien allein ihn noch trösten zu können. Von der Kapelle trat er in die Hütte des Einsiedlers; sonderbar, in dieser seiner größten Noth und Betrübniß glaubte er mit Niemanden reden, Niemanden sein Leid klagen zu können unter allen, ihm bekannten Menschen, als dem Bruder Viktor. Es schien ihm, wenn Mena sterben würde, nichts mehr übrig zu bleiben, als selbst Einsiedler zu werden und mit Bruder Viktor zu halten. Hießl's Zustand ging auch dem Bruder Viktor zu Herzen, er tröstete ihn so gut er vermochte, er betete mit ihm.

Mena's Krankheit dauerte lange; das hitzige Fieber ging in ein Nervenfieber über; die Gefahr wuchs mit jedem Tag; ihr Zustand wurde hoffnungslos; der

Arzt gab sie auf, man wartete stündlich auf ihren Tod. Wie ein Verzweifelnder eilte Hießl hinüber zu Bruder Viktor; laut heulend trat er in die Zelle und warf sich auf die Ofenbank. „Jetzt ist's aus, jetzt ist Alles aus!" rief er. „Jetzt geb' ich um Alles auf der Welt keinen Heller mehr. O wie glücklich bist du, Viktor, daß du nichts hast! Einsiedler werd' ich bei dir, du mußt mich annehmen, mich kann nichts mehr auf der Welt freuen, ich will nichts mehr auf der Welt haben!" Bruder Viktor trat hinzu, legte ihm die Hand auf die Schultern und sagte mit seinem Thomas: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge Jesu nach, damit du zum ewigen Leben gelangen mögest. Er geht vor dir her und trägt sein Kreuz; für dich ist er am Kreuze gestorben, damit auch du dein Kreuz auf dich nehmen und am Kreuze zu sterben ein Verlangen haben sollst." So sprach er fort und tröstete ihn; Hießl fühlte sich erleichtert; „Einsiedler werden, Alles weggeben, Alles verlassen, so mit Mena sterben und der ganzen Welt Lebewohl sagen," — dieser Gedanke leuchtete wie ein lichter Sonnenblick durch seine finstere Seele. „Trübsal und Widerwärtigkeiten sind uns zuweilen gut. Der Mensch kömmt oft dadurch zu sich selbst, er lernt, daß er ein Pilger sei und seine Hoffnung nicht auf menschliche Dinge zu setzen habe," sprach Bruder Viktor.

Hießl wollte nicht mehr fort, er dachte nichts anders, als Mena sei gestorben; er wollte nicht mehr in's Haus hinüber; sogleich wollte er den Einsiedler-

habit anziehen. „Ja, ein Pilger bin ich,“ sprach er, „und den Pilgerrock mußt du mir reichen!“

Endlich kam Mena's Mutter herüber; bei ihrem Anblick zitterte Hießl am ganzen Leibe und schrie laut auf: „Sie ist gestorben, sie ist gestorben!“ — „Getrost, Hießl, getrost,“ sprach Mena's Mutter, „sie lebt und es geht ihr besser jetzt, als früher.“ Wie athmete Hießl auf! Auch Bruder Viktor war herzlich erfreut und geleitete Hießl hinüber in's Haus.

Die Mutter hatte recht gesagt; es wurde mit Mena besser. Mit ihr schien unserm Hießl die ganze Welt neu geboren und verjüngt. Diese Tage der Noth vergaß aber Hießl in seinem Leben nicht mehr; er hatte die Hinfälligkeit des Irdischen erfahren, und ein gewisses Mißtrauen gegen alles Glück und jede Freude blieb in seiner Seele. Bruder Viktor's Lebensloos schien ihm von dieser Zeit an nicht mehr so elend und erbärmlich, und er verweilte oft in dessen Klause; auch Bruder Viktor war mit Hießl jetzt zufrieden.

Bei der Hochzeit mit Mena ging es ganz ruhig und still her; der Uhrmacher mit seinem Flügelhorn fand da keine Arbeit. Aber Wunder! Bruder Viktor mußte mit und dabei sein, Hießl und Mena hatten es nicht nachgegeben. Auch war Bruder Viktor der Pathe des ersten Kindes, nach ihm Viktor genannt. Man sah ihn auf dem Bingishof herüben, und er mochte wollen oder nicht, gar mancher bessere Bissen kam auf seinen Tisch.

Inhalt.

Druck von C. Fr. Meyer in Weissenburg.

Stelzig, J. A., Kalender für das fromme und gutgesinnte römisch-katholische **Christenvolk.** 2r Jahrg. Mit 4 Bildern. 8. geh. 36 kr. od. 12 sgr.

— — die **Kirche** und die **Gegensätze** zur selben, nach Lehre und Wirklichkeit dargestellt in Briefen an einen europäischen Freund, von einem ehemaligen Missionär in Amerika. Mit Approbation des hochw. Prager Fürst-Erzbischöfl. Consistoriums. gr. 8. (53 Bogen.) Velinp. geh. 4 fl. 48 kr. od. 3 Thlr.

Vorstehendes Werk kann zunächst allen gebildeteren Katholiken empfohlen werden, sodann ist es ganz besonders zur Belehrung der Protestanten geeignet; das Ganze enthält Briefe, die ein katholischer Missionär aus Amerika an seinen protestantischen Freund in Europa auf dessen Bitte richtet. — Mehre Bischöfe sprachen sich über das Werk höchst günstig aus.

— — die **barmherzige Schwester.** Nach d. Englischen. 2te, verb. Aufl. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 48 kr. od. 18 sgr.

— — der **Student.** Ein Zeitgemälde. 3te, durchgesehene u. verb. Aufl. 8. geh. 54 kr. od. 17½ sgr.

— — der **Trunkenbold.** Ein Bild aus dem Leben für das liebe Volk in Rahmen gefaßt. 2te, verb. Aufl. 8. geh. 36 kr. od. 11¼ sgr.

Ferner ist in demselben Verlage erschienen:

Erzählungsschriften, sämmtliche, des **Verfassers** der **Beatushöhle.** Wohlfeile Ausgabe in 16 Bänden, jeder mit 2 Stahlstichen. à 36 kr. od. 11¼ sgr.

Inhalt: 1. Die Beatushöhle. — 2. Bilder aus dem Leben. — 3. Scenen und Gespräche. — 4. Das Thal von Almeria. — 5. Die irländische Hütte. — 6. Blumenspende. — 7. Sagen und Parabeln. — 8. Der Einsiedler am Carmel. — 9. Erzählungen und Mährchen. — 10. Der Köhler aus Valencia. — 11. Die Klausnerin am Karrenberge. — 12. Die Negerin in Guyana. — 13. Heinrich von Dünkelsbühl. — 14. Geschichte von den Spielern. — 15. Otto von Regensberg. — 16. Elsbeth vom Riedhof.

Jede Erzählung ist auch einzeln zu haben, so wie auch von den sämmtlichen Werken einzelne Bändchen zur Vervollständigung der Reihenfolge verabfolgt werden.

Grundlage, die, der Gesellschaft, vom historischen Standpunkte betrachtet. 1r Thl. 8. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 sgr.

Mit dem Motto: „Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten, In meiner Seele wird es immer stiller." (Göthe.)

— — dasselbe. 2r Thl. 8. geh. 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr.

W. Menzel's Lit. Bl. 1855 Nr. 72. referirt über den 1sten Thl. und sagt am Eingange und am Ende: „Der ungenannte Verfasser geht die verschiedenen Stände und Berufsklassen der heutigen Gesellschaft durch und vergleicht die gegenwärtigen social-politischen Zustände mit denen der Vergangenheit. Das Ergebniß seiner Untersuchung ist in dem aus Göthe's Iphigenia gewählten Motto ausgesprochen: »Es ist der Weg des Todes, den wir schreiten!« — — Manche Herren von heute, die sich wieder so unbeschreiblich behaglich und sicher fühlen, werden, wenn sie solche wohlgemeinte Rathschläge nicht hören und beherzigen, auf eine unsanfte Art aus ihren Täuschungen geweckt werden."

Kirsch, A., der Pfarrer und sein Pfarrkind, oder Gespräche über Religion u. religiöse Gegenstände, für Jeden, der die Wahrheit liebt. 1ste u. 2te Lieferung. 8. geh. à 42 kr. od. 14 sgr.

„Diese Gespräche bieten des Schönen und Interessanten viel, über Religion und religiöse Gegenstände, sie verbreiten sich hauptsächlich über das, was im gewöhnlichen Leben in religiöser Beziehung am öftesten kritisirt, aber selten gründlich besprochen wird. — — Wir fügen noch bei, daß Alles auf sehr faßliche und gründliche Weise dargestellt ist. Es wird dies Büchlein Seelsorgern und Laien gute Dienste leisten und Jeden befriedigen, dem es mit Forschen nach Wahrheit Ernst ist. Besonders machen wir die Gesellenvereine auf dieses Büchlein aufmerksam." Kathol. Bl. f. Lit. Nr. 27.

Lenzen, geb. Sebregondi, M., **Nekodas.** Oder: Die Zerstörung Jerusalems. Eine Erzählung. Mit 1 Stahlstiche. gr. 12. 1 fl. 21 kr. od. 25 sgr.

— — der **Sieg des Glaubens.** Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. 2te wohlfeile Ausgabe. Mit 1 Stahlst. gr. 12. 36 kr. od. 11¼ sgr.

„Sieht man hier eine schwache Jungfrau, die aber stark ist im Herrn, alle Kämpfe siegreich bestehen, und aller zeitlichen Vortheile ungeachtet doch lieber in den Tod gehen, als Christum verläugnen, so muß uns das gewiß im Glauben befestigen. Darum wünschen wir dieser Erzählung eine freundliche Aufnahme und tiefe Beherzigung von Allen, welche noch nicht mit ganzer Seele an ihrem Glauben hängen." (Katholik.) — Wir bemerken noch

dazu, daß diese Erzählung im Geiste von „Wiseman's Fabiola", obgleich früher, als dieses Werk erschienen, gehalten ist.

Rio, F. A., die **vier Martyrien.** Nach dem Französischen bearbeitet von X. v. Falkenstein. 8. geh. 1 fl. 12 kr. od. 22½ sgr.

„Das Werk ist ausgezeichnet und überaus anziehend ebenso sehr durch seinen Gegenstand als durch die Behandlungsweise u. durch den Geist, in dem es verfaßt ist; es vereinigt in sich ein historisches, literarisches und religiöses Interesse." Kathol. Lit. Zeitg. Nr. 29.

Ullathorne, Bischof, der **heilige Berg** von **La Salette.** Eine Pilgerfahrt im Jahre 1854. Nach der dritten Auflage aus dem Englischen übersetzt von C. B. Reiching. 8. geh. 1 fl. od. 19½ sgr.

Die Wiener kathol. Literaturzeitung besprach dieses Werkchen bereits im Originale und machte auf den interessanten Inhalt aufmerksam, und sagt, daß „von ganz besonderm Werthe die darin angeführte Thatsache des zwischen den Kindern und dem hl. Vater zu Rom eingeleiteten Verkehres sei". — „Abgesehen von dem für katholische Herzen ohnedieß gewiß entsprechenden Thema kann sofort der Reisebericht des hohen Prälaten auch in Hinsicht auf seine klare und doch reizende Darstellung der Aufmerksamkeit der christlichen Lesewelt immerhin sogar als Unterhaltungslektüre empfohlen werden."

Vogelmann, Dr. A., **90 Lieder** und **Gesänge**, theils mit bekannten, theils mit eigenen Weisen, für den Familienkreis. qu. 4. geh. 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 3 sgr.

— — **55 mehrstimmige Lieder** u. **Gesänge** ohne Begleitung, für den Familienkreis. (Aus Vorstehendem bes. abgedr.) qu. 4. geh. 54 kr. od. 18 sgr.

Gegenüber von der großen Menge des nach Inhalt und Form Verkehrten in der Gesangsliteratur erwacht immer lebhafter und allgemeiner das Verlangen nach gesunder Musik. Diese erfreuliche Richtung in häuslichen Kreisen nähren zu helfen, war das Bestreben des Herausgebers. Nur Gesänge mit edler Dichtung und mit natürlich-schönen Weisen fanden nach langer Prüfung Aufnahme, so daß jeder Vater den Seinigen das Buch nicht nur ohne Bedenken in die Hand geben darf, sondern gewiß auch Gutes damit stiften wird. — Die Sammlung zerfällt in 2 Abtheilungen, eine mit —, eine ohne Begleitung des Klaviers (wovon die letztere auch allein käuflich ist). Um den verschiedenen Mitteln in den einzelnen Familienkreisen entgegen zu kommen, werden 1-, 2-, 3- und 4stimmige Lieder geboten und zwar in der mannigfaltigsten Zusammensetzung der Stimmen.